

12./13.01.19

taz 
am wochenende

Gehacktes

Ein Schüler veröffentlicht massenhaft Politikerdaten. Wie konnte das passieren?
3

Am eNDe?

Das „neue deutschland“ könnte bald pleite sein. Was, wenn die Linkspartei die Zeitung fallen lässt?
8-9

Zurück zu Rosa

100 Jahre nach ihrem Tod werden Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht zu Pop-Ikonen verniedlicht. Ein Plädoyer für ein anderes Gedenken
16, 43-45



Foto: picture alliance

Die taz wird ermöglicht durch **18.613** GenossInnen. Infos unter genos@taz.de oder 030 | 25 90 22 13. **Aboservice:** 030 | 25 90 25 90, fax 030 | 25 90 26 80, abomail@taz.de **Anzeigen:** 030 | 25 90 2 -130 /-325, anzeigen@taz.de **Kleinanzeigen:** 030 | 25 90 22 22, kleinanw@taz.de **taz Shop:** 030 | 25 90 21 38 **Redaktion:** 030 | 25 90 02 0, wochenende@taz.de, brieft@taz.de **taz Postfach:** 610729, 10923 Berlin **taz im Internet:** twitter.com/tazgerwitscher

www.taz.de

Ausgabe Berlin, Nr. 11830
€ 3,50 Ausland, € 3,20 Deutschland



Europa to go

Die EU verspricht Wohlstand für alle. Kann sie das halten? Im Bus von Stuttgart nach Vukovar
20-22



Foto: Robin Hirsch

”

„Man kann den Leuten ihren Schlaf nicht einfach wegnehmen. Die hängen daran“

Hannah Ahlheim, Historikerin, über Schlafprobleme im Kapitalismus
24-25

Die Chefin war's

Im Rundfunk Berlin Brandenburg sind so viele Frauen in Führungspositionen wie in keinem anderen öffentlich-rechtlichen Sender. Wie ist das gelungen? Ein Interview mit Personalchefin Sylvie Deléglise
35

KONTEXT:
WOCHENZEITUNG

Warum das Vermächtnis von Stuttgarts OB Manfred Rommel nichts mehr zählt

Anzeige

WIE POLITISCH IST DAS BAUHAUS?

GESPRÄCHE, KÜNSTLERISCHE INTERVENTIONEN

19. JAN
14-21.30H

EINTRITT
FREI

HKW
Haus der Kulturen der Welt

5 dinge, die wir diese woche gelernt haben

1 Horst Seehofer ist Onliner der ersten Stunde
Der CSU-Bundesinnenminister, der verstärkt Cyberkriminalität bekämpfen will, hat auf einer Pressekonzferenz unterstrichen, dass er sich – entgegen manchem Vorurteil – gut mit dem Internet auskenne. Er sei dort „seit den achtziger Jahren“ unterwegs. Nur gibt es das Internet, wie wir es heute verstehen, erst seit den Neunzigern. Wie sich das Netz über Seehofer lustig macht, ergooglen Sie am besten selbst.

2 Limonade muss süß genug sein
Lemonaid ist eine Limonade aus fair gehandelten Biozutaten, in den Geschmacksrichtungen Limette, Maracuja, Blutorange und Ingwer. Aber ist es eine Limonade, nur weil sie sich so nennt? Das wurde nun ganz offiziell angezweifelt. Ergebnis: Nein. Weil Lemonaid zu wenig Zucker enthält. Für Limonaden sind 7 Prozent Gesamtzuckergehalt vorgeschrieben, Lemonaid enthält nur 6. Die Limo muss nun aber nicht ungesünder werden. Die zuständige Behörde, das Hamburger Bezirksamt Mitte, will ein Auge zudrücken. Wie süß.

3 Grillen können eine Waffe sein
Die Opfer waren US-Diplomaten in Kuba, sie klagten über Hörverlust und Gedächtnisstörungen. Schuld daran sollten nächtliche Geräusche gewesen sein. Würde eine Schallwaffe eingesetzt? Zwei Biologen haben nun eine andere Theorie: Grillen der Art *Anurogryllus celerinictus* sollen für die Töne verantwortlich sein. Das wollen die Forscher mit einer Frequenzanalyse herausgefunden haben, in der sie eine Tonaufnahme des angeblichen Schallwaffenangriffs mit dem Sound der karibischen Grillen verglichen. Allerdings ist noch kein Fall bekannt, dass durch das Grillenzirpen ein Mensch verletzt wurde.

4 Eine dänische Zeitung will nicht fliegen
Christian Jensen, Chefredakteur der dänischen Zeitung *Politiken*, hatte es publizistisch gemeint, als er erklärte, das Blatt solle die klimafreundlichste Zeitung des Landes werden. Durch Berichte zum Thema. Die Leser wollten, dass *Politiken* bei sich selbst anfängt. Die Folge: Dienstreisen im Flugzeug nur, wenn es nicht anders geht. Und im Reisetitel mehr innerdänische Reiseziele.

5 Die Bundesregierung kann nicht fliegen
Mitglieder der Bundesregierung bleiben ebenfalls öfter am Boden. Weil ihre Flugzeuge ständig Pannen haben. Kürzlich traf es Angela Merkel, jetzt Entwicklungsminister Gerd Müller. Erst blieb er in Malawi liegen, dann in Sambia. „Das muss gründlich aufgearbeitet werden“, sagte Müller. Warum nicht zum Konzept erklären?
Sebastian Erb
Felix Zimmermann



Peter Unfried ist taz-Chefreporter

Es hat geschneit



Sie schaufeln und schaufeln. Arbeiter versuchen an diesem Freitag angestrengt, den Schnee dorthin zurückzuschaffen, wo er hingehört: in die Berge und nicht ins Restaurant auf der Schwägalp in der Schweiz. Der Schnee macht auch in Deutschland Ärger. In Bayern wurde in mehreren Landkreisen der Katastrophenschutz ausgerufen, viele Straßen sind dort wegen Lawinengefahr und umgestürzter Bäume gesperrt. Die Bundeswehr ist mit 350 Soldaten im Einsatz, sie räumen Schnee von Dächern und versorgen Eingeschneite. 300 weitere sind in Bereitschaft. Foto: Arnd Wiegmann/reuters

die eine frage

Empathie als Alleinstellungsmerkmal

Was folgt aus der Entscheidung des Grünen-Vorsitzenden Robert Habeck, Facebook und Twitter zu verlassen?

Sie sind doch von einer linken Zeitung“, sagte Jaron Lanier. Oje, dachte ich. So ein Einstieg läuft selten auf Lob hinaus. Wir saßen letzten Herbst in Saul's Restaurant & Delicatessen in Berkeley beim Mittagessen, und tatsächlich erklärte mir der Silicon-Valley-Pionier und Digitalintellektuelle heiter schmatzend den großen linken Denkfehler, das Internet betreffend. Nämlich, dass alles frei, also kostenlos sein sollte. Die Realität sind oligarchisch anmutende Monopole, die Milliarden armer Schweine ausbeuten, die unfreiwillig (wie viele Musiker und Übersetzer) oder sogar freiwillig für sie schufteten. Ich zum Beispiel stelle täglich hochklassige Politaphorismen und bescheidene SPD-Witzchen kostenlos Twitter zur Verfügung. Es macht Spaß, aber ergibt das Sinn? Auch aufwendig produzierter Verlagsjournalismus wird so verlässlich kostenlos angeliefert, dass die Leute immer irritierter werden, wenn Journalismus doch Geld kostet. In der Gegenwart des „en même temps“ (Macron) gibt es selbstverständlich positive Aspekte. Nur ein Beispiel: Junge Publizistinnen haben sich eine Stimme gegeben, vernetzt und ein Geschäftsmodell aufgebaut, ohne sich bei einem gatekeepern

penden Altredakteur einschleimen zu müssen. Großartig. Man kann für sich selbst etwas bewegen. Aber, das ist Laniers These, man kann sich oder gar die Gesellschaft nicht ermächtigen auf Plattformen autoritär orientierter Silicon-Valley-Unternehmen, deren Geschäftsmodell die totale Manipulation und Kontrolle von Menschen im Auftrag von Dritten ist. Auch wenn die positiven Bewegungen (Arabischer Frühling) sich noch so schön anlassen, am Ende gewinnt das Negative. Weil es darum geht, möglichst viel aus den Leuten herauszupressen, und dafür gibt es zwei Trigger: Mach sie wütend, oder mach sie ängstlich. Deshalb denke ich, dass der Grünen-Bundesvorsitzende Robert Habeck mit seiner Entscheidung, Facebook und Twitter zu verlassen, eine tiefere gesellschaftliche Diskussion auslösen muss, als wir sie haben. Es geht nicht um tagespolitische Kleinstrendite und strubbeljournalistische Charakterdiagnostik. Es ist nicht nichts, wenn ein Spitzenpolitiker das intellektuelle und emotionale Potenzial, die Sprache, den Mut und inzwischen auch die Kraft hat, um grundsätzliche Zukunftsfragen in die Mediengesellschaft hineinzulegen. Noch mal: Twitter und Facebook haben Vorteile, aber im Kern zielen sie auf Bestätigung oder Ab-

lenkung, auf Unterhaltung, Übertreibung, Spaltung und Eskalation. Ich verstehe das Bedürfnis, aber es wird doch wohl keiner ernsthaft denken, dass ein „Nazis raus“-Tweet mehr Folgen hat als ein kurze Erleichterung nach dem Rülpsen. Der erste große grüne Paradigmenwechsel nach 1998 ist das andere Sprechen, das sich aus der veränderten Aufgabe ergibt, die aus der neuen Weltlage folgt. Sprechen erfüllt sich nicht mehr im Sendenden und empörten Kopfschütteln, wenn ein Andersdenkender antwortet. Sondern im Zuhören, im Nachfragen, im Differenzieren, im Entwickeln des eigenen Sprechens und Denkens durch den Austausch. Es geht jetzt im wahrsten Sinne existenziell um die Frage, wie wir miteinander sprechen: in der unsmart smartphoneverseuchten Kleinfamilie, in der bröckelnden Gesellschaft, in der verunsicherten Politik. Damit wir etwas zusammen hinkriegen. Dazu braucht es den respektvollen Austausch von Argumenten, und es braucht Empathie. Es geht darum, zu verstehen oder zu spüren, dass Empathie kein Nachteil gegenüber Maschinen ist, sondern unser Alleinstellungsmerkmal. Und letztlich vielleicht ja auch der Sinn des Ganzen.

inhalt

Brexit may be
Vor der Abstimmung: Wer protestiert da ständig vor dem britischen Parlament für oder gegen den Austritt? *politik* 4

Redaktionsschluss
Wird die Linkspartei ihre Zeitung „neues deutschland“ vor dem Aus bewahren? *reportage* 8–9



Foto: Wolfgang Borrs



Illustration: Katja Gerdikova

Fortschritt durch Technik
Künstliche Intelligenz soll vieles können. Aber was genau wollen wir von ihr? *argumente* 11

Weltstadt
Eine britische Historikerin hat das ultimative Buch über Istanbul geschrieben *politisches buch* 15

100 Jahre Rosa
Am 15. Januar 1919 wurde Rosa Luxemburg ermordet. Was geht sie uns heute an? *kultur* 16

Ratzepüüh
Matratze, Ruhe, App – was macht guten Schlaf aus? *sachkunde* 24–25



Foto: picture alliance



Foto: picture alliance

Sand
Zu Besuch in der tunesischen Wüste – an einem magischen Ort. Aber auch einem, von dem man wegwill *reise* 34–35

Legende am Ende
Ein Fall von sexuellem Missbrauch erschüttert Österreichs Skisport *leibesübungen* 39

Die Spieler

Hackerangriff, Datenklau, Doxing? Gesteuert aus einem Kinderzimmer landen die Daten von mehr als tausend Menschen im Internet

Von Tanja Tricarico



Leifig ist er, akribisch. Nacht für Nacht sitzt er vor dem Rechner im Haus seiner Eltern. Und sammelt. Telefonnummern, Adressen, Bankdaten, E-Mail-Konten. Manchmal auch das Ping-Pong-Spiel von Nachrichten, veröffentlicht über WhatsApp. Ein kompliziertes Verfahren braucht er nicht. Ganz im Gegenteil – die Datensammelei ist ein Kinderspiel – im wahrsten Sinne des Wortes.

Die Rede ist von Johannes S., dem mutmaßlichen Verantwortlichen für einen der größten Datenklau-Skandale der letzten Jahre. Monatlang recherchiert er, bunkert Tausende Datensätze von über tausend Politiker*innen, Künstler*innen, Journalist*innen. Zum Beispiel von Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier und Grünen-Chef Robert Habeck, den Moderatoren Jan Böhmermann und Christian Ehring sowie von Rapper Marea und der Band K.I.Z. Er sammelt Kontaktdaten wie Handynummern und Adressen, Chats mit Familienmitgliedern und Kreditkarteninformationen. Teilweise sind die Dokumente mehrere Jahre alt. Sie alle werden nach und nach veröffentlicht. Als Vorweihnachtsüberraschung in einem digitalen Adventskalender.

Es ist ein Spiel. Ein Spiel, das Durchhaltevermögen braucht. Der Gewinner wird mit „fame“ belohnt – wie es in der Szene heißt. Im aktuellen Datenklau-Skandal ist es ein 20-jähriger junger Mann aus Homburg in Hessen. Am vergangenen Sonntag war sich das Bundeskriminalamt absolut sicher, dass er am groß angelegten Datenklau, der nur wenige Tage zuvor ans Licht kam, maßgeblich beteiligt ist.

Zwar verschleierte der mutmaßliche Täter seine digitalen Spuren. Sein Fehler: Er schwieg nicht über seine Taten. Freimütig chattete er unter dem Namen God oder Orbit mit YouTubern und Bloggern. Er machte kein Geheimnis daraus, wie leicht es für ihn war, über Menschen, „über die er sich geärgert hat“, ein Datenprofil anzulegen und dieses dann im Netz für jeden und jede zugänglich preiszugeben.

Was bewegt einen 20-jährigen Heranwachsenden aus einer hessischen Kleinstadt zu solchen Straftaten, für die

er mit mehreren Jahren Haft bestraft werden kann? „Ein Hacker ist er nicht“, sagt padeluum. Und der muss es wissen, schließlich ist er selber einer und setzt sich seit Jahren für den Schutz persönlicher Daten im Netz ein.

„Und wenn er doch Seiten oder Profile gehackt hat, ist er allenfalls ein Cracker. Einer, der Schaden verursacht hat.“ Das Verhalten des jungen Mannes hält padeluum für typisch männlich, für eine reine Selbstdarstellung und „Kinderkacke“. „Alles überall hinzukopieren ist kein guter Umgang mit Netzen und Daten.“

Der Netzaktivist unterscheidet zwischen mindestens zwei Szenen im digitalen Raum. Da gibt es diejenigen, die

Dieses Gefühl beschleicht alle, deren persönliche Informationen plötzlich auch dort erscheinen, wo sie eigentlich gar nicht hin sollen. „Wir sind gläsern im Netz. Jeder muss aufpassen, dass alles, was man tut, auch im digitalen Raum auftauchen kann und bleiben wird“, sagt Catarina Katzer. Die Sozialpsychologin spricht gar von einer verschwinnenden Grenze zwischen Realität und Online-Welt. Das Gefühl, immer und überall Ziel einer Überwachung, Ausspähung und Cyber-Angriffe sein zu können, verstärkt sich. Nicht nur über das Netz wird angegriffen, sondern schließlich auch im echten Leben.

Das Doxing – also das Sammeln privater Daten im Netz – ist kein neues Phä-

nomen. Sie wehren sich gegen eine Haltung, gegen Unternehmen, gegen Einzelpersonen, die aus ihrer Sicht heraus nicht auf der „richtigen“ Seite sind. Hackergruppen wie Anonymous gehören dazu. Vor einigen Jahren haben die Aktivist*innen Daten von KluX-Klan-Anhängern veröffentlicht. Andere haben einen rein politischen Antrieb. Etwa wenn es darum geht, den politischen Gegner mundtot zu machen, ihn zu diskreditieren und einzuschüchtern. Die Angreifer kommen sowohl aus dem Aus- als auch dem Inland und nutzen das Netz als politische Waffe.

Die dritte Gruppe ist eine, die am wenigsten zu greifen ist. In der Regel sind

chologin. Das heißt: Der Schüler saß in seinem Kinderzimmer, hackte auf der Tastatur rum und war sich dessen, was er tat, offenbar nicht bewusst. Das ist auch kein Wunder: Er sah weder die Opfer im Einzelnen noch ihre Wut oder Ängste. Hinzu kommt, dass das Gefühl für Werte, die die Privatsphäre der Menschen angehen, oft völlig ausgeblendet wird, sagt Katzer.

Ob es nicht doch um politische Inhalte geht, ist bisher nicht klar. Dem Spiegel zufolge hatte Johannes S. bereits rechtsextreme Inhalte im Netz verbreitet und sich abfällig über den Islam oder Migrant*innen geäußert. Aber: „Die Motivation des Tatverdächtigen und der Hintergrund der Taten ist Gegenstand der aktuellen Ermittlungen“, teilte Oberstaatsanwalt Georg Ungel auf taz-Anfrage mit. Was nun klar ist: Der mutmaßliche Datendieb ist bei der Justiz kein Unbekannter. Laut Generalstaatsanwaltschaft Frankfurt liegen drei weitere noch nicht abgeschlossene Ermittlungsverfahren vor. Wann die Ermittlungen abgeschlossen sein werden, ist ungewiss. Berichte, dass der Beschuldigte Informationen und Kontozugänge im Darknet gekauft hat, wurden jedoch nicht bestätigt.

Johannes S., 20 Jahre, aus der hessischen Kleinstadt Homburg, hat die Republik viele Tage in Atem gehalten. Die Hacker-Szene distanziert sich, die Politik steht ratlos vor dem Ausmaß des Datenklaus. Was bleibt, ist die Eigenverantwortung jeden einzelnen Nutzers und jeder einzelnen Nutzerin. Passwörter regelmäßig ändern, Sicherheitseinstellungen verschärfen, Virenschutz aktivieren – das sind einfache und schnelle Maßnahmen. „Wir brauchen auch neue Richtlinien über die Nutzung von Apps oder die Zugänge zum Darknet“, sagt Katzer. Es gibt keinen TÜV für Apps, für Sicherheitsstandards oder den Schutz der Privatsphäre bei ihrer Nutzung.

Ebenfalls helfen könnte eine Begrenzung der Mitgliederzahlen bei E-Mail-Anbietern. Sprich: Wenn sich eine bestimmte Anzahl an Menschen ein E-Mail-Konto bei Gmail oder GMX eingerichtet haben, kommt kein anderer mehr rein. Je kleiner der Kreis, desto sicherer die Daten.

„

„Alles überall hinzukopieren ist kein guter Umgang mit Netzen und Daten“

padeluum, Hacker und Netzaktivist

auf der „guten Seite“ stehen, Sicherheitslücken finden und schließen wollen. Und dann diejenigen, die Zerstreuung und Unterhaltung im Netz suchen, stundenlang YouTube-Videos schauen und machen, sich berieseln lassen und selbst für Berieselung sorgen. Zur letzteren Gruppe zählt padeluum den 20-jährigen Hessen. Daten zu finden sei eine Frage guter Recherchearbeit, Zeit, guter Software und Glück.

Auch padeluum ist vom aktuellen Datenklau betroffen. Auf einer Liste, die über Indymedia veröffentlicht wurde, tauchen sowohl sein Name als auch die Namen von Bekannten auf – obschon falsch geschrieben –, inklusive kryptischer Adressinformationen. Rund 200 Namen erscheinen insgesamt auf dem Datensatz. „Zwar kann ich diese Liste nicht wirklich ernst nehmen, aber das Gefühl, dass wir darauf stehen, ist nicht gut“, sagt padeluum.

„Seit Jahren werden etliche Privatleute Doxing-Opfer“, sagt Catarina Katzer. Jetzt, da auch Politiker*innen, Künstler*innen und Journalist*innen betroffen sind, wird öffentlich über das Problem gesprochen. Ein Schritt, der längst überfällig ist, sagt Katzer. Sammeln, das Ausspähen von Daten und dann deren Veröffentlichung trifft die Opfer extrem hart.

Dass die Hackerszene gar nichts mit dem Fall zu tun hat, davon ist Katzer nicht überzeugt. „Das Hacking ist ein Teil der Methode“, sagt die Cyberpsychologin. Etwa die Benutzung von Malware und das Abfischen von Informationen – über Konten bei E-Mail-Anbietern, soziale Netzwerke, Cloudsysteme, Dropbox oder andere Anbieter.

Katzer unterscheidet zwischen drei Typen von Menschen, die das Internet für ihre Interessen nutzen und fremde Daten veröffentlichen. Zum einen die

Einzelgänger. Was sie antreibt, ist ein rein persönliches Motiv. Es geht um Machtgefühl, um Überlegenheit, um Rache, um die Stärkung des Selbstwerts. Vielleicht auch um die Kompensation anderer Defizite: Im Netz können sie zeigen, was sie drauf haben. Im realen Leben nicht unbedingt. „Ich bin überlegen und kann Dinge, die andere nicht können – diese Haltung liegt oft zugrunde“, sagt Katzer. Vermutlich hat der mutmaßliche Täter des aktuellen Falls seine eigenen Grenzen austesten und beweisen wollen. Ein 20-jähriger, der den Grünen-Vorsitzenden Robert Habeck dazu bringt, Facebook und Twitter zu verlassen und eine ganze Republik aufpeitscht – das ist ein Schub fürs Selbstwertgefühl eines Heranwachsenden.

„Wir handeln im digitalen Raum, aber wir trennen unsere Handlung vom physischen Dasein“, sagt die Psy-



Auf den Beinen, um Haltung zu zeigen: in eine britische Flagge gehüllter Hund an der Seite von Brexit-Befürwortern
Foto: Toby Melville/reuters

(Un-)Einigkeit vor Westminster

Seit Monaten stehen sich Befürworter und Gegner des Brexit am Rande des Parlaments die Füße platt. Sie wollen ins Fernsehen – erst recht jetzt, kurz vor der Abstimmung über Theresa Mays Austrittsvertrag

Aus London
Daniel Zylbersztajn

„Hupt einfach!“, so steht es auf dem Plakat von Beverly DeLucy, Mutter vierer Kinder, die vor der Kreuzung nahe des britischen Parlaments steht. Die dynamisch wirkende 42-Jährige mit weißer Wollmütze, Sportanorak und Union-Jack-Handschuhen ist eine der Freiwilligen, die hier für die Brexit befürwortende „Leave-Means-Leave“-Kampagne im Einsatz sind.

Am Dienstag den 15. Januar entscheidet sich, ob das Parlament dem von Premierministerin Theresa May und der EU ausgehandelten Austrittsvertrag zustimmen wird. Im Vorfeld dieser Entscheidung, die eigentlich schon am 11. Dezember hätte fallen sollen und die dann von May verschoben wurde, hat sich die Debatte in Großbritannien noch einmal stark polarisiert. Beide Seiten, Menschen, die sich für den Verbleib in der EU einsetzen, und jene, die einen harten Brexit fordern, machen mobil. Mit Plakaten stehen sie überall im Land auf Marktplätzen, Fußgängerzonen – und vor dem britischen Parlament.

Waren es bis vor Kurzem nur zwei große Gruppen, „Leave Means Leave“ auf der Brexit-Seite und „People’s Vote“ auf der anderen, haben sich seit

Dezember britische „Gelbwesten“ dazugesellt. Sie füllen das Vakuum, das Ukip hinterlassen hat. Jener Partei, die erfolgreich zum Brexit gedrängt hatte und sich nach dem Referendum selbst zerlegte.

Anfang der vergangenen Woche kam es nun zu einem Zwischenfall im Bereich zwischen dem College Green, einer kleinen Rasenfläche, die von TV-Sendern für ihre Kameraaufbauten genutzt wird und dem Parlament auf der anderen Straßenseite: Anna Soubry, eine bekannte konservative Abgeordnete und EU-Befürworterin, wurde von einer Gruppe Männer bedrängt, als Nazi beschimpft und dabei mit dem Handy gefilmt. Was eine Debatte sowohl über Sicherheit als auch über Meinungsfreiheit zur Folge hatte. Mancher fühlte sich an die Ermordung der Labour-Abgeordneten Jo Cox durch einen rechtsradikalen Brexit-Befürworter wenige Tage vor dem Referendum erinnert.

„Mit solchen Leuten habe ich nichts am Hut“, versichert DeLucy. Sie versteht ihren Einsatz hier als „Einsatz zur Rettung der demokratischen Werte des Landes.“ Das ist der Londonerin sogar so wichtig, dass sie trotz ihrer Kinder, ihres Magisterstudiums in europäischem Recht und ihrem Job als Leiterin ei-

Rein oder Raus

Die Abstimmung
Am Dienstag, 15. Januar, soll das britische Unterhaus über den Brexit-Plan von Theresa May abstimmen. May hatte den ursprünglichen Termin (11. Dezember) mit der Begründung verschoben, dass das Abkommen zu diesem Zeitpunkt mit einer „beträchtlichen Mehrheit abgelehnt worden wäre“.

Die Folgen

Am 29. März 2019 wird das Vereinigte Königreich die EU verlassen – mit oder ohne Deal. Wenn May in der Abstimmung unterliegt, muss sie innerhalb von drei Tagen einen neuen Plan präsentieren. Möglich wäre auch eine Volksabstimmung.

ner Stiftung fast jeden Tag hier ist, und das seit Dezember: „Verstehen Sie mich nicht falsch“, informiert sie ungefragt, „ich bin für, ja, ich liebe sogar Europa. Die Union war so lange hervorragend bis Maastricht begann, die Nationen zu zerstören.“ Die Abgeordneten im Haus hinter ihr bezeichnen sie als „knave“, ein eher altdemisches englisches Wort, das so viel wie Halunken bedeutet. Ein „Brexit nur dem Namen nach“, das würde ihr und denen, die sie vertritt nicht zusagen, denn „das sei nicht das, wofür die Mehrheit des Volks gestimmt hat“. Sie behauptet, dass normalerweise auch andere Europäer hier mit ihr stünden, auch wenn gerade keine da seien. Endlich hupt auch ein Auto.

An einer anderen Stelle steht Harry Todd, 27, bebrillt, übergewichtig und mit blauer original „Leave-Means-Leave“-Jacke sowie entsprechender Fahne ausgestattet. Jemand macht neben ihm ein Selfie. Todd gibt sich als Organisationsleiter für „Leave-Means-Leave“-Kampagnen zu erkennen. Seit Anfang der Woche läuft die Aktion Outrage, ein Spiel mit dem Wort *out*, das symbolisch für den Brexit steht, zugleich kann aber Outrage auch Frevel bedeuten. Mit Hilfe von Outrage sollen vor der Abstimmung im Parlament alle Bre-

xit-Befürworter so sichtbar wie möglich werden. Todd allerdings überrascht nun mit dem Bekenntnis: „Ich wählte eigentlich ‚Remain‘.“ Und das, obwohl er aus Sunderland stammt, dem tiefsten Nordosten Englands, wo 61 Prozent der Bevölkerung „Leave“ wählten. Heute aber ist Todd für einen extremen Brexit. Und wenn der nicht stattfindet? Dann drohe „die größte konstitutionelle Krise aller Zeiten“, warnt er, bevor seine Stimme hinter lautem Getörmel und Glockengeläut verschwindet.

Der Lärm entstammt einem alten, über 100 Jahre alten Holzwagen, den der Ökonom David Waller und seine Frau Nancy heute aus Shropshire im Nordwesten Englands hierher an den Rand des College Green gebracht haben. Am Wagen sind eine Glocke und eine Trommel befestigt: „Die Glocke ist eine symbolische Freiheitsglocke“, erklärt David Waller. „No Deal, No Problem“, steht am Wagen, während Waller vom ehemaligen industriellen Glanz des Landes schwärmt und an die Gefallenen der Weltkriege erinnert, die für die Freiheit gekämpft hätten. Die beiden sind erst zum zweiten Mal in London, wo zu protestieren. Beim ersten Mal, einem Brexit-Marsch, fanden sie sich unter Rechtsradikalen wieder: „Das sind wir nicht, wir sind moderat und politisch in der Mitte“, versichert David und blickt in die Richtung einer Gruppe von Leuten in gelben Schutzwesten.

„Schaut euch dieses Video an“, fordert eine ältere Frau in der Gruppe die anderen auf. Für ihr Alter hat sie einen harten Look. Sie ist an die 60, trägt kurze Haare, eine Bomberjacke, ihre Stimme ist tief. Auf ihrem Handy läuft die Szene mit Soubry in Zeitlupe. „Es sieht so aus, als ob einer der Männer einem anderen was zusteckt“, sagt sie. „Man hat uns das mit dem Nazizeug angehängt, durch Leute die absichtlich provozierten, um uns einen schlechten Namen zu geben“ ergänzt ein dicklicher Mann, Mitte 50, auf dessen gelber Weste ein großer Union Jack zu sehen ist. Keiner von den etwa zehn Versammelten möchte namentlich in der Presse erwähnt werden: „Wir trauen euch nicht mehr“, sagen sie. Samstag wollen die „Gelb-

westen“ sich zum ersten Mal in Tausendschaften vor dem Parlament versammeln. „Es geht uns nicht nur um den Brexit, sondern auch „um Gerechtigkeit, um Kumpels, die zu Unrecht im Knast sind, um Wohnungen für Veteranen statt für Flüchtlinge. Aber Sie werden das eh nicht in ihrer Zeitung schreiben.“

Vielleicht zehn Meter von ihnen entfernt steht an der Ab-



Mit Lautsprecher: Stellungnahme gegen den Brexit
Foto: Henry Nicholls/reuters

„Es ist nicht das ganze verdammte Volk, das für den Brexit gestimmt hat. Deshalb bin ich hier“

Ruth Fryer, Aktivistin

sperrung zum Medienbereich Steven Bray, 49. Er gehört nicht zu den „Gelbwesten“, sondern trägt einen blauen Zylinderhut mit den Worten „Stop Brexit“ und eine mit gelben Sternen versehene britische Fahne. Bray ist das bekannteste Gesicht der EU-Befürworter*innen. Bei Fernsehübertragungen stellt sich Bray seit siebzehn Monaten beständig in den Hintergrund. Er stammt aus Devon im Westen Englands. Durch seine Präsenz,

er lebt momentan bei Unterstützern in London, entstand die von ihm gegründete Bewegung So-dem (Stand of Defiance European Movement). Warum all die Mühe? „Es war mir einfach sehr wichtig, dass die Stimme der Remainer präsent ist.“ Er bekommt viel Lob, wird aber auch beschimpft. Dennoch kenne er viele von der anderen Seite, man grüße sich. Nur die Neuen hätten für Ärger gesorgt. Er zeigt auf seine kleine Kamera, die an seiner Jacke steckt und alles vor ihm aufnimmt. „Die neuen Rechtsradikalen sind darauf aus, sich mit uns anzulegen.“

Auch Sue, 57, die neben ihm steht und versucht mit Fahnen und blauen Luftballons in den Hintergrund von TV-Übertragungen am College Green zu gelangen, trägt eine kleine Körperkamera. Die ehemalige Krankenschwester, die aus Sicherheitsgründen ihren Nachnamen nicht nennen möchte, erzählt, wie ihr Vater einst in Frankreich im Sterben lag und der Familie aufgrund der europäischen Abkommen keine Kosten entstanden. Dieser Gedanke bestärke sie – und auch, dass „mein Vater gegen die Nazis im Zweiten Weltkrieg kämpfte und sich in Großbritannien tapfer gegen Faschisten stellte“. Sie ist fast täglich hier, obwohl sie nicht aus London kommt. Auch sie logiert bei Freunden.

So wie Ruth Fryer, 66, eine ehemalige Englischlehrerin, die fast so lange wie Steven Bray hier vor Ort ist. „Das war alles nicht geplant, sondern Zufall. „Ich sagte nach dem Referendum: Es ist nicht das ganze verdammte Volk, das für den Brexit gestimmt hat. Deshalb bin ich hier.“ Hat sie hier vor dem Parlament Neues gelernt? „Ja, wir sind oft zu freundlich in England. Es gibt Momente, etwa wenn wir von den Rechtsgerichteten angemacht werden, wo man standhaft und klar sein muss.“

Gegen Nachmittag steigt die Anzahl der Menschen, die vor dem Parlament zusammenkommen. Man muss sehr genau hinschauen, um erkennen zu können, zu welcher Seite sie gehören. Und nur in einer Sache sind sich alle einig: Mit dem Absegnen eines May-Deals wäre am Dienstag kaum jemand zufrieden.

Anzeige

ESSEN IST POLITISCH!

WIR HABEN ES SATT!

DEMO 19.1.

12 UHR
BRANDENBURGER TOR, BERLIN
WWW.WIR-HABEN-ES-SATT.DE

2019



Das

der Lebensmittel

Ist das gesund? Lange Zeit wollten Hersteller und Händler von Lebensmitteln das lieber klein gedruckt beantworten. Doch ab diesem Monat drucken Danone und Iglo ein neues Nährwertlogo auf ihre Verpackungen. Fischstäbchen für alle! Guten Appetit!

Von **Hanna Gersmann**

Zu Beginn ein bisschen Reklame, sie stammt vom Discounter Netto. Im Bild zu sehen sind Zuckerkristalle, die auf schwarzem Grund liegen und ähnlich wie Kokain zu schmalen Linien geformt sind. Darunter steht der Slogan: „Das weiße Zeug tut dir nicht gut!“

Ist Zucker so gefährlich wie Koks? Das ist ja allerhand, fand die Wirtschaftliche Vereinigung Zucker, und schaltete ihrerseits eine Gegenanzeige: „Dealer gesucht? Dann geh doch zu Netto!“ Dazu erklärte der Lobbyverband der Zuckerindustrie: „Lebensmittel und Drogen auf eine Stufe zu stellen schadet. Allen.“

Jahrelang hat sich die Nahrungsmittelindustrie darauf konzentriert, Produkte mit viel Zucker, Salz, Fett verlockender zu machen – und die Kunden süchtig. Die Branche setzt knapp 160 Milliarden Euro um. Ihre Lobby wehrte jeden Versuch ab, die Verbraucher vor Ungesundem per Gesetz oder Vorschrift zu schützen. Doch die ersten Handelskonzerne scheiterten aus. Und mit ihnen die ersten Produzenten.

Die Provokation von Netto stammt bereits aus dem vergangenen Sommer. Und jetzt zieht Danone nach, einer der größten Lebensmittelproduzenten weltweit: Er druckt ein neues Nährwertlogo auf die Verpackungen seiner Joghurts, Puddings, seiner insgesamt 70 Molkereiprodukte. Ab diesem Monat kommen sie Schritt für Schritt in die deutschen Kühlregale. Tiefkühlkosthersteller Iglo macht das ebenso für seine Fischstäbchen, seinen Spinat und so fort. Gewiss ist das auch gute Werbung, aber es sieht nach mehr aus. Denken diese Firmen etwa ernsthaft um?

„Ja, denn sie üben Druck auf alle aus, die anderen der Branche, die Politik“, sagt eine, die es wissen muss. Luise Molling beobachtet für die Verbraucherorganisation Foodwatch, wie es um gesundes Essen steht, gilt als eine der strengsten Kritikerinnen der Branche. Nächste Woche reist sie nach Brüssel, wird bei der Europäischen Kommission werben, ein Nährwertlogo EU-weit zur Pflicht zu machen. Es ist nicht das erste Mal, aber diesmal „könnte sich mehr tun“, sagt sie. Für sie läuft es jetzt besser als noch vor wenigen Monaten.

Wie viel Zucker ist im Saft? Das weiß nur jede Vierte

In der Hauptstadt Europas wird seit langem über eine leicht verständliche Kennzeichnung gestritten. Bisher ging es viel um die Ampel, mit der die Briten be-

reits seit 2006 Erfahrung haben. Sie zeigt, ob ein Produkte jeweils zu viel Fett, zu viel Salz, zu viel Zucker pro 100 Gramm enthält. Rot steht für: Anteil ungesund, gelb für mittel, grün für unbedenklich.

Mit Großbritanniens Austritt aus der Europäischen Union sei die Zukunft des Modells aber fraglich, meint Molling. Wissenschaftler hielten es auch nicht mehr für das Beste. Sie favorisieren das französische Nutri-Score-System, weil es am „verständlichsten“ sei. Es ist das System, mit dem nun auch Danone und Iglo arbeiten.

Der Unterschied zur Ampel: Es gibt für die Zutaten nicht jeweils eine Bewertung, sondern eine für alles zusammen. Dafür beschränkt sie sich nicht auf Grün, Gelb, Rot, sondern hat fünf Stufen, ergänzt durch Buchstaben: Vom dunkelgrünen A für günstige Nährwerte, über ein gelbes C bis zum roten E.

Ernährungsexperten haben dafür ein Punktesystem entwickelt, bei dem günstige und ungünstige Nährwertbestandteile bewertet und dann verrechnet werden. Plus gibt es für Ballast-

Klassischen Fischstäbchen sind B, Germknödel landen bei D. Ein E gäbe es etwa für Ketchup



Foto: Archiv

stoffe, Proteine, Obst und Gemüse, Minus für einen hohen Gehalt an Kalorien, Zucker, Fett oder Salz.

Die französische Regierung hat Nutri-Score schon 2017 eingeführt, allerdings die Unternehmen nicht verpflichtet, es zu nutzen, das kann nur die EU. Im vergangenen Sommer hat die französische Gesundheitsbehörde eine Umfrage dazu gemacht: 91 Prozent der Franzosen finden das Modell demnach unterstützenswert. Mittlerweile drucken es dort 85 Hersteller auf ihre Waren. Auch Danone.

Es nach Deutschland zu exportieren ist für Danone vergleichsweise einfach. Es bekommt für kein Produkt ein rotes E. Iglo auch nicht. Die klassischen Fischstäbchen sind B, jene mit Vollkornpanade sogar A, die mit Backteigpanade C. Und die Germknödel des Hamburger Unternehmens landen

bei D. Ein E gäbe es etwa für Ketchup, Schoko-Brot aufstrich oder die klassische Coca Cola. Das produzieren andere. Warum sollten die sich auf so ein Fischstäbchen-ABC einlassen?

Philipp Kluck, der das Iglo-Marketing leitet, sagt: „Eine Auszeichnung mit D oder E ist nicht schlimm.“ Eigentlich wisse doch jeder, dass der Germknödel eine Süßspeise ist, also nichts für jeden Tag oder mittags und abends.“ Bei der Kennzeichnung gehe es darum, dass der Verbraucher leicht erkennen kann, was er insgesamt in seinen Einkaufskorb legt, „um sich einen ausgewogenen Essenplan machen zu können.“

Tatsächlich haben die Deutschen ein Problem. Zwei Drittel der Männer und gut jede zweite Frau in Deutschland gelten als übergewichtig oder adipös, also fettleibig. Bluthochdruck, Probleme mit Herz, Kreislauf, den Gelenken und Diabetes drohen. Das hängt nicht allein mit dem Essen zusammen, aber auch.

Verbraucher ahnen oft nicht, was in ihren Mahlzeiten steckt. In einer Studie des Max-Planck-Instituts für Bildungsforschung mit mehr als 300 Eltern-Kind-Paaren unterschätzten drei von vier Eltern den Zuckergehalt von Lebensmitteln, vor allem in Fruchtjoghurt oder Orangensaft. Und das ist nur ein kleines Segment.

Ein klassischer Rewe- oder Edeka-Supermarkt führt knapp 10.800 verschiedene Artikel. Und durch die oft klein geschriebene Nährwertalgebra auf der Rückseite der Packungen steigen wohl nur die wenigsten durch. Im Schnitt essen die Deutschen pro Tag 100 Gramm Zucker, das sind 24 Teelöffel. Die Weltgesundheitsorganisation (WHO) rät, sich auf 6 Teelöffel zu beschränken. Beim Salz sieht es nur wenig besser aus. Davon essen in Deutschland Männer 10 Gramm am Tag, Frauen 8,4 Gramm. Die WHO empfiehlt 5 Gramm, also einen gestrichenen Teelöffel.

Die Ernährungsbranche steht unter Druck. Das zeigt sich in Frankreich. Dort verlangen Supermarktketten wie Carrefour, Auchan oder Intermarché, dass peu à peu ein Nutri-Score die Verpackungen zielt. Sie müssen ihre Produktion dafür nicht umstellen, keine Rezepturen neu erfinden. Ihnen kann im Grunde egal sein, was sie verkaufen, solange sie es verkaufen. Und Kunden werden aufmerksamer.

In einer Forsa-Umfrage für den Ernährungsreport 2019, den Bundesagrministerin Julia Klöckner in dieser Woche vorgestellt hat, gaben 84 Prozent der Bürger an, großen Wert auf Angaben zu Inhalts- und Zusatz-

stoffen zu legen. Lebensmittel-expertin Carolin Krieger vom Bundesverband der Verbraucherzentralen, dem vzbv, fordert deshalb Hersteller auf, es Danone gleich zu tun: „Aber nicht mit immer neuen Kennzeichnungen. Wir brauchen eine einheitliche Lösung.“

Julia Klöckner ist gern skeptisch

Immerhin: Die großen Konzerne Nestlé, Mondeléz oder Unilever wollten sich eigentlich eine eigene Ampel ausdenken, nannten das Modell „Evolved Nutrition Labelling“, schlossen dafür mit Coca-Cola, Pepsi und Mars eigens eine Allianz.

„Selbst eine Süßigkeit wie die Nutella von Ferrero, die zu mehr als der Hälfte aus Zucker und zu knapp einem Drittel aus Fett besteht, hätte keine rote Ampel bekommen“, sagt Foodwatch-Expertin Molling. Im November stoppten die Unternehmen die Initiative. Unilever räumt ein, dass die „Unterstützung“ gefehlt habe. Nestlé erklärt, dass die EU-Kommission nun im „Dialog“ ein „einheitliches System für die freiwillige Nährwertkennzeichnung“ definieren solle.

Molling wird sich am kommenden Mittwoch in diesen Dialog einmischen. Länder wie Belgien oder Spanien hat sie mittlerweile auf ihrer Seite. Die

haben schon im vergangenen Jahr Nutri-Score-Modelle eingeführt.

Und Deutschland? Bundesagrministerin Julia Klöckner (CDU) will bis zum Sommer ein Modell vorlegen, äußert sich aber gern skeptisch gegenüber vereinfachten Darstellungen. Besonders eigenwillig ist ein Vorschlag der Italiener: Sie wollen ein Bild in Form einer Batterie, die umso voller sein soll, je mehr Zucker im Produkt ist. Tatsächlich würde das wohl kaum einer als Warnung verstehen, eher als plumpe Reklame: „Ausgebrannt? Hiermit lädst du deinen Akku wieder auf!“ Dann lieber das Fischstäbchen-ABC.

Anzeige

»Wer sich nicht bewegt, spürt seine Fesseln nicht.« Rosa Luxemburg



100. Todestag von Rosa Luxemburg am 15. Januar 2019

832 Seiten
€ 32,- [D]
Auch als E-Book

Rosa Luxemburgs Freiheitsbegriff und ihr unbedingter Internationalismus ließen sie zur Ikone des weltweiten Protests der 1968er-Bewegung werden. In ihrer Gedanken- und Ideenwelt ist vieles zu finden, was auch heute, in einer Zeit des wiedererwachenden Nationalismus, anregend und wichtig ist.

Die erste Darstellung, die in Kenntnis des Gesamtwerks von Rosa Luxemburg und auf der Basis vieler neuer Quellen geschrieben worden ist.

Zahlreiche Veranstaltungstermine von Prof. Ernst Piper und Leseprobe unter www.blessing-verlag.de/piper

BLESSING VERLAG

11,2

Milliarden Euro im Plus: So lautet die Bilanz des Bundeshaushalts 2018. Der Überschuss ergibt sich aus mehr Steuereinnahmen und weniger Investitionen. Ein Großteil des Geldes soll in die Umsetzung des Ganztagschulprogramms und die Finanzierung der steuerlichen Forschungsförderung in Unternehmen fließen, hieß es am Freitag.

Quelle: Reuters

Alternative fürs Pegida-Milieu

Konkurrenz von noch weiter rechts: AfD-Spitze hält Poggenburgs Abspaltung für bedeutungslos

Aus Riesa **Sabine am Orde**

Der Zeitpunkt zumindest war gut gewählt. Kurz bevor die AfD am Freitag im sächsischen Riesa zum Bundestagparteitag zusammenkam, um in den kommenden vier Tagen ihr Wahlprogramm zur Europawahl zu verabschieden und ihre Liste zu komplettieren, verkündete André Poggenburg seinen Austritt aus der AfD und die Gründung einer neuen Partei. Diese soll bereits bei den Landtagswahlen in Sachsen, Brandenburg und Thüringen im Herbst antreten. Aufmerksamkeit also war garantiert.

Die neue Partei, für die Poggenburg bislang ein gutes Dutzend Mitstreiter haben will, heißt „Aufbruch deutscher Patrioten“, kurz AdP, das Parteiensymbol ist eine Kornblume. Dies macht auch die Richtung klar, in die es gehen soll: Die blaue Blume war das geheime Erkennungszeichen österreichischer Nationalsozialisten. Anders als die bisherigen AfD-Abspaltungen der Ex-Parteichefs Bernd Lucke und Frauke Petry kritisiert Poggenburg die Partei von rechts.

Poggenburg, der 2016 als Spitzenkandidat bei der Landtagswahl in Sachsen-Anhalt mit 24,3 Prozent das bundesweit bislang beste Ergebnis für die AfD eingefahren hat, war lange Zeit neben Björn Höcke der zweite starke Mann in der rechten Strömung innerhalb der AfD, die sich selbst „der Flügel“ nennt. Dass es schließlich zum Zerwürfnis kam, hatte weniger inhaltliche Gründe, eher ging es um Fragen des Stils und der Macht.

Die Führung der AfD gab sich in Riesa gelassen. „Ich wünsche André Poggenburg persönlich alles Gute. Sein neues politisches Projekt ist nach meiner Überzeugung ein aussichtsloses“, sagte Parteichef Jörg Meuthen der dpa. Ähnlich äußerte sich auch der Co-Vorsitzende Alexander Gauland: „Poggenburg hat keinerlei Resonanz in der Partei. Ich halte es für sehr unwahrscheinlich, dass jemand aus der Bundestagsfraktion ihm in die politische Bedeutungslosigkeit folgen wird.“

„Jede Abspaltung schadet uns“, gab dagegen der sächsische Landeschef Jörg Urban gegenüber der taz zu. „Aber die Wähler wissen: Stimmen für Splittergruppen sind verlorene Stimmen.“ Der sächsische Bundestagsabgeordnete Jens Maier, der selbst am ganz rechten Rand der AfD steht, hat da mit Blick auf die sächsische Landtagswahl im September mehr Bedenken. „Ein Teil des Pegida-Milieus könnte in diese Richtung abgleiten“, sagte Maier der taz. „Das kann uns Stimmen und schließlich den Sieg kosten.“ Das Ziel der AfD ist es, in Sachsen stärkste Kraft zu werden. Nun könnte sie von zwei Seiten Konkurrenz bekommen: von Petrys Partei „Blaue Wende“ und von Poggenburgs AdP.

André Poggenburg selbst gibt sich optimistisch: „Dass wir die Fünfprozenthürde im Osten schaffen, davon gehen wir aus“, sagte er der dpa. Als Begründung für seinen Schritt nannte er einen vom Bundesvorstand angeblich forcierten „Linksruck“ der AfD, um einer Beobachtung durch den Verfassungsschutz zu entgehen.

was macht die bewegung?

**Samstag, 12. Januar****Riesa | Gegen den AfD-Parteitag**

Aus ganz Deutschland reisen an diesem Wochenende Menschen in die sächsische Stadt Riesa, um gegen den dort von der AfD geplanten Parteitag zu protestieren. Bei den Bundestagswahlen 2017 wurde die AfD in diesem Wahlkreis in der Auszählung der Erststimmen auf den zweiten Platz hinter die CDU gewählt. Eine Gewöhnung an die chauvinistischen bis nationalistischen Standpunkte der Partei im Politikalltag wollen viele Menschen in Riesa jedoch nicht un widersprochen lassen. 13 Uhr, Bahnhof Riesa

Freiburg | Außer Kontrolle gegen neue Polizeigesetze

Auch in Baden-Württemberg fordert beispielsweise die CDU eine Verschärfung des Polizeigesetzes. Die Befürchtung der Kritiker*innen: Mit der Verschärfung werde ein Rückbau von Freiheitsrechten vorangetrieben. Dagegen will man sich mit einer Demonstration positionieren. 17 Uhr, Platz der Alten Synagoge/Theatertreppe

Montag, 14. Januar**Leipzig | Aufruf 2019**

„Gesellschaft gestalten, statt Ängste zu verbreiten; Probleme lösen, statt Sündenböcke zu schaffen; Demokratie leben, statt sie auszuhöhlen“, das sind die formulierten Ziele des Bündnisses „Aufruf 2019“. Die Initiatoren wollen die Bevölkerung im Jahr der sächsischen Landtagswahl zu mehr demokratischem Engagement animieren. Dafür plant das Bündnis für das gesamte Jahr partizipative Projekte. Den Auftakt markiert eine Demonstration am Montag durch die Leipziger Innenstadt. 18 Uhr, Nikolaikirchhof

Dienstag, 15. Januar**Dresden | Wie weiter in Brasilien?**

Nach dem klaren Wahlsieg des Rechtsextremen Jair Bolsonaro steht die brasilianische Demokratie vor ihrer härtesten Bewährungsprobe seit dem Ende der lateinamerikanischen Militärrégime. Wie wird es mit Bolsonaro weitergehen? Das diskutiert Gerhard Dilger in der „Wir AG“. 18 Uhr, Martin-Luther-Straße 21



Friedensgipfel: Sahra Wagenknecht und Katja Kipping haben sich wieder lieb. Irgendwie
Foto: Jörg Carsten-sen/dpa

Burgfrieden in der Linken

Bei ihrer Klausur vertagt die Linksfraction ihre Konflikte – und fordert eine neue Arbeitslosenhilfe

Aus Berlin **Martin Reeh** und **Anna Lehmann**

Die Linkspartei geht mit der Forderung nach einer Wiedereinführung der früheren Arbeitslosenhilfe in das Wahljahr 2019. Sie soll für alle gelten, die mehr als 20 Jahre in die sozialen Sicherungssysteme eingezahlt haben, sagte Fraktionschefin Sahra Wagenknecht zum Abschluss einer zweitägigen Klausurtagung in Berlin. „Wenn man 50 oder 55 Jahre alt ist, ist es nicht mehr so einfach, einen Job zu bekommen“, sagte sie. Der neue Vorschlag soll helfen, auch in solchen Fällen den Lebensstandard einigermaßen zu halten. Die alte Arbeitslosenhilfe war mit Einführung der Hartz-IV-Gesetze unter Rot-Grün abgeschafft worden.

Bei der Tagung wurde der Wille der Linkspartei deutlich, die Grabenkämpfe um Flucht und Migration des vergangenen Jahres hinter sich zu lassen. 2019 wird in Bremen, Brandenburg, Sachsen und Thüringen gewählt, dazu kommen die Europawahlen. „Wir haben in Europa einen Kulturkampf von rechts. Wenn in einer solchen Situation die Linke meint, sich in Detailfragen zerstreuen zu müssen, nimmt sie ihre Verantwortung nicht wahr“, sagte Wagenknechts Ko-Fraktionschef Dietmar Bartsch. Deshalb stimmte auch Wagenknecht einem Beschluss der Fraktion zu, den „Unteilbar“-Demonstrationen zu, der die Aktionen unterstützt. Noch im letzten Jahr hatte sie den Aufruf zu der großen Demonstration gegen rechts in Berlin kritisiert,

was für deutlichen Unmut in der Partei gesorgt hatte.

Umgekehrt waren die Abwahlpläne gegen Wagenknecht schon vor der Tagung abgeräumt worden. Auch der Wagenknecht-Kritiker Thomas Nord, der Ende 2018 zwischenzeitlich mit seinem Austritt aus der Fraktion gedroht hatte, zeigte sich am Ende der Klausur zufrieden: „Es war eine gute Tagung, bei der die realen Probleme und auch die Differenzen auf den Tisch gekommen sind“, so Nord zur taz.

Endgültig beigelegt sind die Pläne, Wagenknecht als Fraktionschefin abzulösen, allerdings nicht. Im Herbst, vor der Landtagswahl in Thüringen, steht die reguläre Neuwahl der Fraktions Spitze an. In der Partei gibt es Überlegungen, diese auf einen Termin nach der Landtagswahl zu verschieben. Das würde Wagenknechts Chancen mindern, weil die Fraktion dann nicht mehr zur Geschlossenheit gezwungen wäre, um die Wiederwahl von Ministerpräsident Bodo Ramelow nicht zu gefährden.

Auch die Europawahl im Mai stand auf der Tagesordnung der Klausurtagung. Bisher zeichnet sich ab, dass die traditionellen Differenzen in der Linkspartei zwischen denen, die an eine Reformfähigkeit der EU glauben, und denen, die daran zweifeln, nicht zu heftigem Streit führen werden.

Laut einer Insa-Umfrage vom Dezember 2018 erhielt die Linkspartei bei der Europawahl 9,5 Prozent. Das ist für die Partei, die bei Europawahlen traditionell schlechter abschneidet als bei den Wahlen zum Bundestag, ein positives Zeichen.

Noch ein Polizist mit Neonazi-Verbindungen

Von **Christoph Schmidt-Lunau**

Das hessische Landeskriminalamt hat am Freitag gegenüber der taz einen Bericht der *Süddeutschen Zeitung* (SZ) zurückgewiesen, nach dem gegen einen weiteren Polizisten aus Hessen wegen der Weitergabe von Daten an Neonazis ermittelt werde. Der Beamte sei seit 2017 in Niedersachsen beschäftigt. Das dortige Innenministerium teilte der taz dagegen mit, der beschuldigte Beamte arbeite zwar seit April 2017 in Niedersachsen, die Ermittlungen bezögen sich jedoch auf Vor-

würfe aus seiner Zeit in Hessen. Die Linksfraction im hessischen Landtag beantragte eine Sondersitzung des Innenausschusses.

Die SZ hatte zuvor berichtet, im Strafverfahren gegen zwei mutmaßliche Gewalttäter aus der Neonaziszene vor dem Landgericht Halle in Sachsen-Anhalt von Ermittlungen gegen den Beamten erfahren zu haben. Die Angeklagten werden beschuldigt, mit ihrem Auto in Halle Menschen gejagt und zwei Wanderer schwer verletzt zu haben. Ihre T-Shirts trugen den Schriftzug „Aryans“ (Arier) und die rassistische Parole „Support Your Race!“ Aus Chat-

protokollen der Tatverdächtigen, so die SZ, ergebe sich, dass sie ein Beamter aus Hessen mit Daten aus dem Polizeicomputer beliefert habe. „Das Netzwerk rechtsradikaler Polizisten in hessischen Polizeidienst ist offenbar größer als bekannt“, folgert die SZ.

Ende 2018 hatte sich herausgestellt, dass fünf Beamtinnen der Frankfurter Polizei über das Internet Hitlerbilder, Hakenkreuze und fremdenfeindliche Parolen ausgetauscht hatten. Diese Chatgruppe war bei Ermittlungen zu einem Drohbrief gegen eine Rechtsanwältin aufgefallen, der mit „NSU2.0“ unterschrieben war.

die drei fragezeichen

„Nur mit der Zange in den Kochtopf“

1 taz am wochenende: An jedem zweiten Hähnchen im deutschen Handel wurde 2017 der Durchfallerreger Campylobacter gefunden. Wie kommt der dorthin? Wiebke Franz: Der lebt zunächst im Darm der Hühner. Wenn sie bei der Schlachtung zerlegt werden, kann der Erreger an die Oberfläche der Tiere gelangen. Werden dann die gleichen Messer oder Ablageflächen verwendet, kann er von einem Hähnchen auf das nächste übertragen werden.

2 2011 waren noch nur 30 Prozent der Hähnchen im Handel betroffen. Warum sind es heute so viele mehr? Das liegt an der Massentierhaltung. Wenn die Hühner sehr dicht gehalten werden, bekommen sie auch dieselben Krankheiten – sie tappen ja im selben Kot. Auch Antibiotika wirken nicht mehr, weil die Tiere resistent geworden sind. So verbreiten sich die Erreger immer schneller.

3 Wie gefährlich ist das für die Konsumenten – und was können sie tun? Kommt ein gesunder Erwachsener mit dem Erreger in Kontakt, bekommt er meist unangenehmen, aber harmlosen Durchfall. In Ausnahmen kann es zu schlimmeren Erkrankungen wie Nervenstörungen kommen, besonders bei Menschen, deren Immunsystem geschwächt ist: Hochbetagte, Kleinkinder, Schwangere und stillende Mütter. Alle Konsumenten sollten Geflügel gut durchgaren und es mit einer Zange in den Kochtopf werfen. Bitte nicht waschen, sonst könnte die Spüle kontaminiert werden. Sollte das Hähnchen verschmutzt sein, lieber mit einem Papiertuch abtupfen und dieses anschließend sofort wegwerfen. Hygiene ist wichtig, denn es reichen schon sehr kleine Erregermengen für eine Infektion aus.

Interview: Jana Lapper

Wiebke Franz, 56, ist Ernährungsexpertin der Verbraucherzentrale Hessen



Foto: privat

länderkunde

Myanmar



In Myanmar hat ein Gericht die Berufung von zwei Reuters-Journalisten gegen ihre jeweils siebenjährige Haftstrafe wegen des „Verrats von Staatsgeheimnissen“ abgelehnt. Die Richter befanden, die Verteidiger hätten nicht genug Beweise für die Unschuld der beiden Journalisten beigebracht. Deshalb sei das Urteil „eine angemessene Strafe“. Die Reporter können noch Revision vor dem obersten Gerichtshof einlegen. (epd)

zeitpunkt

14. Januar 2009

Genau zehn Jahre ist es her, dass CDU und SPD die Abwrackprämie einführten: 2.500 Euro für all jene, die ihr Altauoto zugunsten eines neuen verschrotteten. Wäre der Diesel damals schon ein solch großer Aufreger gewesen ...

Neues Sozialsystem ist lahmgelegt

Das kontroverse „Universal Credit“ soll Großbritanniens Sozialleistungen bündeln. Doch es hakt mal wieder

Aus London
Daniel Zylbersztajn

Die lange geplante und äußerst kontroverse Sanierung des britischen Sozialleistungsprogramms ist wieder lahmgelegt. Die konservative Arbeitsministerin Amber Rudd kündigte Änderungen an dem „Universal Credit“ (UC) genannten System an und will die weitere Umstellung darauf fürs Erste stoppen. Rudd sprach davon, dass das System „mehr Mitgefühl“ haben müsse und momentan noch nicht richtig funktioniere. Nach diesen Verbesserungen solle das neue Programm dennoch bis 2023 im ganzen Land eingeführt werden. UC, eines der großen Projekte der seit 2010 konservativ geführten Regierung Großbritanniens, sollte eigentlich sechs verschiedene Leistun-



Laut Kritikern stürzt UC Familien in die Armut Foto: Boushnaq/NYT/laif

gen in einer einzigen monatlichen Auszahlung bündeln. Neben 8 Milliarden Pfund (9 Milliarden Euro) an Einsparungen sollte UC die EmpfängerInnen eigenverantwortlicher machen und so 300.000 Arbeitslosen zur Arbeit verhelfen. Doch bereits 2013, also von Anfang an, gab es technologische und administrative Probleme. So blieb UC lange im Teststadium für nur wenige Zehntausend Menschen. Immer wieder traten Probleme auf – und es gab heftige Kritik.

Als problematisch erwies sich insbesondere eine sechswöchige Übergangslücke zwischen den alten Sozialleistungen und dem neuen System, sodass Menschen teilweise mittellos dastanden. Zudem sieht UC ein Limit vor, sodass Familien mit mehr als zwei Kindern bei weiterem Nachwuchs nicht noch zusätzliche Zahlungen für diesen bekommen. Letzteres soll sich ändern, erklärte Rudd jetzt.

Das alles hängt womöglich mit den Brexit-Vorbereitungen zusammen: Derzeit laufen Verhandlungen mit der Labour-Partei und den Gewerkschaften, um Mays Brexit-Deal zu retten. Der zuständige parlamentarische Ausschuss bemängelte wiederholt UC und nannte Aspekte davon grausam. Am Dienstag stimmt das britische Unterhaus über das von Premierministerin Theresa May mit der EU ausgehandelte Austrittsabkommen ab – kaum jemand geht von einer Mehrheit für den Vertrag aus.

Obendrein hat das Ministerium für Arbeit und Rente gerade einen Gerichtsfall vor dem britischen High Court gegen vier alleinstehende Mütter verloren, die wegen UC „noch nicht einmal Socken für ihre Kinder kaufen konnten und auf Lebensmittel-Tafeln angewiesen waren“. Dabei ging es um die Methode, mit der die Höhe der Zahlungen berechnet wird.

Der nächste Warnstreik

Jetzt also Frankfurt am Main. Für den kommenden Dienstag hat die Gewerkschaft Verdi das Sicherheitspersonal an Deutschlands größten Flughafen zum Warnstreik aufgerufen. Damit dürfte eines der weltweit bedeutendsten Luftfahrtkreuze an diesem Tag zwischen 2 Uhr früh und 20 Uhr weitgehend lahmgelegt sein. Hintergrund des Ausstands sind die stockenden Tarifverhandlungen für die rund 23.000 Beschäftigten der Flugsicherheit. Verdi will einen einheitlichen Stundenlohn von 20 Euro brutto durchsetzen, was je nach Bundesland eine Erhöhung zwischen 2,84 und 5,30 Euro bedeuten würde. Das Angebot der Arbeitgeber liegt weit darunter. (pab)

Entspannter Waldspaziergang

Der Polizei-Großeinsatz im Hambacher Wald ist vorerst vertagt. Will man doch die Ergebnisse der Kohlekommission und des Gipfels bei Bundeskanzlerin Angela Merkel abwarten?

Aus Köln Anett Selle

Eigentlich sollte der Waldspaziergang am Sonntag zu einer letzten Mobilisierung vor Beginn des nächsten Großeinsatzes genutzt werden. Aber nun wird die Begehung des letzten verbliebenen Stücks Hambacher Wald am Braunkohletagebau Hambach vermutlich eher ein kleines Fest. Denn die für Montag angekündigte Räumung der Baumhäuser ist auf unbestimmte Zeit verschoben. Das Bauministerium von Nordrhein-Westfalen sagte den Einsatz vorerst ab.

Anlass sollen „neue Erkenntnisse“ sein, die Mitarbeiter*innen der Stadt

Kerpen, des Kreises Düren und der Polizei selbst bei einer Begehung in dieser Woche gewonnen hatten, mit der sie die Räumung vorbereiten sollten. „Die Lage hat sich geändert“, sagte ein Sprecher des Bauministeriums der taz. Zunächst werde man sich die neuen Informationen von den beiden Kommunen berichten lassen.

Was an ihnen so brisant ist, ist nicht öffentlich. Möglicherweise ist das Ministerium zurückgerudert, um Zeit zu gewinnen. Immerhin hat Bundeskanzlerin Angela Merkel (CDU) für den 15. Januar die Ministerpräsidenten der vier Länder, in denen noch Braunkohle abgebaut wird, sowie die vier Vorsitzen-

den der Kohlekommission zu einem Spitzentreffen geladen. Auch ist für Ende Januar die Veröffentlichung erster Ergebnisse dieser Kommission angekündigt, bis Ende März soll das Verwaltungsgericht Köln über mögliche Rodungen im Hambacher Forst entscheiden.

Dass der Großeinsatz diesen Entwicklungen vorgegriffen hätte, hatten unter anderem die Stadt Kerpen, der Kreis Düren und die NRW-SPD kritisiert. Nicht nur Besetzer*innen und Umweltorganisationen begrüßen die Absage, sondern auch die Gewerkschaft der Polizei NRW: „Es ist Zeit für politisches Handeln, nicht polizeiliches. Die Politik muss jetzt endlich eine

Entscheidung treffen, wie es mit dem Tagebau und dem Hambacher Forst weitergeht.“

„Natürlich werden wir am Sonntag auch feiern“, sagt Kathrin Henneberger, eine Sprecherin von Ende Gelände. Die Organisation hat gemeinsam mit zahlreichen anderen Verbänden wie AusgeCO2hlt und der Aktion Unterholz zum Waldspaziergang aufgerufen. „Aber primär treffen wir uns, um deutlich zu machen: Hände weg vom Hambach!“ Wer den Wald räumen wolle, lege sich mit der gesamten Klimabewegung an. „Im Angesicht der Klimakrise müssen wir raus aus der Kohle und unsere alten Wälder schützen“, so Henneberger.

Stadtgespräch Bernhard Clasen aus Kiew



Nur Wasser in der Küche, aber nicht im Bad und im Klo: Wäre Julia Timoschenko Präsidentin, würde das sicher nicht passieren

Wütend sind die Bewohner eines 8-stöckigen Wohnhauses am Ende der Donezker Straße in der ukrainischen Hauptstadt Kiew. Seit einer Woche haben sie in Bad und Toilette kein fließendes Wasser. Wie Verschwörer stehen zwei Dutzend Mieter im Flur des sechsten Stocks vor zwei geöffneten Wohnungen. Eine ältere Dame beklagt sich, mit was für einer stoischen Gelassenheit Vermieter, Behörden und Bekannte reagieren würden.

So habe der Vermieter sie mit der Bemerkung zu beruhigen versucht, das ganze Haus habe derzeit kein Wasser in Klos und Badezimmern. Sie solle bei der Hausverwaltung anrufen. Die habe ihr versprochen, das Problem in wenigen Stunden zu beheben. Das Gespräch habe aber vor vier Tagen stattgefunden.

Eine Freundin in einem anderen Stadtteil hatte gemeint, es hätte auch schlimmer kommen können. Sie habe schon tagelang mit kalten Heizkörpern im Winter leben müssen. Als in ihrer Wohnung der Strom für zwei Tage ausgefallen sei, habe sie sich auch nur dumme Bemerkungen anhören müssen.

So fühlen sich die Mieter wieder einmal im Stich gelassen. Wie es sein könne, dass das Wasser nur in Toiletten und Badezimmern nicht fließe, man in den Kü-

chen aber kein Problem habe, wirft ein Anwohner in die Runde.

Schnell richtet sich die Wut auf die Politik. Schuld an der Misere seien doch Bürgermeister Klitschko und Präsident Witali Petro Poroschenko, schimpft Vika. Wasser, Strom und Heizung würden immer teurer, die kommunale Versorgung immer schlechter. Wenn Julia Präsidentin der Ukraine wäre, würde es derartige

So fühlen sich die Mieter wieder einmal im Stich gelassen

Schlampereien nicht geben. Vika spricht von Julia Timoschenko, die derzeit in den Meinungsumfragen für die Präsidentschaftswahl am 31. März an der Spitze liegt. Julia, so die Rentnerin, habe versprochen, die Preise für Gas, Strom und Heizung um die Hälfte zu senken. Sie rät allen, für Timoschenko zu stimmen.

Julia sei die Einzige, die etwas für die armen Teile der Bevölkerung tue. Ohne Julia wüsste sie nicht, wie ein Computer funktioniert. Doch Timoschenkos Partei organisiere ein kostenloses Bildungsprogramm für Rentner und andere Benachteiligte.

Bei näherem Nachfragen stellt sich jedoch heraus, dass es bei diesen Kursen weniger um Weiterbildung als um Wahlpropaganda geht. Man lerne nicht nur mit Windows umzugehen, gibt Vika zu, sondern erfahre auch vieles aus dem Leben und der politischen Arbeit von Julia Timoschenko. Und so habe sie sich überzeugen können, dass Julia die Einzige sei, die etwas für die sozialen Randgruppen tue.

Doch nicht alle auf dem Flur teilen Vikas politische Präferenzen. „Ich wähle den Komiker Wladimir Selenski“, erzählt die 25-jährige Olga. Die hagere Frau arbeitet im Haushalt eines berühmten ukrainischen Fußballers. Sie sei bisher noch nie zur Wahl gegangen. Aber Selenski bringe Schwung in den Laden. Der Mann habe sein Geld redlich verdient, nicht mit Diebstahl wie die Oligarchen Timoschenko oder Poroschenko. Seit Jahren spielt der Komiker in der Serie „Diener des Volkes“ ukrainischer Präsident. Dort macht er sich vor allem über Poroschenko lustig.

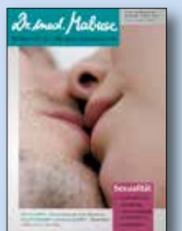
In der Neujahrsnacht wurde aus dem Spiel Ernst. Da hatte Selenski erklärt, für das Amt des Präsidenten zu kandidieren. Zunächst habe sie diesen Auftritt für eine weitere Einlage der Sendung „Diener des Volkes“ gehalten, gibt Olga zu. Doch der Mann gefalle ihr, weil er die Herrschenden aus der Fassung bringe.

Trump droht mit „nationalem Notstand“

Im Streit über den Mauerbau an der Grenze zu Mexiko hat US-Präsident Donald Trump erneut mit der Ausrufung eines nationalen Notstands gedroht. Er habe das „uneingeschränkte Recht“ dazu und wolle im Verlauf der nächsten Tage „sehen, was passiert“, sagte er am Donnerstag im Sender Fox News. Bei einem Besuch an der Grenze verurteilte er abermals die illegale Einwanderung. Wegen des anhaltenden Streits mit den Demokraten über den Haushalt und den Mauerbau sagte Trump überdies seine Teilnahme am Weltwirtschaftsforum in Davos ab.

Der Streit über die Mauerfinanzierung hat die Verabschiedung eines neuen Haushaltsgesetzes durch den Kongress verhindert. Die Folge ist ein seit drei Wochen anhaltender Stillstand eines Großteils der Bundesbehörden. Sollte die Haushaltsblockade über Samstag hinaus andauern, würde sie zur längsten der US-Geschichte. Rund 800.000 Bundesbedienstete sollten am Freitag erstmals seit Beginn der Sperre kein Gehalt ausgezahlt bekommen. Inzwischen mehren sich ihre Beschwerden. Der Verband der FBI-Beschäftigten nannte die Lage „nicht tragbar“. US-Notenbankchef Jerome Powell warnte derweil vor erheblichem Schaden für die US-Wirtschaft, sollte sich die als „shutdown“ bezeichnete Haushaltssperre noch lange hinziehen. Dann würde sich die Finanzblockade in den Wirtschaftsdaten „ziemlich klar“ widerspiegeln, sagte Powell. (apf)

Anzeige



Nr. 237 (Januar/Februar 2019)

Schwerpunkt: Sexualität

- Psychosomatik
- Aufklärung
- Homosexualität im Pflegeheim
- Lustlosigkeit

außerdem:

Risiken deutlicher kommunizieren – Arzneimittelinformation zur „Pille“ erweitert • Transsexualität und Inklusion – Krankenkassen müssen auf die neue Behandlungsleitlinie reagieren



Ist die unabhängige und kritische Zeitschrift für alle Gesundheitsberufe.

Einzelheft 8 Euro.

Schnupperabo (sechs Ausgaben) nur 32 Euro.

Abbedingungen und Prämien auf unserer Homepage:

www.mabuse-verlag.de

Kostenloses Probeheft bestellen!

Mabuse-Verlag

Postfach 90 06 47
60446 Frankfurt am Main
☎ 069-70 79 96-17
abo@mabuse-verlag.de



Armes Deutschland

Die Tageszeitung „neues deutschland“ steht seit Jahren immer wieder vor der Pleite. Jetzt könnte es tatsächlich bald zu Ende gehen. Retten kann sie nur die Linkspartei. Was ginge verloren, wenn es das „nd“ nicht mehr gäbe?



Aus Berlin und Grünheide **Anne Fromm**

Es gibt niemanden, der Ingeborg Schimmelpfennig so lange begleitet wie ihre Zeitung. „Mein nd“, sagt sie, wenn sie über das *neue deutschland* spricht.

Schimmelpfennig ist 89 Jahre alt, Witwe und lebt allein in ihrem Haus am Rand des Dorfs Grünheide in Ostbrandenburg. Es ist dunkel in dem Haus. Die hohen Nadelbäume, unter denen es steht, nehmen ihm das Licht. Wenn Schimmelpfennig morgens aufsteht, schmiert sie sich eine Scheibe Brot und setzt sich an den Computer. Sie liest E-Mails und Onlinenachrichten. Dann nimmt sie sich die Zeitung und setzt sich in ihren roten Sessel. Eineinhalb Stunden braucht sie täglich für die Lektüre, inklusive Kreuzworträtsel.

Schimmelpfennig liest das *nd* seit der ersten Ausgabe, seit 1946. Was würde es für sie bedeuten, wenn die Zeitung Insolvenz anmelden müsste? „Das will ich nicht mehr erleben“, sagt sie.

72 Jahre nach der ersten Ausgabe ist das *nd* in einer tiefen Krise. Die Auflage sinkt, online nimmt es kaum Geld ein, vor einem Jahr stand die Insolvenz unmittelbar bevor. Die Linkspartei, die Gesellschafterin der Zeitung ist, gab ihr nochmal einen Kredit, angeblich 1 Million Euro. Ein Jahr später stellt sich wieder die Frage: Ist das *nd* am Ende? Und was macht die Linkspartei?

Zu DDR-Zeiten, als das *nd* noch Propagandaorgan war, arbeiteten dort mehr als 500 Menschen, 1 Million Exemplare wurden täglich verkauft, überregionale Konkurrenz gab es praktisch nicht. Heute sind es bei 100 Mitarbeitern noch gut 22.000 Exemplare, Tendenz sinkend.

Alle Tageszeitungen kennen diese Entwicklung. Nur läuft sie beim *nd* schneller ab, weil die Leserschaft älter ist und stirbt. Der Großteil der *nd*-Leser sind alte Ostdeutsche. Manche in der Linkspartei sagen, dass die Zeitung vor allem in Ostberliner Altenheimen stark sei. Wenn das so ist, dann ist das Ende der „sozialistischen Tageszeitung“ absehbar. „Lieber verzichte ich drei Tage auf Essen als auf mein *nd*“, sagt Ingeborg Schimmelpfennig.

Sie erzählt von ihrem Leben mit der Zeitung: 1929 wird sie in Halle geboren. Die Mutter sitzt im Krieg im Gefängnis, weil sie für die KPD arbeitet. Kurz nach Kriegsende wird die Mutter erschossen. Von wem, wird nie aufgeklärt. Schimmelpfennig wächst bei ihren Großeltern auf, zwei überzeugte Kommunisten. Ihre erste Kommunistenschulung erhält sie von den beiden als kleines Kind.

Am 23. April 1946, da ist Schimmelpfennig 17 Jahre alt, erscheint die erste *nd*-Ausgabe. „Das größte Ereignis für unser Volk nach der faschistischen Tra-

gödie: Die Sozialistische Einheitspartei Deutschlands ist geschaffen“, lautet der erste Satz im SED-Zentralorgan.

Schimmelpfennig tritt in die SED ein und lernt Margot Honecker kennen, die da noch Feist heißt. Schimmelpfennig und sie bauen in Halle den Jugendverband FDJ auf. Dann geht Schimmelpfennig nach Leipzig, um zu studieren, sie will Lehrerin für Marxismus-Leninismus werden. „Den SED-Duktus in der Zeitung“, sagt sie heute, „fanden wir ganz normal.“

„Das Herz des größten Menschen unserer Epoche, des Genossen J. W. Stalin, hat aufgehört zu schlagen“, titelt das *nd* etwa am 7. März 1953.

„Leipzig fördert den friedlichen Welthandel zum Nutzen der Völker“, schreibt die Redaktion am 16. März 1987 zur Eröffnung der Leipziger Messe und druckt in einer Ausgabe 43 Fotos des SED-Generalsekretärs Erich Honecker.

Dann fällt die Mauer, die Treuhand soll einen Käufer für die Zeitung finden und scheitert. „Zum Glück“, sagt Ingeborg Schimmelpfennig. Denn dass die Zeitung bis heute in der Hand der Linkspartei ist, der Nachfolgeorganisation der SED, findet sie wichtig für die Identität des Blatts. Die Linkspartei hat inhaltlich aber keinen direkten Einfluss mehr. Aber ob das *nd* überleben wird oder nicht, hängt von Entscheidungen der Partei ab.

Es gibt auch einen Teil der Leserschaft, der nicht mit der DDR-Geschichte der Zeitung verknüpft ist. Leute wie Ralf Hoffrogge. Mit seinen 38 Jahren ist Hoffrogge einer der jüngeren Abonnenten des *nd*. Und er hat zwei Antworten darauf gefunden, wie er seiner kriselnden Zeitung helfen will. Die erste: Wenn er in Bochum aus dem Zug steigt, wo er an der Universität Geschichte lehrt, lässt er sein *nd* im Bahnhof auf einer Bank liegen. „Damit noch ein Westdeutscher das *nd* für sich entdeckt.“

Die zweite: Er schreibt Leserbriefe, wie die Zeitung aus der Krise kommen könnte. Sie solle an den Universitäten präsenter sein, solle sich auf ihren Kern besinnen. Weniger linkliberaler Mainstream, öfter die Klassenfrage stellen.

Hoffrogge ist in Westdeutschland geboren, wurde an der Universität in den Bildungsstreiks politisiert. Er hat verschiedene Blätter durchprobiert. Er hat die *Süddeutsche* gelesen, aber bei der fände er kaum noch linke Positionen. Mit der taz wurde er schon als Student nie richtig warm, weil der damalige Bildungsredakteur immer wieder für Studiengebühren plädierte. Dass die taz Anzeigen der AfD druckte, bestärkte ihn in seiner Sicht: „Dieses postmoderne *anything goes* würde das *nd* nicht machen.“

Ingeborg Schimmelpfennig und Ralf Hoffrogge stehen für die zwei Pole der *nd*-Leser und für zwei Strömungen der deutschen Linken. Sie: ostdeutsch, Kriegsgeneration, DDR, Vergangenheit. Er: westdeutsch, an der Universität politisiert, zu links für die taz. Beiden ist das *nd* ein publizistisches Zuhause. Das Ende der Zeitung, sagen sie, wäre ein massiver Verlust für die Meinungsvielfalt in Deutschland.

Wäre es das wirklich? Zum ersten Mal seit dem Ende der *Financial Times Deutschland* und der Insolvenz der *Frankfurter Rundschau* Ende 2012 steht mit dem *neuen deutschland* wieder eine Tageszeitung auf der Kippe. Und wie bei der *FR*, die zum Teil der SPD gehörte, ist auch beim *nd* mit der Linken wieder eine Partei involviert.

An einem Mittwoch im Oktober versammeln sich im Konferenzraum des *neuen deutschland* elf Redakteure, um die nächste Ausgabe zu planen. Der Raum ist so klein, dass die Redakteure gerade so um den Tisch passen. Die breiten Stühle haben Armlehnen und sind mit braunem Kord bezogen. An der Wand hängt ein Foto mit Peter Sodann, er sitzt in einem Strandkorb und liest das *nd*. Peter Sodann ist für die Zeitung, was Helmut Schmidt für die *Zeit* und Rudi Dutschke für die *taz* ist.

Nacheinander stellen die Redakteure ihre Themen vor: In Berlin steht die #unteilbar-Demo an, in der Türkei ein Deutscher vor Gericht, ein Film über schwule Fußballer startet in den Kinos, in Bamberg, Koblenz und Potsdam beginnen Prozesse gegen Neonazis, ein großer Text soll die Hintergründe zu dem in einer Gefängniszelle in Kleve verbrannten Syrer beleuchten.

Besprochen werden auch Kommentarthemen. „Hartz IV ist doch unser Thema“, sagt eine Redakteurin. „Aber dazu haben wir alles schon tausendmal geschrieben“, sagt Chefredakteur Wolfgang Hübner.

Ein Leser in Bochum lässt seine ausgelesene Zeitung immer auf einer Bahnhofsbank liegen: „Damit noch ein Westdeutscher das ‚nd‘ entdeckt“

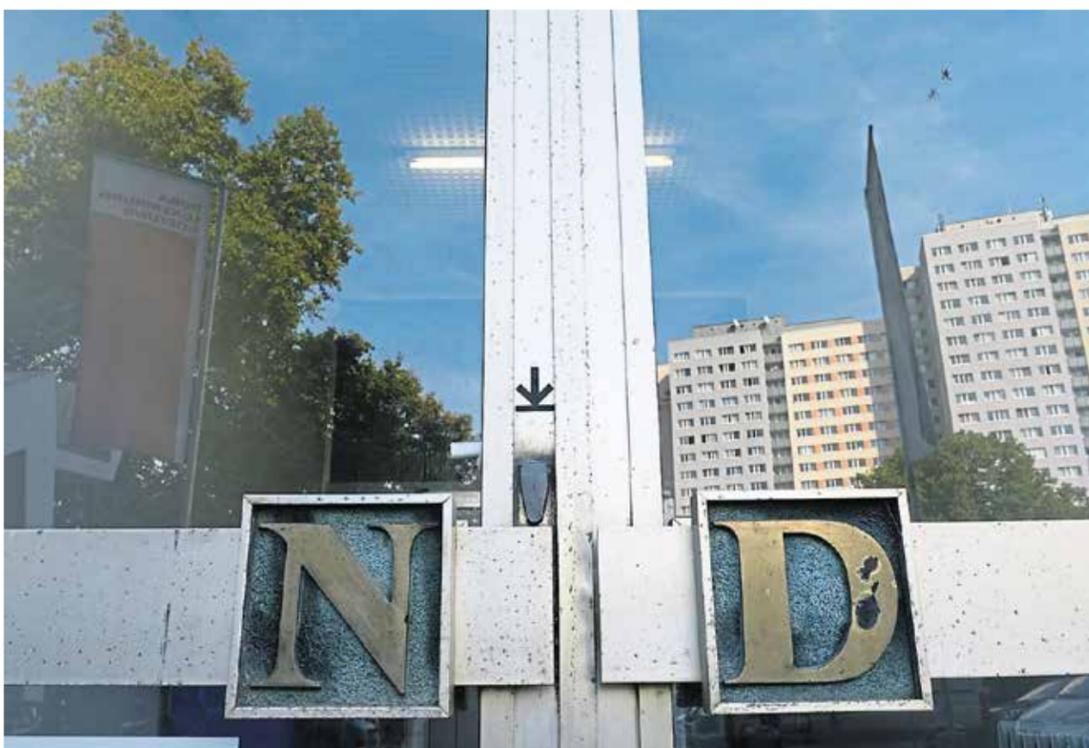
Am nächsten Tag wird ein Kommentar über die Hartz-IV-Sanktionen auf der Meinungsseite stehen, ein Kommentar zu den höheren Pflegebeiträgen auf Seite eins. Keine andere Tageszeitung in Deutschland hat an diesem Tag so viele Texte über Neonazis, Geflüchtete und soziale Themen im Blatt wie das *nd*.

Das linke Spektrum der deutschen Presselandschaft ist vielfältig. Von der orthodoxen *Jungen Welt* über die *taz* bis zur *Süddeutschen Zeitung* erscheinen täglich mehrere mehr oder weniger linke Tageszeitungen. Dazu wöchentlich der *Freitag* und die *Jungle World*, und wer will, findet auch in der *Zeit* linke Positionen. Da drängt sich die Frage auf, ob für das *nd* überhaupt noch Platz ist.

Ingeborg Schimmelpfennig, die Altleserin, sagt: „Das *nd* hält wie keine andere die Verbindung zum Sozialismus. An allem, was gut war in der DDR, halten die fest: Genossenschaften, Kindergärten, die Idee der Vergesellschaftung von Arbeit.“

Ralf Hoffrogge, der Jungleser, sagt: „Das *nd* ist das zentrale Referenzmedium für die linke Bewegung in Deutschland.“

Der Parteivorstand der Linkspartei sagt: „Gerade angesichts der Rechtsentwicklung darf eine linke Gegenöffentlichkeit wie das *nd* nicht verschwinden.“



Bereits an der Tür bekommt man einen Eindruck von der DDR-Geschichte der Zeitung Foto: Wolfgang Borrs



Über die Redaktionskonferenz wacht an der Wand Peter Sodann
Fotos: Wolfgang Borrs

So steht es in einem Antrag, den der Linken-Vorstand beim Parteitag im Juni 2018 in Leipzig angenommen hat. Zähneknirschend von manchen, heißt es dazu aus Vorstandskreisen. Denn die Frage, wie die Linke ihrer Verantwortung als Gesellschafterin der Zeitung nachkommt, ist umstritten.

Den Antrag für den Parteitag hatten Genossen auch im Namen der Redaktion des *nd* eingebracht. Sie wehrt sich dagegen, dass die Partei der Zeitung das Letzte nehmen könnte, das noch von materiellem Wert ist: das Grundstück des Verlags am Berliner Ostbahnhof. So hatte es der Parteivorsitzende Bernd Riexinger im April vergangenen Jahres der *nd*-Belegschaft angekündigt. Die Redaktion fürchtet, dass das ihr Todesstoß sein könnte.

Das Verlagsgebäude des *nd* befindet sich in bester Berliner Lage. 25.000 Quadratmeter ist das Grundstück groß, zweieinhalb Fußballfelder, eine Goldgrube. In einer Akte im Grundbuchamt von Berlin-Kreuzberg findet sich ein Vermerk von 2004, in dem der Wert auf knapp 5 Millionen Euro geschätzt wird. Er dürfte sich mittlerweile vervielfacht haben. In Parteikreisen schätzt man einen zweistelligen Millionenbetrag.

Das Gebäude darauf ist hoffnungslos veraltet. Die Gardinen, die in einigen Fenstern hängen, sehen aus, als seien sie vor der Wende aufgehängt worden. Ein Paternoster bringt die *nd*-Mitarbeiter auf ihr Stockwerk. Redaktion und Verlag nehmen heute nur noch eine Etage ein. Auf den anderen sitzen die Rosa-Luxemburg-Stiftung, die DKP und diverse Vereine. Sie alle sind Mieter in dem Gebäude. Müsste das *nd* die ortsübliche Miete zahlen, gäbe es die Zeitung wohl längst nicht mehr.

Das Eigentümergeflecht von Grundstück und Verlag ist kompliziert: Der Verlag Neues Deutschland gehört je zur Hälfte der Partei Die Linke und einer Beteiligungsgenossenschaft, der *Communio* eG, die der Partei nahe steht. Ihr Vorsitzender und Mehrheitseigner, Matthias Schindler, ist seit Ende vergangenen Jahres auch Geschäftsführer des *nd*. Er war hoher Mitarbeiter bei der Stasi und ist seit Anfang der 1990er Jahre im Umfeld des *nd* und der Vermögensverwaltung der Linken aktiv.

2006, als die westdeutsche WASG und die ostdeutsche PDS dabei waren, zur Linkspartei zu fusionieren, erhielt Schindler die Anteile am *nd*. Angeblich, so heißt es aus Parteikreisen, weil Dietmar Bartsch, der damalige Geschäftsführer und heutige Fraktionsvorsitzende, verhindern wollte, dass der Lafontaine-Flügel Zugriff auf die Zeitung bekäme. Offiziell bestätigen will das niemand.

Das Grundstück, auf dem das Verlagsgebäude steht, gehört mehrheitlich dem Verlag Neues Deutschland. Das wollen Linkspartei und die *Communio* ändern, so dass sie beide künftig direkt mehr Anteile an der Grundstücksgesellschaft besitzen würden. Passiert ist das bis heute nicht. Die Gesellschafter seien gerade in der Diskussion über eine Neuausrichtung der Grundstücksgesellschaft, sagt der heutige Linkspartei-Schatzmeister Harald Wolf der taz.

Die Redaktion glaubt, die Partei wolle mit diesem Schritt ihr Vermögen sichern. Im Falle einer Insolvenz der Zeitung würde das Grundstück wohl in die Insolvenzmasse fallen. Für die Partei wäre es damit verloren.

Harald Wolf, Schatzmeister der Linkspartei, bestreitet das. „Alle Maßnahmen, die wir gegenwärtig diskutieren, dienen der Existenzsicherung des *nd*.“ Er beteuert: Niemand wolle das Grundstück verkaufen oder die Zeitung abwickeln.

Denn was auch stimmt: Keine Bank, niemand, gibt einem Unternehmen Kredite, das wie das *nd* gerade kurz vor der Insolvenz steht. Einer GmbH, der nur das Grundstück gehört, dagegen schon. Aus Sicht der Linkspartei kann es also durchaus sinnvoll sein, das Grundstück aus den finanziellen Schwierigkeiten des Verlags herauszuhalten.

Die Partei argumentiert gegenüber den Mitarbeitern des *nd*: Ihr müsst Wege finden, euch selbst zu finanzieren, den Auflagenrückgang zu stoppen, neue, junge Leser zu gewinnen. Eine Rettung von oben, durch die Partei, kann es nicht geben.

Die *nd*-Belegschaft argumentiert: Die Linkspartei hat Verantwortung für uns. Um die Zeitung weiterzuentwickeln, brauchen wir finanzielle Sicherheit. Die darf uns über das Grundstück nicht entzogen werden.

Als die *Frankfurter Rundschau* im Jahr 2012 Insolvenz anmelden musste, warf die Linkspartei der SPD „Verrat an der Arbeiterbewegung“ vor. Nun steht sie selbst vor der Frage: Agiert sie nach ihrem politischen Selbstverständnis als Kämpferin für ArbeitnehmerInnen und rettet die 100 Arbeitsplätze in der Zeitung? Oder agiert sie als kühl kalkulierende Unternehmerin, die Kosten und Nutzen abwägt?

Bisher entschied sie sich für Ersteres. Seit Jahren schon schießt die Partei immer wieder Geld zu. Zuletzt Ende 2017, als sie zusammen mit dem zweiten Gesellschafter noch einmal eine Million Euro drohende Insolvenz abzuwenden. Im Frühjahr 2018 schlug Geschäftsführer Schindler den *nd*-Beschäftigten vor, ihr 13. und 14. Mo-

natsgehalts zu kürzen und dafür auf betriebsbedingte Kündigungen zu verzichten. Die Linkspartei wollte das damals nicht kommentieren. Laut Verdi sind diese Pläne aber erst mal wieder vom Tisch.

Bis Sommer 2020 bestünde erst einmal eine gesicherte Grundlage für das *nd*, sagt Geschäftsführer Matthias Schindler. Und dann?

Ein Teil der Mitarbeiter würde die Zeitung am liebsten von einer Genossenschaft getragen sehen, so wie bei der taz. Matthias Schindler hingegen, der Genossenschaftsprofi, hält nichts davon. „Die Zeitung kann nur überleben, wenn sie sich aus den Erlösen ihres Verkaufs wirtschaftlich trägt.“

Eine Idee für die Zukunft, die die Redaktion schon jetzt gestemmt hat, ist die neue Wochenendausgabe. Seit Ende Oktober erscheint das *nd* samstags in neuer Form: mehr Seiten, mehr Platz für Analysen, Hintergründiges und eigene Geschichten. Dafür ist die Ausgabe unter der Woche dünner geworden. Eine erste Bilanz zeigt: Die Wochenzeitung läuft nicht so schlecht. 2.000 neue LeserInnen hat das *nd* damit gewonnen, fast die Hälfte davon jünger als 40, mehr Westdeutsche als Ostdeutsche.

Die jungen RedakteurInnen versuchen mittlerweile, im Netz auch mit den großen Verlagen mitzuhalten: Während der G20-Proteste in Hamburg berichteten sie live über mehrere Tage, gerade haben sie mit *Supernova* ein linkes Onlinemagazin gegründet, einen Videoredakteur und Datenjournalist eingestellt.

Doch auf dem Weg in die Zukunft steht dem *nd* wohl auch seine Vergangenheit im Weg. Der Name *neues deutschland* schrecke viele ab, sagt Chefredakteur Wolfgang Hübner. Die einen denken bei dem Klang noch immer an DDR-Zeiten, und die anderen, junge Linke, vermuten bei dem Wort „Deutschland“ eine Rechtspostille. Deswegen heißt die neue Wochenendausgabe auch nur noch *nd Woche*.

Wolfgang Hübner kam 1985 zum *neuen deutschland*. Er hatte bei der *Sächsischen Zeitung* volontiert und in Leipzig, am sogenannten Roten Kloster,

Journalismus studiert. An das Arbeiten im damaligen Zentralorgan habe er sich erst gewöhnen müssen. Die Seite eins wurde nachmittags an die Partieführung geschickt. Oft schaute Erich Honecker persönlich drüber.

„Heute ist das alles anders“, sagt Wolfgang Hübner. Die Redaktion der Zeitung ist jünger und diverser geworden. Viele Redakteure haben kaum Erinnerungen an die DDR, weil sie beim Fall der Mauer zu jung waren oder in der BRD geboren wurden. Es sind vor allem junge Redakteure, die im Laufe dieser Recherche immer wieder bitten, man möge nicht mehr auf der SED-Vergangenheit des Blatts herumreiten.

Ein Hauch von Kaltem Krieg weht gelegentlich noch durch die Auslandsberichterstattung. Da werden Putin und seine „Großmacht im Osten“ hofiert. Aus Syrien berichtet Karin Leukefeld, die einzige deutsche Journalistin, die in den Kriegsjahren eine offizielle Akkreditierung vom Regime erhielt. Entsprechend Assad-freundlich lesen sich ihre Texte. Sie hat ihre Fans unter den *nd*-Lesern, genau wie der prussische Kurs einiger Altredakteure. Das kann man in den Leserbriefen nachlesen.

Ingeborg Schimmelpfennig überfliegt den Politikteil nur. Am meisten interessiert sie der Kulturteil. Sie kommt ins Schwärmen, wenn sie davon spricht.

Regelmäßig fährt Schimmelpfennig auch auf Leserreisen, die die Zeitung anbietet. Vergangenen Mai war sie bei einer *nd*-Exkursion nach Schulzenhof dabei, einem Ort im Norden Brandenburgs, wo die DDR-Schriftsteller Erwin und Eva Strittmatter lebten.

Weil es so schlecht um das *nd* steht, wirbt Schimmelpfennig in ihrem Freundeskreis für Abos. Nur wird der Freundeskreis immer kleiner.

Die Linke hat in den vergangenen Jahren im Westen viele neue Wähler gewonnen. Vor allem in einem urbanen, akademischen, exgrünen Milieu. Es ist, in Parteiflügeln gesprochen, das Milieu von Katja Kipping.

Kipping ist seit dem Jahr 2012 Bundesvorsitzende der Linken. Ebenfalls 2012 bekam das *nd* einen neuen Chef: Tom Strohschneider. Er hatte beim *nd*

volontiert, arbeitet dann beim *Freitag* und bei der taz und kehrte als Chefredakteur zum *nd* zurück.

Beide Personalien passierten unabhängig voneinander. Aber es gibt Parallelen: Kipping und Strohschneider kamen als Erneuerer. Sie war 34, er 38 Jahre alt, als sie ihre Posten antraten.

Kipping hat es geschafft, der Linken ein neues Image zu geben: jünger, hipper, kosmopolitischer. Strohschneider hat das *nd* von altem Muff befreit. Er ließ ein frisches Layout entwickeln, riss Wände ein, um Ressorts umzubauen. Er verstärkte die Onlineredaktion und stellte junge Redakteure ein.

Was ist es der Linkspartei wert, ihrem Selbstverständnis als Kämpferin für Arbeitnehmer gerecht zu werden?

Die Frage ist, warum es die Partei geschafft hat, eine neue Klientel zu gewinnen, die Zeitung aber nicht. Vielleicht, weil Wähler nicht dasselbe sind wie Leser. Junge Leute haben noch nie viel Geld für Journalismus bezahlt.

Ralf Hoffrogge beobachtet in seinem Freundeskreis, dass viele ausschließlich online „für lau“ lesen. Er selbst hat ein Print- und Digitalabo des *nd*, liest aber vor allem die gedruckte Zeitung. Hoffrogge wünscht sich eine *FAZ* von links: „Die sind meinungsstark, setzen Themen und stehen zu ihrem bürgerlich konservativen Image.“ So eine Geradlinigkeit für den Sozialismus sähe er gern beim *nd*.

Das sind hohe Ansprüche an eine schrumpfende Zeitung. Ende 2017 gab Tom Strohschneider das Amt des Chefredakteurs auf. Das war ein harter Schlag für die Belegschaft. Den Tausendsassa, der dem *nd* neues Leben eingehaucht hatte, könne niemand ersetzen, erzählen Redakteure noch heute.

Sein Stellvertreter, Wolfgang Hübner, rückte auf. Vorübergehend, sagte er damals. Jetzt, ein Jahr später, stellt sich Hübner darauf ein, den Job noch eine Weile machen zu müssen. Er ist 59 Jahre alt, eigentlich würde er sich für sich und das Wohl der Zeitung wünschen, dass jemand Jüngeres übernehmen würde.

2019 wollen die beiden Gesellschafter einen neuen Chefredakteur einsetzen. Den zu finden, dürfte schwierig werden. Wer will schon ein Blatt im Krisenmodus übernehmen? In den vergangenen Monaten sind auch mehrere Redakteure gegangen, weil ihnen die Perspektive zu unsicher war.

Hinter vorgehaltener Hand erzählen *nd*-Mitarbeiter auch, wie einige Linken-Politiker hartnäckig versuchten, ihre Beiträge in die Zeitung zu bringen. Im Parteivorstand wiederum bemängeln einige, dass das *nd* nicht nah genug dran sei an Entwicklungen in der Partei, Flügelkämpfe nicht gerecht abbilde.

Sahra Wagenknecht machte das publik, als sie in einem offenen Brief ihren Rücktritt als Fraktionschefin androhte und dem *nd* indirekt unterstellte, eine Kampagne gegen sie zu fahren. Das zeigt, welches Konfliktpotenzial dieses Gesellschaftermodell birgt.

Und über allem schwebt die Frage, wie lange die Gesellschafter noch bereit sind, in das *neue deutschland* zu investieren. Harald Wolf, der Schatzmeister der Linken, hatte sich in seiner Bewerbungsrede auf dem Parteitag im vergangenen Juli zum *nd* bekannt. Das zeigt: Der Erhalt des *nd* ist nicht in erster Linie eine wirtschaftliche, sondern eine politische Frage: Spätestens 2021 sind wieder Bundestagswahlen. Bis dahin muss die Partei einen Wahlkampf stemmen und finanzieren. Wie viel bleibt da für die Rettung einer Zeitung?

Anne Fromm, 32, ist Medienredakteurin der taz. Sie ist im *nd*-Gebäude zum ersten Mal Paternoster gefahren.

Wolfgang Hübner wollte eigentlich nur vorübergehend Chefredakteur sein
Foto: Wolfgang Borrs



Ingeborg Schimmelpfennig liest die Zeitung seit ihrer ersten Ausgabe
Foto: Anne Fromm



geht's noch?

Gelähmte Unternehmen

Die Vorstände der deutschen börsennotierten Konzerne sind nun zu 8,6 Prozent weiblich besetzt – das sind 61 Frauen, 11 mehr als im Vorjahr. Fortschritt sieht anders aus

Gleichstellung ist ein scheues Reh. Zwar gibt es viele kleine Bambis, die mal hier, mal dort über die Wiese springen. Aber das eine ganz große Tier, an dem sich alle erfreuen, ist nicht zu sehen. Auf die Realpolitik und die Wirtschaft hiezulande bezogen, heißt das: Es gibt zwar einige positive Gleichstellungsgesetze, die zaghafte Veränderungen bewirken, aber auf den durchschlagenden genderpolitischen Erfolg wartet die Republik vergeblich.

Ein Teilgesetz, das den Anteil von Frauen in Führungspositionen in Topunternehmen erhöhen und das Machtgefälle zwischen Frauen und Männern abschwächen soll, gilt seit Mai 2015. Was ist in dreieinhalb Jahren passiert? Nun ja: Das Reh bleibt scheu.

Der Frauenanteil in den Vorständen der 160 börsennotierten Unternehmen beträgt laut einer aktuellen Erhebung der Unternehmensberatung Ernst & Young gerade mal 8,6 Prozent. 2011, also vor Geltung der gesetzlichen Frauenquote in Aufsichtsräten und Vorständen, waren es laut der Initiative „Frauen in die Aufsichtsräte“ 3 Prozent. Das Gesetz bewirkt also etwas, ist aber so behäbig, dass man meinen könnte, das Reh sei nicht nur scheu, sondern stark verängstigt. Wovor aber hat es Angst?

Das Reh befindet sich im Wald einer Unternehmenskultur, die sich durch

Quotengesetze, Vereinbarkeitsregeln und wiederholte Gleichstellungssappelle kaum beeindruckt lässt. Zwar gibt es Firmen, die von Frauenhand (mit-)geleitet werden, Väter, die mehr als nur die üblichen zwei Monate Elternzeit nehmen, Frauen, die nach oben streben. Aber machen wir uns nichts vor: Die männliche Dominanz und Präsenz in den Führungsetagen ist nach wie vor so stark, dass das Reh es kaum wagt, den Kopf rauszustrecken.

Manche Chefs haben zwar intellektuell verstanden, dass das Label „Bei uns führen auch Frauen“ auf der Waldlichtung durchaus Eindruck macht. Mit der „Frauenförderung“ meinen sie es häufig allerdings doch nicht so ernst. Da bremsen Chefs Frauen, die sie als Alibi an der Spitze postiert haben, rigoros aus. Andere holen sich gezielt solch weiblichen Führungsnachwuchs, der den Männern selbst in keinster Weise gefährlich werden kann.

Das ist nicht nur verlogen, infam und ungerecht, sondern vor allem lähmend für die Unternehmen. Wie oft sollen noch all die Studien zitiert werden, die jenen Unternehmen, die auf Vielfalt und Diversität setzen, bessere Wirtschaftserfolge bescheinigen? Wer ernsthaft Veränderung will, muss dem scheuen Reh der Gleichstellung ernsthaft Mut machen. *Simone Schmollack*



Viel und schnell, jetzt

Kaum sind sie mal selbst unter den Betroffenen, geht es auf einmal ganz fix. Ein 20-Jähriger hackt sich in haufenweise Social-Media-Accounts, veröffentlicht persönliche Daten auch von zahlreichen Politiker:innen, und schon kommen die Forderungen wie der Hammer bei einer Auktion: Plattformen in die Pflicht nehmen zum Ersten. Frühwarnsystem aufbauen zum Zweiten. Aus dem Cyber-Abwehrzentrum ein „Cyber-Abwehrzentrum plus“ machen, das Bundesamt für Sicherheit in der Informationstechnik (BSI) stärken, das Innenministerium gleich mit – verkauft. Als ob es hiezulande an behördlichen Strukturen mangeln würde, die in irgendeiner Form für IT-Sicherheit zuständig sind.

Woran es tatsächlich fehlt: an Verständnis dafür, dass es nicht ausreicht, einfach die Sicherheitsarchitektur zu verstärken; ebenso wenig, eine behördliche Kompetenz zu schaffen, die Politiker:innen erklärt, wie ein sicheres Passwort aussieht – auch wenn das im konkreten Fall wohl etwas geholfen hätte. Denn die Geschichte „Daten, die in falsche Hände gelangen“ wurde in den vergangenen Jahren ziemlich oft erzählt. Eine kleine, unvollständige Auswahl der unfreiwilligen Protagonisten: Yahoo, MySpace, Facebook, eBay, Sony, Knuddels, Domainfactory, British Airways, der Bundestag.

Laut einer Studie aus dem Jahr 2016 soll jeder dritte Deutsche schon mal Opfer eines Identitätsdiebstahls geworden sein. Pech für die Betroffenen, dass anscheinend zu wenige in ihrer Privatsphäre verletzte Politiker:innen darunter waren, als dass es großartig Konsequenzen gegeben hätte.

Denn der Schutz vor Missbrauch, Diebstahl, Verlust – und dem, was

mit persönlichsten Daten noch alles am besten nicht passieren sollte – hat eine gemeinsame Basis. Die heißt Datenschutz und rangierte bei der Großen Koalition bislang irgendwo zwischen der Förderung einer besseren Sichtbarkeit von Zebrastrifen und dem Schutz der Großen Wiesennameise. Dabei sollte sich mittlerweile herumgesprochen haben: Daten, die nicht vorhanden sind, können nicht missbraucht werden. Daten, die vorhanden sind, werden missbraucht – wenn nicht früher, dann später. Und wenn Nutzer:innen nicht einmal mehr

Auf EU-Ebene übt sich Deutschland beim Datenschutz in auffällig unauffälligem Bremsen. Nach dem jüngsten Datenklau bei Politikern müsste sich das ändern

Von **Svenja Bergt**

unterschiedlichster Hintergründe interessieren könnte – vielleicht erscheint das ja nun auch dem einen oder der anderen Volksvertreter:in nicht mehr so ganz unwahrscheinlich. Allen voran jenen, die bisher der „Wir haben doch nichts zu verbergen“-Fraktion angehörten, der mutmaßlich größten im Bundestag.

Statt also in Aktionismus zu verfallen, sind es die weniger schlagzeilen-trächtigen Maßnahmen, die hier weiterhelfen. Die ePrivacy-Verordnung gehört zum Beispiel dazu, quasi die kleine Schwester der Datenschutz-Grundverordnung. Auf EU-Ebene übt

Bisher rangierte der Datenschutz irgendwo zwischen der Verbesserung der Sichtbarkeit von Zebrastrifen und dem Schutz der Wiesennameise

wissen, wer welche Daten in welcher Kombination über sie gespeichert hat – dann können sie sich nicht einmal wirksam wehren.

Da trifft es sich eigentlich sehr gut, dass die Pflicht zur Datensparsamkeit bereits geltendes Recht ist, Artikel 25 der Datenschutz-Grundverordnung. Nur scheint das noch nicht bei allen Politiker:innen in Deutschland angekommen zu sein. Jüngstes Beispiel: Die vom Verkehrsminister vorgeschlagene Massenüberwachung des motorisierten Verkehrs zwecks Durchsetzung von Dieselfahrverboten. Dass damit eine gigantische Datensammlung entstehen würde, die Hacker:innen

sich Deutschland dort in auffällig unauffälligem Bremsen, statt als mächtiges EU-Mitgliedsland voranzugehen und klarzustellen: Wir wollen Datenschutz, viel und schnell. Und, ja, auch dann, wenn es mal mit Aufwand verbunden ist und man sich bei mächtigen Unternehmen, die aus ihrem Geschäft mit persönlichen Daten viel Geld schöpfen, unbeliebt macht, genauso wie bei denen, die es nicht für nötig halten, Sicherheitslücken etwa auf Smartphone-Betriebssystemen zu schließen.

Gute Passwörter würde das zwar nicht ersetzen. Aber es macht den Schutz durch sie erst richtig stark.

liebeserklärung

Die verrückte 13

Bundessozialminister Hubertus Heil will das 13. Sozialgesetzbuch nicht SGB XIII nennen, aus Furcht vor der Unglückszahl. Das ist süß und gar nicht so verkehrt

Die Zahl 13 galt immer als heikel, schon lange bevor Sozialminister Hubertus Heil (SPD) auf die Welt kam. Jesus von Nazareth wurde von seinem 13. Jünger verraten, von Judas Iskariot. Es war die 13. Fee, die den Fluch für Dornröschen aussprach. Immer wenn die 13 irgendwo um die Ecke schleicht, ist Vorsicht geboten. Denn die 13 kommt aus der Hölle. Die Primzahl hat es in sich, erst recht, wenn sie auf einen Freitag fällt. Am Freitag starb Jesus am Kreuz. Freitag, der 13.: Katastrophe. Doch halt! Das muss überprüft werden.

Der ADAC, des Aberglaubens unverdächtig (außer den ans Auto), hat sich mal die Unfallstatistiken angeschaut. An den drei Freitagen am jeweils 13. eines Monats passieren nicht mehr, sondern *weniger* Unfälle als im Durchschnitt. Warum wohl? Womöglich, weil die Leute vorsichtiger fahren. Oder seltener in ihre Autos steigen. Ist ja Freitag, der 13. – also: Aberglauben kann auch sein Gutes haben. Und damit sind wir beim Thema.

Hubertus Heil, beziehungsweise sein Sozialministerium, haben jetzt angekündigt, ein neues geplantes Sozialgesetzbuch nicht „SGB XIII“ zu nennen,

sondern SGB XIV. Die *Augsburger Allgemeine* berichtete zuerst darüber. Von der Zahlenlogik her wäre eigentlich ein SGB XIII dran, denn das letzte, 12. Sozialgesetzbuch, heißt SGB XII, und nach der 12 kommt bekanntlich die 13.

Nur handelt es sich bei dem geplanten neuen SGB um ein Regelwerk zur Opferentschädigung, also zur Frage, welche Entschädigung Opfer von Gewalttaten bekommen. Und bei diesem Thema, so eine Sprecherin des sensiblen Heil-Ministeriums, kam man zu dem Schluss, das 13. Sozialgesetzbuch lieber als 14. Sozialgesetzbuch, als SGB XIV zu bezeichnen und auf die Unglückszahl zu verzichten. So wie es in Flugzeugen keine Sitzreihen mit der Nummer 13 gibt und in vielen Hotels auch keine Zimmer mit der Nummer 13 und in manchen Fahrstühlen in Hochhäusern in Asien sogar nicht mal einen 13. Stock. Simsalabim, so zaubert man das Unglück weg.

Ein Recht auf Aberglauben muss sein. Danke, Heil. Wenn wir noch einen Wunsch frei hätten: Schön wäre auch ein Recht auf ein paar mehr bezahlte Freistunden pro Jahr, an jedem Freitag, dem 13., ab 13 Uhr. Jetzt schlägt's 13? Warum auch nicht? *Barbara Dribbusch*

Der rote Faden

Relotius

Habeck

Durch die Woche mit **Ariane Lemme**



Foto: taz

Träumende Männer erklären die Welt, bis ich schweige

Das neue Jahr ist schon alt. Nicht an Tagen, aber an Mustern. Es hat die Willenskraft eines Houellebecq-Helden, da hilft auch kein substituiertes Serotonin. Was waren noch gleich meine Vorsätze gewesen, nachdem das vergangene Jahr mit einem maximalen Punch in die Magenröhre geendet hatte: Der *Spiegel* lügt. Gut, nur Claas Relotius lügt, aber niemand hatte es bemerken wollen. Warum? Wenn es die Leute nicht in-

teressiert, wie die Welt wirklich ist, warum werden sie dann nicht Hairstylist oder plastischer Chirurg? Es gibt viele kreative Berufe.

Aber klar, fast immer wäre es schöner, wenn alles anders wäre. Auch für mich. Ich guckte also in den Spiegel und fragte mich, wann ich mir zuletzt etwas wirklich genau angeschaut hatte. Ohne schon ein Bild davon im Kopf zu haben. Ohne den leisen Wunsch, es möge doch bitte mehr so und weniger so sein. Ab jetzt also mehr Kopf-Yoga, beschloss ich, mehr beobachten, weniger meinen. Außer in dieser Kolumne, klar. Und am besten gleich Facebook und Twitter löschen, da muss man nämlich immer schon vorher wissen, auf welcher Seite man steht (der richtigen!). Aber dann kommt mir Robert Habeck zuvor, und statt

zu agieren, muss ich, qua Zufall, schon wieder reagieren. Mist.

Noch bevor ich darüber nachdenken kann, wie egal mir Twitter mit dem oder ohne den Grünen-Chef ist, sagt mir meine Timeline, dass ich mich hier – mal wieder – nicht aus der Verantwortung stehlen darf. „Er überlässt das Feld den Rechten“, rufen sie, und da bin ich natürlich getriggert. Vor den Rechten darf auch ich mich nicht ins Private zurückziehen. Ohne mit ihnen zu reden, muss auch ich sie bekämpfen, aber natürlich – muss ich das hier wirklich extra erwähnen? – auch ohne Gewalt. Wir leben schließlich nicht in Westeros. Und selbst da hat blutiger Widerstand gegen die Bösen nur selten was gebracht. Insofern wäre die *silent treatment* vielleicht doch keine dumme Idee. Das

Wunderwaffe als Herrschaftssystem

Wir brauchen eine grundsätzliche Debatte darüber, wie wir mit künstlicher Intelligenz umgehen wollen

Von Friedrich Krotz

Die sogenannte künstliche Intelligenz (KI) ist derzeit in aller Munde. Computer, die Menschen nachahmen: Bei der KI handelt es sich um eine vielversprechende neue Technologie. Ihre Anwendung wird aber auch Alltag und Gesellschaft radikal verändern. Sorgen bereiten sollte uns dabei weniger die Technik selbst als vielmehr die Tatsache, dass sie von den größten Unternehmen der Menschheitsgeschichte entwickelt und gestaltet worden ist, die sie auch künftig betreiben wollen.

Diese Unternehmen beeinflussen damit auch wesentlich, was KI kann und was nicht, wofür sie benutzt werden wird und wofür nicht. Denn wie man auch an Dieselaautos, Kriegswaffen oder dem Internet sieht, gibt es nicht die Technik, sondern jeweils ganz unterschiedliche Versionen und Entwicklungspfade.

In der Öffentlichkeit werden meist die möglichen Vorteile von künstlicher Intelligenz dargestellt und dann immer nur deren unmittelbare soziale Folgen diskutiert, wie am Beispiel des KI-gesteuerten autonomen Autos: Es heißt, wir könnten künftig lesen oder mit den Kindern spielen, während wir an unsere Ziele gefahren werden. Es gebe dank KI und Vernetzung der Autos auch weniger Unfälle und weniger Staus.

Ob das stimmt, muss sich erst noch zeigen. Ausgeblendet wird dabei aber, dass die zukünftige Bedeutung von KI sich nicht auf selbstfahrende Autos beschränkt. Ein besonders kritischer Punkt ist eine möglicherweise militärische Nutzung. Parallel zu selbstfahrenden Autos werden selbstfahrende Panzer, selbstständig kämpfende Roboter und selbst organisierte Drohnen für Überwachung und Luftangriffe entwickelt und gebaut.

Die Technologie soll außerdem voraussagen können, wo demnächst welche Verbrechen begangen werden und wen man am besten schon vorher verhaftet. In China werden künftig die Einwohner KI-gestützt mit Punkten bewertet, damit der Staat die guten von den schlechten Bürgern unterscheiden kann. Wozu wohl? Bald werden auch Start-ups gegründet werden, die Journalisten und womöglich Politiker durch KI ersetzen, kann KI doch viel preiswerter Artikel schreiben und Entscheidungen viel effizienter treffen.

Derzeit erinnert die öffentliche Diskussion insgesamt daran, wie einst die Atomkraft eingeführt wurde: Alles wird technisch prima, und den Rest kriegen wir auch noch hin. Wir brauchen aber stattdessen eine grundsätzliche Debatte und auf breiter Ebene eine Verständigung darüber, wie wir als Gesellschaft mit künstlicher Intelligenz umgehen wollen. Wie kann KI zu Demokratie und Frieden, zur Achtung der Menschenrechte und zur Selbstverwirklichung beitragen statt nur zu maximalen Gewinnen von Facebook, Google und Apple?

Im öffentlichen Dialog wird ausgeblendet, dass Technik immer längs der Interessen der Entwickler entsteht und auch nicht einfach zu einer Gesellschaft dazukommt, sondern dass sie in die Gesellschaft hineinorganisiert werden muss. Davon hängt es aber vor allem ab, wie sie sich auf Gesellschaft, Demokratie und Zusammenleben auswirkt.

Autos waren einmal eine solche Neuheit. Sie benötigten Straßen, Verkehrsregeln, Parkplätze, Fabriken, Tankstellen. Die in diesem Kontext entstandenen Konzerne verdienen sich heute noch mit immer mehr Autos und deren Nutzung dumm und dämlich. Der öffentliche Raum und die Atemluft der Menschen wurden dabei auf rücksichtslose Weise zerstört. Ähnliche Entwicklungen las-

sen sich bei der Atomkraft aufzeigen, die letztlich nur durch die Einschränkung bürgerlicher Rechte durchgesetzt werden konnte. Und die Computertechnologie entstand mit dem Versprechen, neue Kommunikationsformen, bessere soziale Beziehungen und mehr Teilhabe möglich zu machen. Anfangs gab es dann beispielsweise selbst organisierte lokale soziale Netze, die den Menschen und ihrem Zusammenleben dienten. Heute ist das alles von dem Datenkraken Facebook verschluckt und monopolisiert, der mit „Social Media“ völlig irreführend bezeichnet wird. Denn den Betreibern geht es um Geld und Macht, die sie sich dadurch sichern, dass sie die Kommunikation ihrer Nutzerinnen und Nutzer auf ihr Geschäftsmodell hin optimieren. Es besteht darin, sie an eine wahre Werbeflut zu verkaufen.

Wir werden jedenfalls keinen wie bisher von der Kommunalpolitik bereitgestellten öffentlichen Nahverkehr mehr haben. Niemand sollte davon träumen, dass er künftig statt im Bus bequem im selbstfahrenden Elektro-Mercedes zu seinem Ziel geschaukelt wird. Vielmehr wird es große und kleine, schnelle und langsame, bequeme und unbequeme, pünktliche und unpünktliche, jedenfalls teure und noch teurere Beförderungsmodi geben, und alle Fahrzeuge werden statt Fenstern Bildschirme haben, über die lauthals personalisierte Werbung läuft. Denn auch hier werden gigantische international tätige Firmen wie Uber die Sache gewinnbringend in die Hand nehmen – und zu deren Geschäftspraktiken gehören bekanntlich Rechtsbrüche, Kundenbetrug, Mitarbeiterausbeutung und jede Menge Druck auf Politik

nach Programmierung können die jeweiligen Geschäftsmodelle auf attraktive oder auf grauenhafte Weise durchgesetzt werden.

Grundsätzlich geht es darum, dass KI manches übernehmen kann, was bisher nur Menschen leisten konnten. Derartige KI-gesteuerte Algorithmen operieren aber völlig intransparent. Die Betroffenen werden nicht gefragt, es gibt keine wirkliche rechtliche oder demokratische Kontrolle. So gut wie niemand weiß beispielsweise heute, welche Daten sein oder ihr Auto bereits aufzeichnet und was damit geschieht. Auch werden in immer mehr Haushalten KI-gesteuerte Smart-speaker wie Siri, Alexa oder der Google Assistant als Familienmitglieder aufgenommen, aber es bleibt völlig unklar, was genau diese lauschen- den Wunschmaschinen eigentlich tun.

Insgesamt sollten wir davon ausgehen, dass die von weltweit agierenden Monopolen kontrollierte KI sich von einer eigentlich menschenfreundlichen Technik derzeit zum Kern eines neuen Herrschaftssystem entwickelt, mittels dessen der Kapitalismus alle lohnenden Bereiche des menschlichen Lebens durchdringt und kolonisiert.

Fassen wir nun zusammen: Nicht KI oder ihre möglichen Vorteile sind das Entscheidende, das wir diskutieren müssen. Vielmehr geht es um die Frage, wie und wozu sie entwickelt und in die Gesellschaft hineinorganisiert und betrieben wird. Sie kann helfen – und sie kann unterdrücken. Wenn die Internetgiganten die Bürgerinnen und Bürger erst einmal zum Objekt KI-gesteuerter Algorithmen gemacht haben, wird das nur schwer zu ändern sein.

Aber die zukünftige Entwicklung der Menschheit darf so nicht festgelegt werden. Die Verwendung von KI muss vielmehr mithilfe des Staates demokratisch und unter wesentlicher Beteiligung der Zivilgesellschaft gestaltet werden.

Ein erster Schritt dazu könnte es sein, sich klarzumachen, dass der Begriff der künstlichen Intelligenz seit den 1950er Jahren, als noch ehrfürchtig vom „Elektronengehirn“ die Rede war, eine völlig übertriebene Vermenschlichung von Computern beinhaltet. Gewiss, Computer, die ihre Aufgaben mithilfe von KI erledigen, können viele Probleme oft schneller und systematischer erledigen als Menschen. Von daher sind sie ein effizientes Instrument, und für so zu bearbeitende Probleme sollten wir sie benutzen.

Aber es sind nur ganz bestimmte Probleme, die mittels KI, also letztlich mit statistischen Verfahren auf hypothetischer Ebene gelöst werden können. Computer haben keinen Körper und machen keine Erfahrungen, sie wissen nichts von Gendergerechtigkeit, Empathie, Solidarität oder Ethik. Sie können zwar Daten übertragen und menschliche Sprache verwenden, aber das ist kein Kommunizieren, nur eine Simulation menschlichen Kommunizierens. Sie können nicht verstehen und auch nicht lernen. Von daher sollten wir nicht von künstlicher Intelligenz sprechen, sondern von Problemlösekapazität. Sonst vernebelt diese falsch verstandene Technik doch noch das menschliche Denken.

Friedrich Krotz ist Professor an der Universität Bremen und beschäftigt sich mit dem Wandel von Alltag, Kultur und Gesellschaft im Kontext des Wandels der Medien.



Foto: privat



Illustration: Katja Gendikova

Auch auf anderen Feldern sind gefährliche Monopole entstanden: Google kontrolliert unser Wissen, Amazon die materiellen Bedürfnisse, YouTube und Instagram bestimmen unsere Bilderwelten. Zusammen mit einigen weiteren weltweit tätigen Internetgiganten setzen sie sich heute immer aufdringlicher im Leben der Menschen fest, indem sie mehr und mehr Bereiche menschlichen Kommunizierens und Handelns organisieren und kontrollieren.

Jetzt kommt die künstliche Intelligenz auf uns zu. Da sollten wir nicht bei der Diskussion versprochener Vorteile stehen bleiben. Am Beispiel von KI-gesteuerten Autos sollten wir vielmehr fragen: Von wem und wie werden das Verkehrswesen, der öffentliche und städtische Raum und unsere Umweltbedingungen künftig organisiert?

und Öffentlichkeit. Auf Fußgänger, Fahrradfahrer und sonstige Besonderheiten werden sie dabei kaum Rücksicht nehmen.

In Zukunft werden auch immer mehr menschliche Lebensbereiche KI-gestützt neu organisiert werden: die Bildung, die Musik und Unterhaltungsbranche, sicher auch die Bürokratie, die halt noch etwas länger braucht. Der Handel optimiert den Umgang mit seinen Kunden, in den Betrieben werden Arbeitsprozesse von Computern übernommen, Polizei und Justizverwaltung erproben KI für Aufklärung, Kontrolle und Fahndung. Im Gesundheitsbereich soll KI Epidemien voraussagen, medizinische Diagnosen stellen und dem Chirurgen das Skalpell führen. KI kann aber auch unerwünschte Kranke aussortieren oder als Querulanten eingestufte Patienten blockieren: Je

Menasse

gilt schließlich als Top-Beziehungskiller. Break-up mit den Rechten, sozusagen. Nur leider weiß man halt bei ihnen wie im Privaten auch nie, wen der Ex-Partner dann als Nächstes terrorisiert. Die Vorstellung, wie die Rechten in die Stille des Äthers hineinbrüllen, wenn keiner mehr mit ihnen spielt, hat trotzdem was.

Aber gut. Twitter löschen ist post Habeck irgendetwas alt, der gute Vorsatz eh schon wieder perdu. Dann vielleicht mal wieder öfter ein Buch lesen. Literatur ist erhaben und ihre Wahrheit größer als die Summe ihrer Fakten. Beim Lesen ist man mit sich allein und kann seine Meinung zum Gelesenen so oft ändern, wie man will, ohne sich rechtfertigen zu müssen. Oder man meint gleich nichts dazu und lässt sich treiben, bis sich am in-

neren Horizont eine neue Welt abzeichnet. Klappert aber nur, wenn mir der Autor beim Zeichnen nicht den Stift hält. Das verdirbt alles, da mögen seine Absichten noch so super sein. Wie beim – sicher superen – Autor Robert Menasse. Europa ohne Nationen, als logische Folge von Auschwitz – da kann ich gut mitgehen. Aber ich bin nicht mehr fünf und brauche keinen Steigbügelhalter, um da aufzuspringen. Dass Menasse in seinem Roman „Die Hauptstadt“ historische Fakten zurechtschustert, ist deshalb gar nicht das Problem (anders als bei seinen Essays natürlich). Das Problem ist, dass er nicht um des Schreibens willen schreibt, sondern mit Agenda. Wie vermutlich sehr viele Romanautoren vor ihm. Und noch mehr Journalisten neben und um ihn. Aber wenn man schon von der

Chor

Literatur zum belehrbaren Objekt degradiert wird, was will man dann noch lesen?

Erst mal nichts, denke ich. Noch ein Vorsatz gescheitert. Mal ehrlich, all diese schreibenden Männer bilden einen nervigen Chor, der Refrain geht so: Die Zeiten sind so schlimm, schlimm, schlimm (AfD! Putin! Trump!), du darfst jetzt nicht mehr schweigen. Sie haben recht, leider aber von Psychologie keine Ahnung. Sie sind wie meine Mutter, die mich früher so oft ermahnt hat, Klavier zu üben, bis ich echt so gar keine Lust mehr darauf hatte. So lange, bis ich auszog, und mich niemand mehr ermahnte.

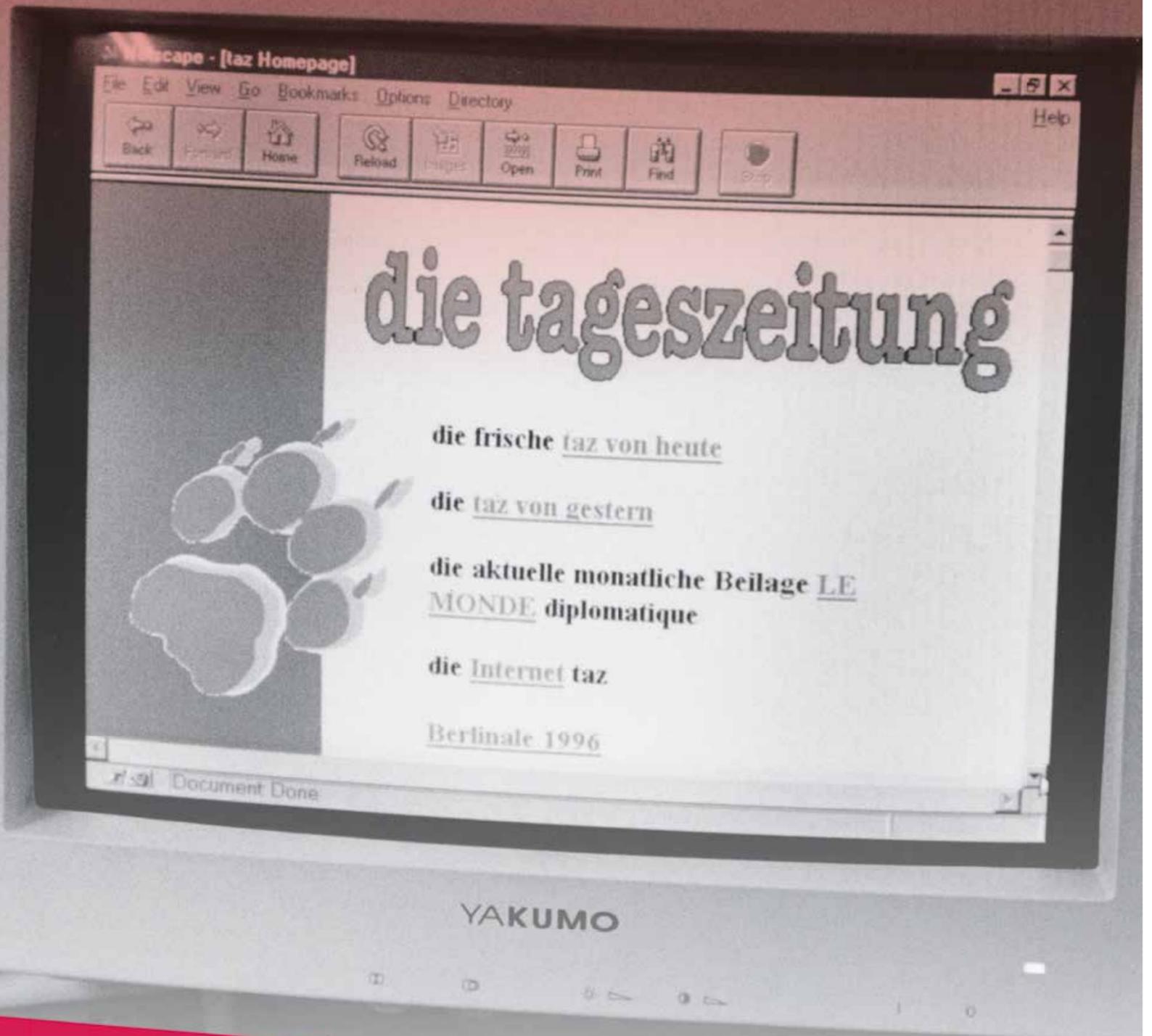
Noch weniger Lust als damals aufs Klavierüben habe ich heute eigentlich nur auf die verlogenen Debatten über die uralte Frage, ob man denn Is-

rael nicht wohl bitte aber doch auch kritisieren dürfe (als ob das die Frage wäre). Um sich da bloß nichts vorschreiben zu lassen, ist man auf Dauer Habacht, um bei jedem Fehlverhalten der Regierung mahndend zur Stelle zu sein. Dabei bloß nicht zu sehr ins Detail gehen: Was Kritik an der Regierung und was Kritik am Staat als Ganzem ist, geht im Furor schnell unter. Ein Furor, den man sich Unrechtsstaaten wie Russland oder Saudi-Arabien gegenüber wünschen würde.

Vielleicht wünsche ich mir fürs neue Jahr aber einfach, dass es mir geht wie der Frau aus China, die eines Morgens aufwachte und bestimmte, niedrige Frequenzen – sprich: Männerstimmen – nicht mehr hören konnte.

Nächste Woche **Robert Misik**

Low Radiation



Social Media seit 1978

Nachdem 1543 Vertrauenselige im November 1978 das Vorausabo einer nichtvorhandenen Zeitung bezahlt hatten, gab es kein zurück mehr. Die taz hatte das Crowdfunding erfunden bevor es den Namen dafür gab – und war schon digital und kostenlos zu haben bevor „Internet“ zum Begriff wurde.

Begleiten Sie die taz auf ihrem Weg durch 40 Jahre deutscher Kultur- und Medien-geschichte und werden Sie Zeuge wie sie wurde, was sie nie werden wollte.

40 Jahre taz – Das Buch – 40 Jahre Zeitgeschichte, 400 Seiten, 40 Euro

www.taz.de/40jahre-buch

Der Skandal, kein Opfer zu sein

Von Ulrich Gutmair

Identitätspolitik können sich nur die Privilegierten, also die „Eliten“, die kosmopolitischen „Linksliberalen“, leisten, während die Armen, die hart arbeitenden Mittelständler und die Abgehängten doch weitaus größere Probleme hätten. So erzählen es uns rechte und linke Populisten seit Trumps Wahlsieg tagein, tagaus.

Will uns diese Denkfigur wirklich nur sagen, dass die Diskriminierung der Armen, Arbeitenden und Abgehängten als Schwule, Schwarze, Frauen nicht weiter ins Gewicht falle? Oder suggeriert sie nicht vielmehr, dass es im Grunde gar keine lesbischen, psychisch kranken, alleinerziehenden, dunkelhäutigen oder weiblichen Armen und Abgehängten mit Behinderungen gibt? Die „kleinen Leute“, das scheinen auch in den Vorstellungswelten von 2019 immer noch normale Männer mit deutschen Nachnamen zu sein. Heterosexuell und heimatverbunden stehen sie der trauten Kleinfamilie vor. Ihre treusorgenden Frauen hüten derweil die Kinder. Was für ein Quatsch.

Männliche Intellektuelle erläutern uns dennoch unverdrossen, der Sexismus von Donald Trump sei zwar irgendwie ärgerlich, aber nicht das wahre Problem. Seine Idee von weißer Überlegenheit sei noch schlimmer, am schlimmsten aber seine Leugnung der Klimakatastrophe.

Das ist symptomatisch für eine Gesellschaft, die vergessen zu haben scheint, was sie schon mal wusste. Klaus Theweleits Studie über „Männerphantasien“, Wilhelm Reichs Untersuchungen zum Zusammenhang zwischen sexueller Zwangsmoral und der Massenpsychologie des Faschismus, Friedrich Engels' Überlegungen zum Ursprung von Familie, Privateigentum und Staat, all die Texte radikaler Feministinnen,

die es gar nicht erst in den Kanon geschafft haben – vergessen, oder besser gesagt: verdrängt.

Wenn Donald Trump über Frauen sagt, er wolle an ihre Muschi graben, und im nächsten Tweet bekräftigt, er wolle eine Mauer bauen, wenn deutsche Populisten von „Genderwahn“ und „Umvolkung“ fantasieren, ist das Ausweis einer psychotischen Verzerrung. Es verweist aber auch auf ein geschlossenes Weltbild, in dem das Phantasma eines von zersetzenden Kräften bedrohten Volkskörpers und der kaum verhohlene Hass auf Frauen, Schwule und alle anderen, die angeblich nicht ganz normal sind, zusammengehören.

Es ist daher gar nicht verwunderlich, dass es das zwölf Jahre alte Buch einer Feministin ist, das der gegenwärtigen Misere mit einer Form der Kritik begegnet, die diesen Namen verdient.

Alles, was Desportes an ihrem Leben mag, verdankt sie ihrer Männlichkeit

Die Frau heißt Virginie Desportes, ihr Buch „King Kong Theorie“. Der autobiografisch grundierte Essay – dessen Titel sich Desportes' Beobachtung verdankt, als Frau sei sie „eher King Kong als Kate Moss“ – wurde jetzt neu übersetzt und wieder aufgelegt (Kiepenheuer & Witsch, 160 Seiten, 9,99 Euro).

Als das Buch erschien, war der Siegeszug der Populisten in den Verhältnissen bereits sichtbar angelegt, aber auch gegen den linksliberalen Mainstream musste sich Desportes zur Wehr

setzen: „Die Männer prangern lauthals soziale oder rassistische Ungerechtigkeiten an, aber wenn es um die männliche Dominanz geht, sind sie nachsichtig und verständnisvoll. Viele wollen uns erzählen, der feministische Kampf sei nebensächlich, ein Reichtums-sport ohne Relevanz und Dringlichkeit. Man muss schon ein Idiot oder höchst unredlich sein, um die eine Unterdrückung unerträglich zu finden und die andere als poetisch zu rühmen.“

Die Autorin, die mit dem Roman „Baise-moi“ in den 1990ern berühmt wurde und nach ihrer „Vernon Subutex“-Reihe als eine der wichtigsten Schriftstellerinnen Frankreichs gehandelt wird, formuliert eine radikale Position, die Quotendiskurse und staatliche Mutterschaftssubventionen nicht für das emanzipatorische Nonplusultra hält. Ihr geht es um eine Kritik an den Geschlechterverhältnissen, die anerkennt, dass sich in diesen gesellschaftlichen Verhältnissen spiegeln, die es grundsätzlich in Frage zu stellen gilt.

Am Beginn der Überlegungen von Desportes steht die Selbstbeschreibung als Beschädigte, Scheiternde und Verurteilte. Sie erblickt sich im Spiegel des herrschenden männlichen Blicks „als Frau, die immer ‚zu‘ ist: zu laut, zu grob, zu zerzaust und immer zu männlich“. Daher ist der Autorin die „Loserin in Sachen Weiblichkeit“ nicht nur sympathisch, sie erscheint ihr sogar unverzichtbar“. Genauso wie der gesellschaftliche, wirtschaftliche oder politische Loser. „Mir sind die lieber, die es nicht schaffen, aus dem einfachen Grund, weil ich es selbst nicht besonders gut schaffe.“

Als Frau, die aus der linken Punkszene kommt, hat Desportes die analytischen Werkzeuge und die praktischen Fähigkeiten des Empowerments erworben, um die gesellschaftlich for-

cierte Rolle als Frau zurückzuweisen, die sie nicht ausfüllen kann oder will. Sie macht sich eine Position zu eigen, die es für Frauen nicht geben darf und soll: „Alles, was ich an meinem Leben mag, alles, was mich gerettet hat, verdanke ich meiner Männlichkeit.“

Sie erzählt daher von ihrer Vergewaltigung und ihrer Arbeit als Prostituierte nicht im allseits erwünschten selbstzerstörerischen Opfer-Modus, weswegen ihr sofort Aggression entgegen schlägt. Als junge Frau vergewaltigt worden zu sein, ist für sie etwas, das sie „zugleich entstellt und ausmacht“. Als Hure zu arbeiten ein Unternehmen, das sie „Geldschein für Geldschein“ für das entschädigt habe, „was man mir mit Gewalt gestohlen hatte“. Die strukturelle Ähnlichkeit von Prostitution und Ehe als mal offenes, mal verborgenes Tauschverhältnis unter asymmetrischen Machtverhältnissen ist für sie ausgemachte Sache.

Unterdessen sei Mutterschaft „der am lautesten gerühmte Aspekt der Weiblichkeit“ geworden, hält Desportes weiter fest. Wer nicht glaubt, dass das ein internationales Phänomen ist, soll sich mal einen Nachmittag auf Spielplätzen aufhalten, auf denen die neue Mutterschaft perfekt performt wird. Die bürgerliche Mutter und Ehefrau schiebt einen Kinderwagen vor sich her, der das Monatsbudget vieler Alleinerziehender übersteigt, worin sich einmal mehr der Double Bind zeigt, den das Patriarchat höchst erfolgreich installiert hat.

Diesen beschreibt Desportes so: „Ohne Kind keine glückliche Frau, aber Kinder unter anständigen Bedingungen großzuziehen wird fast unmöglich. Hauptsache, die Frauen fühlen sich als Versagerinnen.“

Das angeblich natürlich gegebene Wissen der Mutter, was gut für die Kin-

der sei, begründe ihre totale Macht, meint Desportes. Und diese Macht bekämen nicht mehr nur die Töchter, sondern auch die Söhne zu spüren. Hier zeige sich „die häusliche Entsprechung zu dem, was sich in der Gesellschaft entwickelt“. Der Staat, der besser zu wissen glaubt, was uns guttut, als wir selbst, der Staat, „der sich zur allmächtigen Mutter aufschwingt, ist ein faschistoider Staat“.

Den Zusammenhang zwischen reaktionären Vorstellungen von Weiblichkeit und einer kollektivistisch-völkischen, anti-emanzipatorischen Politik fasst Desportes schließlich in einem Satz zusammen: „Die Mutter wird mit allen Tugenden ausgestattet, um den kollektiven Körper auf die faschistische Regression vorzubereiten.“

Die Männer wiederum sollten sich nicht zu früh freuen, wenn die Gängelung der angeblich unmütterlichen, zu emanzipierten Frauen wieder zum Normalzustand wird: „Die Körper der Frauen gehören den Männern nur dann, wenn die Körper der Männer in Friedenszeiten der Produktion und in Kriegzeiten dem Staat gehören. Die Beschlagnehmung der Frauenkörper findet gleichzeitig mit der Beschlagnehmung der Männerkörper statt.“

Viele der erklärten Gegner von Rassismus und Patriarchat scheinen diese von Desportes beschriebenen Zusammenhänge nicht begreifen zu wollen. Sie ziehen sich stattdessen selbst gern narzisstisch-identitär auf ihre individuellen Opfererzählungen zurück. Nicht anzuerkennen, dass niemand mit seiner realen oder gefühlten Diskriminierung, dass niemand mit sich selbst identisch ist, und mehr noch, dass es keine menschliche Existenz jenseits von Beschädigung und Entfremdung gibt, läuft aber darauf hinaus, emanzipatorische Politik zu unterminieren.



Als Prostituierte zu arbeiten, habe sie „Geldschein für Geldschein“ für ihre Vergewaltigung entschädigt, sagt Virginie Desportes
Foto: Juan Carlos Hidalgo/picture alliance

Giftwasser für die Armen

Michael Moore rechnet in seinem jüngsten Dokumentarfilm mit Trump ab. Und mit den Demokraten. „Fahrenheit 11/9“ kennt aber mehr Schattierungen als Schwarz-Weiß

Von Tim Caspar Boehme

Michael Moore ist wütend. Und er hat einen Film darüber gemacht. So weit bekannt. Der Anlass ist naheliegend: die Wahl des 45. Präsidenten der USA. Sein Dokumentarfilm „Fahrenheit 11/9“ will dabei zweierlei: der Welt noch einmal deutlich zeigen, wen die USA sich da zum Präsidenten erkoren haben, und herausfinden, ob das Land diesem Staatsoberhaupt etwas entgegenzusetzen hat.

Kurz vorweggenommen: Moore macht sehr vieles von dem, was man von ihm inzwischen erwartet. Sonst wäre es ja kein Michael-Moore-Film. Moore als Aktivist vor der Kamera? Gewiss. Gefühlsmanipulation? Sicher doch. Großzügiges Überzeichnen? Selbstverständlich. Doch er öffnet den Blick über die gängigen Trump-Schlagzeilen hinaus, mit denen sich locker ein längerer Film hätte füllen lassen.

In jedem Fall ist damit etwas passiert, das Donald Trump selbst vor Jahren in einem Fernsehinterview als Sorge äußerte: dass Moore einen Film über ihn drehen könnte. Das Statement darf als kurze Archiveinspielung nicht fehlen. Und vermutlich hat Trump der Film am Ende nicht gefallen.

Moore hakt unterwegs einige der Punkte ab, die zu Trump halt dazugehören. Ergänzt um Überraschungen. Dass Trump aus verletzter Eitelkeit heraus eine Fake-Präsidentschaftskandidatur inszenierte, dürfte zu Letzteren gehören. Denn angeblich war Trumps Grund für diesen Schritt, dass die Sängerin Gwen Stefani beim Sender NBC mehr verdiente als ihr blondgefärbter Kollege Trump, der dort bis 2015 die Show „The Apprentice“ hatte. Als die angebliche Kandidatur Trumps für große Begeisterung sorgte, blieb er dran. Mit weitreichenden Folgen.

Trump selbst äußerte vor Jahren in einem Fernsehinterview die Sorge, dass Moore einen Film über ihn drehen könnte. Nun ist es geschehen. Szenen aus „Fahrenheit 11/9“
Fotos: Weltkino

verdankt. Zugleich zitiert Moore sich selbst. „Fahrenheit 9/11“ hieß sein Film über die Politik der US-Regierung nach der Zerstörung des World Trade Center im Jahr 2001.

Mit der Partei, die eigentlich mit der ersten Präsidentin der USA Trump hätte verhindern sollen, springt Moore keinesfalls zimperlich um. Er erinnert daran, dass die Demokraten 2016

Man sieht Hitler beim Reichsparteitag sprechen, hört aber eine Rede Trumps

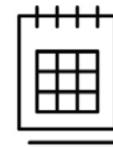
hat. In Flint, Moores von Armut geprägter Geburtsstadt in Michigan, ließ der republikanische Gouverneur Rick Snyder die Wasserversorgung aus dem Huronsee, einem der größten Süßwasserreservoirs der Erde, einstellen. Stattdessen baute er eine neue Pipeline, die Wasser aus dem Flint River lieferte. Mit Industriegiften verseuchtes Wasser. Darauf erkrankten viele der mehrheitlich afroamerikanischen Einwohner an Bleivergiftung. Zwei starben an der Legionärskrankheit.

Moore ist in diesen Teilen inhaltlich mit am stärksten, obwohl er sich als empörtes Kind der Stadt immer wieder selbst als Protagonist ins Spiel bringt. Vor allem befragt er jedoch Mediziner oder eine ehemalige Mitarbeiterin der Gesundheitsbehörde der Stadt, die nüchterne Zahlen vortragen. Bleiwerte, die sie bei Kindern gemessen haben und die, im Fall der Behördenmitarbeiterin, hinterher für den offiziellen Bericht nach unten korrigiert wurden.

Sein Vorwurf: Wie ist so etwas in diesem Land möglich? Unter Trump, aber, schlimmer noch, schon unter Barack Obama? In einer der haarsträubendsten Szenen ist Obama auf Besuch in Flint, wo er die Wasserkrise der Stadt herunterspielt und demonstrativ ein Glas Wasser an die Lippen hält. Als Kritik an Trump dient das Moore, der seine Thesen gern ideologisch verengt, kaum. Was bleibt, ist Fassungslosigkeit.

Hoffnungsvolle Signale sollen dafür Beispiele von jungen Demokratinnen wie Alexandria Ocasio-Cortez setzen. Das steht etwas unvermittelt neben seiner oft kunstvoll montierten Trump-Anschuldigungssuade. Den besten Überraschungseffekt schafft er ohnehin mit Szenen aus Leni Riefenstahls Propagandafilm „Triumph des Willens“. Man sieht Hitler beim NSDAP-Reichsparteitag 1934 sprechen, hört aber, lippensynchron, eine Rede Trumps. Wenn er dann jedoch Bilder des ausgebrannten Reichstags mit Berichten über die Anschläge auf das World Trade Center von 2001 kombiniert, ist er wieder tief im Verschwörungstheorienreich. Moore bleibt eben Moore.

„Fahrenheit 11/9“. Regie: Michael Moore. USA 2018, 128 Min. Ab 17. 1. im Kino



das kommt

Der Berliner Singer-Songwriter Jens Friebe

„Fuck Penetration“, der unverblühte, leicht verschwiemelte Titel des neuen Albums von Jens Friebe, klingt ziemlich vielversprechend. Außerdem gut: Friebe singt da nun verstärkt auf Englisch und kriegt lupenreinen Pop hin. Er ist schließlich nicht Drafi Deutscher. Fuck Schlager! Jens Friebe bleibt nämlich ein überzeugender Songpoet, singt in seinen neuen Liedern vom Tauschwert im Kapitalismus. Apropos Geld: Jetzt tourt er durchs Land. **12. 1. „Club Manufaktur“ Schorndorf, 13. 1. „Kranhalle“ München, 15. 1. „Schlachthof“ Wiesbaden, 16. 1. „Subway“ Köln, 17. 1. „Hafenklang“ Hamburg**

Ida Kerkovius. Eine Künstlerin des Bauhauses

Als Ida Kerkovius (1879-1970) im Wintersemester 1920/21 ihr Studium am Weimarer Bauhaus aufnahm, war sie keine Anfängerin. 1903 hatte sie 5 Monate in der „Künstlerkolonie Dachau“ bei Adolf Hölzel verbracht. 1911 wurde sie an der Königlich Württembergischen Akademie der Bildenden Künste seine Meisterschülerin und Assistentin mit eigenem Atelier und unterrichtete in dieser Funktion auch Johannes Itten, dessen Grundkurs sie dann am Bauhaus besuchte. Mit etwa 70 Aquarellen, Kohlezeichnungen, Pastellen sowie Ölgemälden aus den Jahren 1908 bis 1970 zeigt das Kunsthaus Apolda Avantgarde einen repräsentativen und farbenfreudigen Querschnitt durch das Schaffen von Ida Kerkovius, von der Alexej von Jawlensky sagte: „Sie ist ganz Kunst.“

13. 1. bis 31. 3., Kunsthaus Apolda Avantgarde

Der Spitzenkandidat

Hätte die Entwicklung der US-amerikanischen Politik von Bush senior bis hin zu Trump verhindert werden und einen ganz anderen Verlauf nehmen können? Jason Reitman sagt: Ja. Sein Spielfilm „Der Spitzenkandidat“ über den demokratischen Präsidentschaftsanwärter Gary Hart ist eine Geschichte über vertane Chancen. Und über die verheerenden Auswirkungen, die der Journalismus auf die Politik hatte, als er mehr und mehr Boulevard wurde. Zeitgeschichte, so aktuell, dass sie wehtut. Mit einem angemessenen nüchternen Hugh Jackman in der Hauptrolle.

Ab 17. Januar im Kino

Anzeige

La Sonnambula
Vincenzo Bellini
Diego Fasolis Musikalische Leitung
Jossi Wieler, Sergio Morabito Inszenierung
Premiere am 26. Januar 2019
Infos: deutscheoperberlin.de, 030-343 84 343
DEUTSCHE OPER BERLIN

Moore erzählt etwa, wie Trump die Spielregeln im Umgang mit der Presse änderte, gern Korrespondenten sehr lang warten ließ, wenn diese von Wahlkampfveranstaltungen mit ihm berichten sollten, wie es bis zuletzt in der Öffentlichkeit als ausgemacht galt, dass Trump die Wahl verlieren würde. Auch die tränenerfüllten Gesichter der Demokraten lässt Moore noch einmal Revue passieren, am 9. November 2016 nach der Wahl, dem Datum, dem der Film seinen Titel

bei den primaries in West Virginia sogar so weit gingen, die Abstimmungsergebnisse der Wähler in sämtlichen Counties des Staates zu ignorieren: Bernie Sanders hatte zunächst mit großer Mehrheit gegen Hillary Clinton gewonnen. Die zuständigen Delegierten der Demokraten stimmten am Ende dennoch für Clinton.

Einer der größten Skandale, die Moore anspricht, geht auf das Konto der Republikaner, selbst wenn er auf den ersten Blick wenig mit Trump zu tun

Anzeige

JASH SULTANA
THOU SHALT SING
2018 FOLK
UK / EU 2019
24.07.2019
MÜNCHEN
ZENITH
26.07.2019
KÖLN
TANZBRUNNEN
27.07.2019
BERLIN
ZITADELLE
TICKETS UNTER:
01806-853 653* / WWW.FKPSCORPIO.COM
01806-570 000* / WWW.EVENTIM.DE
*0,20 €/Anruf aus dem Festnetz, Mobilfunk max. 0,40 €/Anruf

MHD
19 TOUR
AFROTRAF
18.1. KÖLN 19.1. MÜNCHEN
31.1. HAMBURG 1.2. BERLIN
TICKETS UNTER:
01806-853 653* / WWW.FKPSCORPIO.COM
01806-570 000* / WWW.EVENTIM.DE
*0,20 €/Anruf aus dem Festnetz, Mobilfunk max. 0,40 €/Anruf

CUMBIA-SKA-PUNK-COLOMBIA-ARGENTINA
CHE SUDAKA
SOMOS ALMAS REBELDES
SUPPORT: NUFOLK REBEL ALLIANCE
FEAT: PIRITO ERAZO (GOGOL BORDELLO)
& LEO MINIMUMTEK (OUTERNATIONAL)
TOUR 25 JAN - 16 FEB
ALLE TERMINE AUF
WWW.CHE SUDAKA.COM

LAMBCHOP
17.04.19 LEIPZIG
18.04.19 MÜNCHEN
20.04.19 DARMSTADT
26.04.19 BERLIN
27.04.19 KÖLN
29.04.19 HAMBURG
WWW.SCHONEBERG.DE taz, die tazsetzung

Herzlich, deine B-Schwester

Lebendiger Mikrokosmos des DDR-Lebens in den Sechzigern: Brigitte Reimanns Briefe an ihre und von ihren drei Geschwistern

Von Katharina Granzin

Sie starb 1973 mit nur 39 Jahren an Krebs: Brigitte Reimann, die in der DDR schon mit Anfang 20 als Autorin so erfolgreich war, dass sie ihr Leben lang als freie Schriftstellerin arbeiten konnte. Neben ihrem Output „beruflicher“ Texte, zu denen Drehbücher und Hörspiele ebenso gehörten wie Erzählungen, Romane und Reportagen, muss sie auch privat unablässig geschrieben haben. In Zeiten, als es in den meisten Haushalten noch nicht einmal Telefon gab (und danach waren Ferngespräche teuer), waren Briefe die einzig mögliche Kommunikationsform über weitere Entfernungen.

Der Aufbau Verlag, der bereits mehrere Bände mit Briefen herausgebracht hat, legt nun einen weiteren Band mit privater Korrespondenz vor: die Geschwisterbriefe. Sowohl Reimanns Schreiben an ihre drei Geschwister sind hier versammelt als auch deren Briefe an sie. Außerdem ist der „Familienrundschrift“ enthalten, den Vater Reimann regelmäßig verfasste und an seine vier Kinder schickte.

Der älteste Bruder Ludwig, genannt Lutz, war nur eineinhalb Jahre jünger als Brigitte und stand ihr von allen Geschwistern am nächsten. Der Briefwechsel zwischen diesen beiden ist der interessanteste – nicht zuletzt deshalb, da Lutz 1960 in den Westen ging. Das war ein Schritt, den Brigitte Reimann lange Zeit nicht nachvollziehen oder auch nur entschuldigen konnte. In Briefen dieser frühen Jahre tragen die zwei Geschwister harte weltanschauliche Auseinandersetzungen aus, gefolgt von einer langen Phase beiderseitigen Schweigens. Das Drama der deutschen Teilung, das heute schon so weit entrückt scheint, wird hier schlaglichtartig noch einmal so ausgeleuchtet, dass die politischen Gräben und Grenzen, die einst Menschen trennten, schmerzlich sichtbar werden.

In den letzten Jahren von Brigitte Reimanns Leben dagegen wird Lutz derjenige unter den Geschwistern sein, mit dem sie brieflich die größte Innigkeit verbindet – der Einzige auch, dem gegenüber sie während ihrer langen Krankheitsphasen und ihrer Ehekrise auch ihre oft tiefe Verzweiflung offenbart. Die Beziehung zur zeh-

n Jahre jüngeren Schwester Dorothea war auf einer anderen Ebene sehr eng. Zwar enthalten die Briefe weniger persönlich Dramatisches – es wird darin eher eine Menge „Weiberkram“ besprochen; dafür war Dorothea häufig bei der Schwester zu Besuch und unterstützte sie in Krisen tatkräftig. Die Beziehung Brigittes zum jüngeren Bruder Ulrich wiederum scheint nicht ganz so eng gewesen zu sein – allerdings war Ulrich offenbar kein fleißiger Briefeschreiber, überließ er diese Aufgabe doch gern auch mal seiner Gattin.

Wohnungsnot ist ein Thema

Dieser Briefsammlung liest sich keineswegs nur für Reimann-Fans fesselnd, durch ihre Multiperspektivität eröffnet sie zudem einen ganzen Mikrokosmos der DDR-Gesellschaft der ersten Jahrzehnte. Politische Hoffnungen und Enttäuschungen werden sichtbar, die damals die Menschen umtrieben, daneben Alltagsorgen und -nöte, von denen die gefeierte Autorin (beinahe) ebenso betroffen ist wie andere auch.

Wohnungsknappheit ist ein riesiges Thema: Schwester und Schwager etwa müssen, obgleich verheiratet und berufs-



Bis zuletzt arbeitete sie an „Franziska Linkerhand“: Brigitte Reimann, um 1955 Foto: Gerhard Kiesling/BPK

tätig, lange im Wohnheim ausharren und bekommen erst durch die (heimliche) Intervention der Schriftstellerschwester eine kleine, unansehnliche Wohnung zugewiesen. Bücher und Schallplatten sind begehrte, oft rare Güter, die von West nach Ost, aber auch in umgekehrter Richtung versendet werden. Brigitte schickt Thomas-Mann-Bände nach Hamburg und bestellt beim Westbruder Jazzschallplatten und Belletristik, die sie, um zu verhindern, dass

das kostbare Gut beim Zoll abgefangen wird, an den Schriftstellerverband adressieren lässt. (Und tatsächlich enthielten etliche Pakete auch Bananen!)

Ergreifend am Ende die Munterkeit, die Brigitte Reimann immer noch in ihre Briefe zu legen imstande ist, als sie schon längst weiß, dass ihre Lebenserwartung gering ist – und dass sie ihren großen Roman „Franziska Linkerhand“ nicht mehr beenden kann, an dem sie bis zuletzt gearbeitet hat.



Brigitte Reimann: „Post vom schwarzen Schaf. Geschwisterbriefe“. Aufbau Verlag, Berlin 2018. 416 Seiten, 24 Euro

Anzeige

Oben

Von Menschen und Bergen

Heft 1/2019

In dieser Ausgabe:

ESTHER KINSKY

WILL SELF

ELIOT WEINBERGER

AHELI MOITRA

NOÉMI KISS



KULTUR AUSTAUSSCH

Zeitschrift für internationale Perspektiven

Jetzt am Kiosk, zu bestellen unter www.kulturaustausch.de oder bei kulturaustausch@conbrio.de (pro Ausgabe 7 Euro zzgl. Versandkosten)

Die Unruhe des Kopfes

Gewalterfahrungen, Heimatverlust, musikalische Sprache: Guntram Vespers gesammelte Gedichte laden zur Begegnung mit diesem Wiederentdeckten ein

Von Thomas Schaefer

Schon auf Seite 15 fällt zum ersten Mal das Haupt- und Zauberwort, der Name der „kleinen Stadt Frohburg/in Sachsen“. Frohburg, das ist der Ort bei Leipzig, in dem der Dichter Guntram Vesper 1941 zur Welt kam, es ist der Titel eines Vesper-Gedichtbands von 1985 und der jenes Prosa-Tausendseiters, mit dem der in Göttingen lebende Autor 2016 ein erstaunliches Comeback feierte, nachdem er zwei Jahrzehnte lang nur in ausgesuchten Kleinverlagen veröffentlicht hatte. Der Schöffling-Verlag sah sich motiviert, eine Gesamtausgabe aufzulegen. 2017 erschien die gesammelte Prosa, nun die Lyrik. Damit erhält das Publikum die Gelegenheit, einen Lyriker zu entdecken, der in den 1980er Jahren zu den wichtigsten der deutschsprachigen Literatur zählte, dessen Werk ohne den „Frohburg“-Erfolg aber vielleicht in Vergessenheit geraten wäre. „Tieflandsbuch“ beweist, was das für einen Verlust bedeutet hätte.

Nach ersten, naturgemäß etwas präntösen Versuchen findet Vesper früh den Stil, der seine Gedichte prägt: das Verknäppte, Karge. Das Formprinzip ist stets ähnlich: Zunächst wird eine Begebenheit, gern aus der unmittelbaren Frohburger oder Göttinger Nachbarschaft, das heißt, der eigenen Biografie, auf im Wortsinn prosaische Weise erzählt, und am Ende steht eine pointierte Schlussfolgerung, wie hier im Gedicht „Mein Lehrer im Zeichnen“: „Irgendwann holt man / die alten Blätter hervor / und sucht / nach dem ersten Strich / der alle späteren /

festgelegt hat // jedes Heft / ein anderer Ansatz / das Leben zu sehen, immer // genauer / und ärmer.“ Oft eignet dieser Wendung vom Außen zum Innen eine moralische Konsequenz, sogar eine Handlungsaufforderung, wie im programmatischen „Landmeer“: „Wir dürfen unser / Leben / nicht beschreiben, wie wir es / gelebt haben / sondern müssen es / so leben / wie wir es erzählen werden: / Mitleid / Trauer und Empörung.“

Frohburg Sehnsuchtsort

Deziiert politisch sind vor allem Vespers Gedichte aus den 60er und frühen 70er Jahren, in zeitgeschichtlichen Bezügen stehen aber alle Texte, und fast alle haben einen narrativen Zug. Es ist kein Wunder, dass manche Passagen wortwörtlich in Prosatexten Vespers wieder auftauchen, die ihrerseits in ihrer Musikalität und Konzentration einen stark lyrischen Charakter aufweisen. Gereimt wird bei Vesper nur in einigen der frühen Gedichte, die hier erstmals zugänglich beziehungsweise versammelt sind.

Und natürlich spiegeln die Gedichte all die Themen, die auch in der Prosa dominieren: vor allem Gewalt als elementare Erfahrung, die das Leben Vespers gründet, der im Zweiten Weltkrieg zur Welt kam, die junge DDR erlebte und dann, nachdem die Familie 1957 in den Westen gegangen war, die traumatische Erfahrung von Heimatverlust. Nicht zuletzt deshalb ist Frohburg stets Sehnsuchtsort geblieben, der immer wieder beschworene Schauplatz der Kindheit als Landarztsohn. Die Kleinstadt wird zur Chiffre einer exemplarischen Kindheit, aber auch al-

ler Katastrophen und Grausamkeiten der privaten und Staatsaktionen.

Es ist eine Fixierung, in der sich sprachlicher Ausdruck und psychologische Notwendigkeit in einer Dringlichkeit verbinden, die Peter Rühmkorf 1981 anhand der Lektüre von Vespers Gedichtband „Die Illusion des Unglücks“ erkannt hat: „Wer genau genug hinblickt, liest ja aus jeder Zeile, jeder Strophe, jedem dichterischen Vergleich den immensen Kunstaufwand mit heraus, dessen es bedurfte, die Unruhe des Kopfes nur für einen Augenblick zu stillen.“

Dieser Unruhe und der aus ihr resultierenden Disziplin verdankt sich die Klarheit dieser Gedichte, der unverwechselbare Vesper-Ton, wie er zum Beispiel im Zyklus „Nordwestpassage“ (1985) zum Klingen kommt: „Mein Traum das Seeleben / das Vorüberfliegen der Schiffe auf dem ungeheuren Meer / Matrosen voll kindlicher Freude / an der Reling / Winken, Rufe / von Bord zu Bord, Fragen / nach dem Woher, Wohin / nach fernem Krieg und fernem Frieden. // In solcher Gesellschaft nichts wissen / immer zwischen den Kontinenten / an ihrem Saum / auf der Wellenlinie der Schönheit.“



Guntram Vesper: „Tieflandsbuch. Die Gedichte“. Schöffling & Co., Frankfurt am Main 2018. 525 Seiten, 32 Euro

Räuber, Gelehrte – eine Stadt

Die britische Historikerin Bettany Hughes hat das ultimative Istanbul-Buch geschrieben. Schwärmerisch legt sie den alten Kosmopolitismus frei

Von Ingo Arend

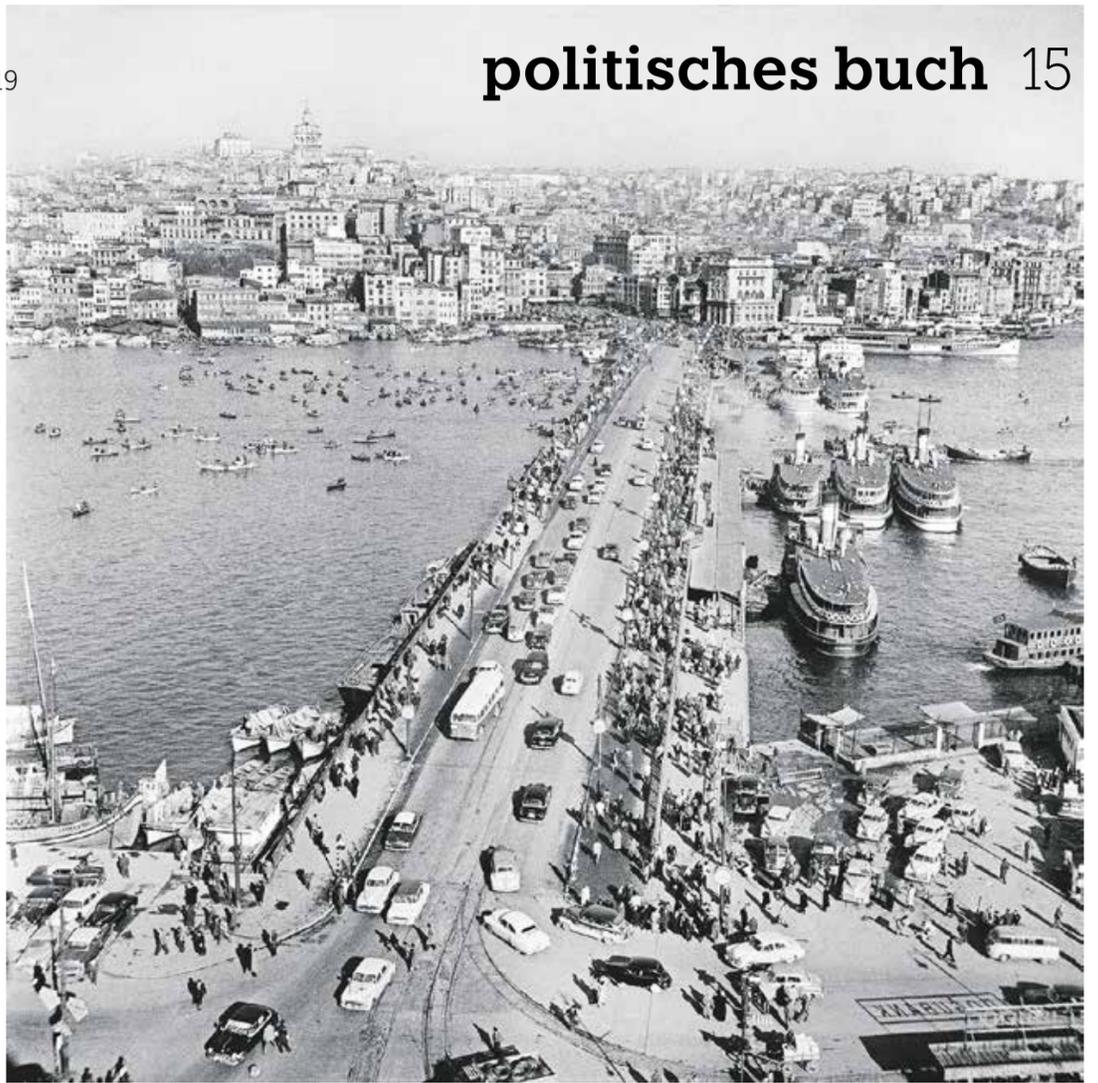
Die „Hauptstadt der Welt“. Gustave Flaubert staunte nicht schlecht, als er 1850 an den Bosphorus kam. Den französischen Schriftsteller erinnerte der Besuch an „jenes Gefühl des Zermalmtwerdens, das einen durchdringt, wenn man so viele unbekannte Menschen streift, vom Perser und Inder bis zum Amerikaner und Engländer, so viele getrennte Individualitäten, deren furchtbare Summe die eigene totschießt“. Istanbul schien Flaubert wie der Vorschein einer multikulturellen Weltzivilisation.

Diese Idee der Vielfalt steht im Mittelpunkt des unglaublichen Buchs von Bettany Hughes. „Unterschiedliche Religionen, Kulturen, Ethnien, alle mit ihren jeweiligen Eigenheiten und Interessen“, schreibt die Bestsellerautorin an einer Stelle ihrer voluminösen Historie Istan-

Natürlich wuchsen die Chiffren Byzanz und Konstantinopel zu einem Mythos, der ein von den sozialökonomischen Bedingungen seiner Existenz unabhängiges Eigenleben zu führen schien. Und manchmal scheint auch Hughes diesem Mythos zu erliegen, wenn sie von dem „proteischen, fiebernden Charakter“ der Stadt spricht.

Doch die preisgekrönte Wissenschaftlerin, Jahrgang 1967, derzeit Fellow am renommierten King's College in London, schreibt nicht vom Aufstieg und Niedergang eines Fabelwesens. Sie hat auch keinen geschichts- oder stadttheoretisches Interesse, sondern geht streng chronologisch vor. Mit unfassbarer Akribie, atemberaubendem Detailwissen und langem erzählerischem Atem zeichnet sie in 78 Kapiteln den Weg der Völker, Räuber und Gelehrten nach, die ihre Spuren auf diesem Flecken hinterließen.

Istanbul – ein Sehnen der Welt? 1958, Galatabrücke
Foto: Ara Güler/
Magnum
Photos/
Agentur Focus



jungen muslimischen Eroberers Mehmed, der 1453 die Ruine Konstantinopel schließlich seinem Reich einverleibte und Konstantiniyye nannte. Hughes brillantes, von Susanne Held vorzüglich übersetztes Buch, ist ein Paradebeispiel angelsächsischer Nonfiction, wo sich historische Genauigkeit und literarisches Erzählen zu einem einzigartigen Bildungserlebnis verbinden. Herausgekommen ist das ultimative Istanbul-Buch.

Dass der von Barbarenvölkern umgebene Flecken durch die Jahrhunderte ein derartiges Objekt der Begierde war, hatte natürlich seinen Grund. Byzanz war der strategische Knotenpunkt zwischen dem Schwarzen und dem Mittelmeer. Und spätestens seit Kaiser Severus im Jahr 195 n. u. Z. im Zentrum der Stadt das „Milion“ errichtete, ein steinernes Mal, von dem sämtliche Abstände im Römischen Reich gemessen wurden, stieg die Metropole zu dem kulturellen Referenzpunkt zwischen Ost und West auf.

Hughes nennt diese Mutter aller Meilensteine das „Ground Zero der Zivilisation“. „Das Sehnen der Welt“, jenes mythische Synonym, das noch heute für die Stadt benutzt wird, ist ein Nach-

hall des globalen Geltungsanspruchs, den die „von Meeren umkränzte“ Stadt seitdem in sich trägt. „Wenn es auf der Welt nur ein Land gäbe, Istanbul wäre seine Hauptstadt“, befand selbst Napoleon.

Von Barbarenvölkern umgeben, ein Objekt der Begierde

Hughes versteht das Prinzip Vielfalt nicht als Multikultur im heutigen Sinn. Sondern als Folge einer nicht endenden Folge von Regimewechseln. Bei jedem wurden die Menschen zu Tausenden brutal geschlachtet, meist vom Herrscher eigenhändig gepfählt. Keinen Warlord, der die Stadt in 8.000 Jahren Geschichte, umgerechnet circa 320 Menschengenerationen, unter seine blutige Knute zwang, lässt sie unerwähnt.

Aber der Zustrom immer neuer Ethnien, Krieger und Flüchtlinge verwandelte die Stadt langsam in genau das Völkergemisch, das schließlich Flaubert faszinierte. Ob es

nun die Warägergarde war, die 6.000 Wikinger, die die byzantinischen Kaiser mit vorgehaltener Streitaxt schützten oder die Janitscharen, die aus Christenknaben vom Kaukasus und dem Balkan handverlesene Leibtruppe des Sultans. Sie erhoben das zum Prinzip, indem sie ethnischen Minderheiten Sonderrechte einräumten.

Sie rekrutierten zudem ihren Hofstaat und die Bürokratie aus allen Teilen ihres weltumspannenden Reichs und schufen so eine multiethnische, „artifizielle herrschende Elite“. „Die eigentliche Stärke“ der Stadt sieht Hughes deshalb zu Recht in ihrer „Mischlingsnatur“.

Insofern ist es zwar schade, aber begründet, dass Hughes ihre „Biografie“ am 3. März 1924 enden lässt. An diesem Tag wurde Abdülmecid II., letzter Kalif aus dem Hause Osman, bei Nacht und Nebel außer Landes geschafft. Die Republik des Mustafa Kemal Atatürk machte Schluss mit der Multikultur. Die „moderne“ Türkei verstand sich als ethnisch homogener Nationalstaat. Das verderbte Babel Istanbul wurde in Acht und Bann geschlagen.

Auch die vom Neo-Osmanismus schwer besoffene Dikta-

tur des Recep Tayyip Erdoğan hält an diesem Grundsatz fest. Es wird sich zeigen, ob die Neugier an dem Unbekannten und der Zwang, „uns zu verbinden, zu kommunizieren und uns auszutauschen“, den Hughes als die DNA Istanbul ausmacht, auf lange Sicht über dessen eisernen Griff auf sein Land obsiegt.

Von dem Nika-Aufstand 523 unter Kaiser Justinian bis zu dem von Gezi 2013 sieht sie eine Kontinuitätslinie, die belegt, dass die Menschen in der Stadt „ein so anhaltendes Desinteresse an ihren Herrschern haben, als sei es ihnen angeboren“. Wenn ihre These stimmt, hätte der Kosmopolitismus dieses „Tors zur Glückseligkeit – so nennen die Istanbuler ihre Stadt – womöglich doch noch eine Chance.



Bettany Hughes: „Istanbul. Die Biographie einer Weltstadt“. Klett-Cotta, Stuttgart 2018, 940 Seiten, 35 Euro

Anzeige



buls, hätten schon Konstantinopel zu einem „hochkomplexen Ort“ gemacht.

Wahrscheinlich hat der Verlag deswegen für die deutsche Ausgabe des Bandes den Titel „Die Biographie einer Weltstadt“ gewählt. Im englischen Original heißt er bescheidener, „A Tale of three cities“. Er suggeriert freilich auch, die Geschichte einer Stadt ließe sich wie die Biografie eines Politikers oder Wissenschaftler schreiben.

Sie schlägt den Bogen von den Hominiden, die 6000 Jahre vor unserer Zeitrechnung in einem prähistorischen Paradies mit 9000 Pflanzensorten lebten über die Auswanderer vom griechischen Festland, die dort im 6. Jahrhundert v. u. Z. die winzige Kolonie Byzanz gründeten.

Sie begleitet die römischen Kaiser, die die griechische Siedlung zum „Neuen Rom“ erhoben, den Einfall der Goten und Perser bis zu den Heeren des

Die zwei Linien

Der Philosoph Slavoj Žižek ist bekanntlich ein Leninist. Nun hat er zentrale Texte Lenins kommentiert – um ihn zu wiederholen

Von Marlen Hobrack

Es ist bezeichnend, dass ein Buch über Lenin mit Stalin beginnt. Slavoj Žižek, der umtriebige slowenische Starphilosoph mit dem bezaubernden Sprachfehler, hat mit „Lenin heute“ allerdings ein Buch vorgelegt, das nicht beim Horror des Stalinismus stehen bleibt. Entstanden ist eine kommentierte Ausgabe zentraler Texte Lenins, die in Deutschland, im Gegensatz zur englischen Ausgabe, nicht im Jubiläumsjahr der Oktoberrevolution erschien.

Hier wie dort hängt der Schatten des stalinistischen Terrors über der Geschichte des Kommunismus im 20. Jahrhundert. So weit reicht er, dass in den letzten Jahrzehnten selbst Karl Marx als kontaminierter Autor betrachtet wurde. Das Marx-Revival der letzten Jahre war nur möglich dank der Trennung kommunistischer Schriften vom

realexistierenden Sozialismus. Anders verhält es sich mit Lenin, der als führender Revolutionär die Oktoberrevolution unmittelbar mit herbeiführte. Mit Lenin tritt der totalitäre Führer, der die Massen lenkt, auf die Bühne der kommunistischen Geschichte.

Ist also Lenins verzweifelter Kampf gegen Stalin als sein Nachfolger, den Lenin bis zu seinem Tod ausfocht, Beweis für dessen heldenhafte Versuche, das Erbe des Kommunismus zu retten? Oder verstand Lenin plötzlich, dass der Saat des Stalinismus bereits in der leninistischen Ära der Boden bereitet worden war? Dass Stalin also letztlich sein Produkt war?

Zeitsprung: In der Chruschtschow-Ära, die mit dem Eingeständnis der stalinistischen Verbrechen einherging, wurden Stalinbildnisse durch Leninköpfe ersetzt. Rückkehr zum unbefleckten Ursprung? Unter zeitgenössischen Russen dagegen erfreut sich Stalin gro-

ßer Beliebtheit als politischer Führer, gleich neben Putin, während Lenin, Chruschtschow und Gorbatschow Verachtung entgegen schlägt.

Beinahe scheint es, als müsse man der russischen Bevölkerung, die von alter Großmacht träumt, das große Trauma, das von Stalin verursacht wurde, in Erinnerung rufen. Oder anders: Das Ende der Sowjetunion, das mit Chruschtschow seinen Anfang nimmt, weil er die Fehlbarkeit der politischen Führung eingestand, bildet das viel größere Trauma als die katastrophale Hungersnot, die Stalins Versuch, einen Bauernstaat in einen zentralistischen Industriestaat umzuwandeln, erzeugte.

Žižek nun geht es, und das ist das Bezaubernde an diesem Buch, gar nicht um Lenin selbst, auch wenn er in dessen Schriften einführt. Vielmehr nähert er sich im Dreischritt aus Erinnern, Wiederholen und Durcharbeiten einer Psychoanalyse der kommunistischen Seele, die daran krankt, dass der Blick auf die kommunistische Geschichte von Gewaltherrschaft und Totalität überschattet wird. Lenin müsse wiederholt werden, aber nicht in dem Sinne, dass man seine Fehler wiederholen solle. Vielmehr seien die Felder

des Möglichen, die Lenins revolutionäre Aktion eröffnete, von heutigen Kommunisten zu nutzen. Lenin ergriff in einer scheinbar aussichtslosen Situation, im Moment des Zusammenbruchs, die Macht. In der Hoffnungslosigkeit entdeckte er den Mut des Revolutionärs: Der Mut der Hoffnungslosigkeit, so lautet auch der Titel des Buches, das Žižek ebenfalls in diesem Jahr veröffentlichte, war entscheidend.

Die heutige Linke stehe vor demselben Problem wie Lenin 1917. Anstelle einer mutigen Revolution aber setze sie auf eine lammfromme Vision der Verbesserung des bestehenden Systems im Rahmen des modernen Wohlfahrtsstaates. Keine andere Lösung falle ihr ein, als die Forderung nach höheren Sozialleistungen oder etwas weniger Ungerechtigkeit. Dass nationale Wohlfahrt nicht die passende Antwort auf die Verwerfungen des globalen Kapitalismus sein kann, erscheint logisch. Aber ob uns der Rückgriff auf Lenin tatsächlich weiterhelfen kann?

Letztlich rechtfertigt Žižek den Rückgriff auf Lenin damit, dass in der Erinnerung zeitgenössischer Linken der Kommunismus mit den Verbrechen des sowjetischen Regimes verknüpft sei. Wir erinnern uns an die Traumata

der kommunistischen Herrschaft, wir bleiben bei der Erinnerungsarbeit bei Lenin und den stalinistischen Verbrechen stehen. So wirkt die Vergangenheit symbolisch weiter. Wir verhalten uns daher wie Analysanden in der Psychoanalyse, die traumatische Inhalte erinnern, aber nicht korrekt symbolisieren können: Wir reproduzieren so Konstellationen der Vergangenheit wie bei der Übertragung im Rahmen der Psychoanalyse. Unsere Erinnerung muss durch Stalin und Lenin hindurchgehen, um zu dem Punkt des revolutionären Keims zurückzukehren. Den Anfang wiederholen.

Es ist bezeichnend, dass ein Buch über Lenin mit Stalin beginnt. Aber die Geschichte des Kommunismus muss nicht mit ihm enden.



Slavoj Žižek: „Lenin heute“. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 2018, 268 Seiten, 24,95 Euro

Eine Krise von epischem Ausmaß

In den USA gibt es jedes Jahr mehr Bücher, doch die AutorInnen verdienen schlechter

RomanautorInnen in den USA mussten in den letzten Jahren hinnehmen, dass ihr Einkommen stetig sank. Der Buchhändler Amazon wird dafür verantwortlich gemacht, die Preise zu drücken. Deswegen gebe es eine „Krise epischen Ausmaßes“ für das Einkommen amerikanischer Literaten. Das konstatiert eine neue Studie der Authors Guild, der größten Vereinigung von AutorInnen im Literatur- und Medienbetrieb der USA. Es wurden rund 5.000 AmerikanerInnen befragt, die mit dem Veröffentlichlichen von Büchern Geld verdienen. Die meisten von ihnen schreiben fiktionale Texte. Je ein Fünftel der Befragten schreibt Akademisches oder Sachbücher.

Das Einkommen aus Buchverkäufen sank für die Teilnehmenden zuletzt dramatisch. Im Schnitt verdienten sie im Jahr 2009 noch 10.500 US-Dollar, aber 2017 nur noch 6.080 US-Dollar. So müssen die meisten AutorInnen andere Jobs annehmen, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Menschen, die fiktionale Texte schreiben, sind von den sinkenden Einnahmen aus Buchverkäufen besonders betroffen. Dieses Einkommen sank im Vergleich zu vor 4 Jahren um 27 Prozent. Ein Viertel der Befragten verdiente im Jahr 2017 gar nichts aus Buchverkäufen. Dies habe damit zu tun, dass die Tantiemen sinken und es weniger Vorauszahlungen der Verlage gebe, so die Studie.

Für die Einkommenskrise sei Amazon verantwortlich. Der Online-Versandhändler dominiere nicht nur den Buchhandel, sondern in den USA auch das Verlagsgeschäft. Zwar werde das Publizieren von E-Books im Eigenverlag durch Amazon für viel mehr Menschen ermöglicht. Noch 2009 wurden 300.000 Bücher in den USA publiziert. 2017 sind es bereits eine Million pro Jahr, zwei Drittel davon sind selbst verlegt. Das führte zu mehr LeserInnen: Millionen Menschen würden mittlerweile „Kindle Unlimited“ abonnieren und hätten so Zugriff auf viele E-Books auf Amazon. Doch die AutorInnen, die über Amazon publizieren, bekommen weniger Geld für ihre Bücher. Die Erlöse seien im Schnitt 50 bis 58 Prozent niedriger als bei AutorInnen, die ihre Bücher bei traditionellen Häusern verlegen lassen.

Blockbuster-Mentalität

Da nun alle Menschen ihr Buch bei Amazon veröffentlichen können, verändere das die herkömmliche Verlagslandschaft in den USA. Amazon ziehe mit seinem Eigenverlagsprogramm vor allem wenig und mittelbekannte AutorInnen an. Traditionelle Verlage scheuten dagegen zunehmend das Risiko, die Werke solcher SchriftstellerInnen zu publizieren. Sie haben eine „Blockbuster-Mentalität“, wollen unbedingt Verträge mit populären Bestseller-AutorInnen abschließen, weil diese hohe Gewinne versprechen. Für Prominente wie etwa Michelle Obama, deren Autobiografie derzeit sowohl in den USA als auch in Deutschland ein Renner ist, müssen sie aber höhere Vorschüsse zahlen. Das setze die Verlage unter Druck, solche Bücher mit viel Werbung bekannt zu machen, um die Einnahmen zu garantieren.

Mittelbekannte AutorInnen, die in Vollzeit Romane schreiben, seien wegen dieses Trends „kurz vor dem Aussterben“, so die Studie. Dies betreffe auch solche Menschen, „die seit Jahrzehnten Bücher schreiben und davon in der Vergangenheit leben konnten“. Nur noch 57 Prozent der VollzeitautorInnen konnten mit dem Schreiben ihr gesamtes Einkommen bestreiten. Das meiste Geld kommt dann nicht aus dem Verkauf ihrer Bücher. Sie müssen andere Aufträge annehmen, die mehr Geld einbringen, und beispielsweise Bücher übersetzen, Reden halten oder Schreibunterricht geben.

In Deutschland gibt es aktuell keine vergleichbare Umfrage. Der Börsenverein des Deutschen Buchhandels meldet jedoch aktuell, dass der Buchmarkt im Jahr 2018 seinen Umsatz halten konnte. Online-Handel und der Verkauf vor Ort erzielten gemeinsam ein kleines Plus von 0,1 Prozent zum Vorjahr. Der Buchhandel in Geschäften war im Jahr 2017 noch um drei Prozent gesunken. In 2018 konnte dieser Teil der Branche den Rückgang des Umsatzes aufhalten, er sank nur um 0,6 Prozent zum Vorjahr. Die meisten AutorInnen verdienen aber auch hierzulande schlecht.



Michelle Obama verdiente gut mit ihrer Autobiografie. AutorInnen ohne Prominentenbonus aber haben es schwer
Foto: ap

Ähnlichkeiten: Zwischen Rosa Luxemburg, der Ikone der Linken (l.), und Hannah Arendt, der Philosophin der Freiheit, gibt es eine überraschende Nähe im Denken
Fotos: Fine Art Images/picture alliance, Effigie/Leemage/picture alliance

Verdammte Lust auf Glück

Hat Rosa Luxemburg, vor hundert Jahren von Rechtsextremen ermordet, uns noch etwas zu sagen? Mit Hannah Arendt geantwortet: ziemlich viel



Von Stefan Reinecke

Ich habe verdammte Lust glücklich zu sein, und bin bereit, Tag um Tag mit dem Starrsinn eines Tauben um mein Portiönchen Glück zu feilschen.“ Das schrieb Rosa Luxemburg an Leo Jogiches, den Mann ihres Lebens. Sie war eine begnadete Briefautorin. Ihre Briefe aus dem Gefängnis sind anrührende Beispiele dieses Genres, voll zarter Beobachtungen und präziser Miniaturen zur Natur, zu Vögeln, dem Himmel, dem Leben, das man „tapfer, unverzagt und lächelnd“ nehmen muss, wie es ist.

Rosa Luxemburg war eine zornige Liebende, die sich selbst ein Temperament bescheinigte, das „eine ganze Prarie in Brand setzen“ konnte. Sie war eine glänzende Polemikerin, eine originelle sozialistische Theoretikerin – und eine Empfindsame. Dass sie, die ehrgeizige Intellektuelle, die sechs Sprachen beherrschte, ihr Leben lieber „mit Gänse hüten“ denn als Revolutionärin verbracht hätte, war nicht nur kokett.

Am 15. Januar 1919, dem Tag, als Rechtsextreme sie mit Billigung des rechten Sozialdemokraten Gustav Noske ermordeten, war sie tragisch gescheitert. Sie war 47 Jahre alt, ihr schwarzes Haar war in den Gefängnissen des Kaiserreichs weiß geworden. Sie war krank und erschöpft – und stürzte sich in die so lange ersehnte Revolution. Sie polemisierte in der *Roten Fahne* gegen „den parlamentarischen Kretinismus“ und schürte mit Wortgewittern die Illusion, dass ein Aufstand gegen Eberts bürgerliche Republik möglich war. Es war ein Kampf auf verlorenem Posten.

Luxemburg sammelte in ihren letzten zwei Monaten Niederlagen. Die KPD, die sie selbst mit begründete, sah sie skeptisch: Sie fürchtete, dass daraus eine vom vitalen Strom der proletarischen Masse abgetrennte Sekte würde. Das endgültige Fiasko war der „Spartakusauf-

stand“, ein wirrer Putschversuch, den Luxemburg verhindern wollte, aber nicht konnte (nachzulesen in dem vergessenen Bericht des Untersuchungsausschusses des preußischen Landtags von 1920, den Jörn Schütrumpf dankenswerterweise ausgegraben hat). „Die Revolution wird sich morgen schon ‚rasselnd wieder in die Höh‘ richten“ und zu eurem Schrecken mit Posaunenklang verkünden: ich war, ich bin, ich werde sein!“ So lauteten ihre letzten Zeilen. Ein Irrtum.

Luxemburgs Traum von der Revolution endete in Berlin als blutige Donquichotterie. Der konfuse Putsch war ein Vorwand für den entfesselten Terror der Freikorps. In Moskau erstickte der Bolschewismus an der selbst entfachten Gewalt und der Unterdrückung von Freiheit und Demokratie, exakt so, wie Luxemburg es in ihrer Kritik an Lenin scharfsinnig vorausgesehen hatte. Die doktrinaire Ver-

Arendt hat das schon richtig missverstanden: Luxemburg wies über Marx hinaus

härtung der Bolschewiki 1917 hat sie nicht als Liberale verdammte. Genau deshalb ist ihre Kritik, die in dem Satz, dass „die Freiheit immer die Freiheit des Andersdenkenden ist“, gipfelte, spektakulär. Sie maß die Kommunisten an ihren eigenen Versprechungen – und fürchtete „eine deformierte Revolution weit mehr als erfolglose“, so ihr Biograf Peter Nettl.

Für ihr Nachleben war ihr Tod, man muss es so sagen, Glück. Sie wurde zur Märtyrerin der Linken. Die Wahl, in der autoritären KP zu bleiben und sich selbst damit als intellektuelle auszulöschen, oder zur einflusslosen Renegatin zu werden, blieb ihr erspart. Dass Luxem-

burg zur Ikone wurde, hat noch andere Gründe – und die sind zum Teil Missverständnisse. Die Frauenbewegung erkor die Zerbrechliche, die sich in der Männerwelt behauptete, zur Heldin. Zu Luxemburgs Aura gehört auch, dass sie Migrantin war – polnische Jüdin im deutschen Kaiserreich. Doch Luxemburg als Frau und Jüdin in Beschlag zu nehmen ist schwierig. Für Feminismus hatte sie nur Spott übrig. Das Judentum war ihr egal. Es ist allenfalls lesbar als Triebfeder für ihren wetterfesten Internationalismus.

Ist Luxemburg 2019 nur eine Erinnerung an versäumte Chancen, an das ewig unerfüllte Traumbild eines antiautoritären Sozialismus, an ein lang ausgebranntes Feuer? Also nur Asche?

Ihr Werk, schrieb Hannah Arendt 1968, müsste Pflichtprogramm „der westlichen Politikwissenschaften“ sein. Arendt, die Philosophin der Freiheit, verehrte Rosa Luxemburg – und das ist erstaunlich. Für Arendt war Geschichte prinzipiell offen. Die hegelianische Idee, dass die Geschichte Gesetzen folgt, lehnte sie ab, erst recht den Marxismus. Soziale Gleichheit spielte für sie keine große Rolle. Woher die Neigung zu der Linksozialistin Luxemburg? Noch ein Missverständnis? Diese Frage ist keine Philologie. Sie führt geradezu zu der Frage, ob Luxemburg jenseits des als Weltenträtselungscode erloschenen Marxismus existiert.

Arendts Nähe zu Luxemburg hatte biografische Unterströme. Beide waren ja jüdische Intellektuelle, die von antisemitischen deutschen Herrenmenschen ermordet oder verjagt worden waren. Heinrich Blücher, Arendts Mann, war 1919 Rätekommunist gewesen. Ihre Mutter, Martha Cohn, bewunderte Luxemburg. War Arendts Wertschätzung für die linke Intellektuelle nur eine Sentimentalität, die sich die sonst bis zum Eisigen Unbestechliche leistete?

Für Arendt hatte Luxemburg das marxistische Gehäuse un-

bemerkt verlassen. Denn für Luxemburg war die Revolution „kein Glaubensartikel“ wie für Lenin, auch keine Notwendigkeit wie für Kautsky, sondern ein offener Prozess, den nur das spontane, öffentliche Handeln der proletarischen Masse herstellen könne. Wenn wir proletarische Masse durch Bürger ersetzen, ist klar, was gemeint ist. Die Vielen müssen die Politik machen, das ist die Idee der Republik. Arendt sah in Luxemburgs Spontaneismus einen Spiegel ihrer Überzeugung, dass Glück nicht privat ist, sondern im öffentlichem Reden und Handeln entsteht. Die ungeplante Erhebung und das Lob des kollektiven Handelns bei Luxemburg ähnelten in ihrem Blick den *townhall meetings*, die Arendt an der amerikanischen Revolution bewunderte. Es war kein Zufall, dass beide in der Räterepublik die geeigneteren Form der Demokratie sahen.

Mag sein, dass der Versuch, Luxemburg aus dem Marxismus herauszulösen, etwas brachial war. Aber Arendt hat Luxemburg schon richtig missverstanden: Ihre basisdemokratischen Ideen wiesen über den Marxismus hinaus. Insofern war es ein hübscher Gag, dass Barbara Sukowa in Spielfilmen beide darstellte, beide zwischen flammendem Engagement und kühler Unnahbarkeit.

Die repräsentative Demokratie steckt in einer Krise. Die Kluft zwischen dem Versprechen auf Mitsprache und dem Gefühl, bestenfalls Zuschauer undurchschaubarer Umstände zu sein, wächst. Bei Luxemburg, der Kritikerin der Bürokratie, der Antinationalistin, der republikanischen Denkerin, kann man dazu Anstöße finden. Mehr kann man nicht verlangen.

Luxemburg, schrieb ihr Biograf Peter Nettl, war „eine ewige Fremde“. Vielleicht ist sie uns deshalb nah.

Im Berlin-Teil lesen Sie einen Schwerpunkt zum 100. Todestag von Rosa Luxemburg.



Der französische Fußballer Franck Ribéry hat sich neulich ein riesiges und ganz von Blattgold umhülltes Steak servieren lassen, 1.200 Euro. Ribéry zeigte das Video dazu via Instagram. What a Shitstorm – auf den Ribéry mit Unflätigkeiten reagierte. Wobei: Er hat's halt nach oben geschafft, nichts anderes wollte er sagen, und das ist doch dann voll okay Foto: Franck Courtes/VU/laif; Montage: taz

wie machen sie das?

Die Wandernde

Ruth Häckh, 56, lebt mit 400 Schafen und vier Hütehunden in Sontheim in Baden-Württemberg. Sie war lange als Wanderschäferin unterwegs und hat über ihre Erfahrungen ein Buch mit dem Titel „Eine für alle. Mein Leben als Schäferin“ geschrieben.

taz am wochenende: Frau Häckh, Sie sind als Schäferin viel mit Ihren Tieren alleine, trotzdem haben Sie ein Sozialleben und Familie. Wie machen Sie das?

Ruth Häckh: Ich habe mein Sozialleben immer dort, wo ich gerade bin. Wenn ich im Winter mit den Schafen auf der Winterweide war, 200 Kilometer von meiner Familie entfernt, hatte ich dort gute Freunde, bei denen ich gewohnt habe.

Spielt das Telefon eine große Rolle?

Heute ist das natürlich ganz einfach durch das Internet und WhatsApp und all das. Früher ging es aber auch. Da mussten eben die fünf Minuten Telefonat von der Telefonzelle aus reichen, um mit der Familie zu sprechen.

Sind die Schafe also genauso wichtig wie die Familie?

Diese Frage stellt sich gar nicht. Ich habe Schafe, also muss ich mich um die kümmern. Die kann ich nicht mal eben für drei Jahre auf Standby setzen, weil etwas anderes wichtiger ist. Familiensatz sind die Tiere zwar nicht, aber ich fühle mich ihnen verbunden wie einer Familie.

Wie sind Sie zur Schäferei gekommen?

Mein Vater war Schäfer, ich bin mit den Tieren aufgewachsen. Dann habe ich studiert, aber das war mir zu viel Theorie. Deshalb habe ich mich vor 30 Jahren dazu entschieden, als Schäferin zu arbeiten, und eine Ausbildung bei meinem Vater gemacht.

Seit zehn Jahren sind Sie nicht mehr auf Wanderschaft. Warum?

Das hat nicht mehr funktioniert. In der Natur hat sich so vieles verändert – es gibt kaum noch Wiesen, die nicht gedüngt werden, weil die Landwirtschaft viel intensiver geworden ist. Meine Schafe fressen natürlich kein Gras, auf dem Gülle und Mist liegen. Und wenn ich über mehrere Kilometer keine ungedüngte Wiese finde, kann ich nicht mit den Tieren von der Sommer- auf die Winterweide umziehen.

Wie hat sich Ihre Arbeit dadurch verändert?

Ich hatte früher das Doppelte an Schafen, davon konnte ich leben. Mit den 400 Tieren jetzt ist der Betrieb nicht überlebensfähig.

Warum ist die Schäferei trotzdem wichtig?

Weil die Schafe die Landschaft ganz natürlich pflegen und die Artenvielfalt erhalten. Sie müssen nicht mit Öl oder Benzin betankt werden. Und ganz nebenbei liefern Schafe das gesündeste Fleisch, das man essen kann. Wenn die Politik das nicht stärker fördert, werden die Schäfereien aussterben. Aber wer zum Beispiel Lammfleisch aus Deutschland kauft statt aus Neuseeland, kann uns Schäferinnen und Schäfer auch unterstützen. *Interview: Christina Spitzmüller*

An einem Sonntag in Bochum



Fotografiert von Brigitte Kraemer

Viktoria Tornes bedient für die Besucher des Westfälischen Industriemuseums die historische Dampffördermaschine. Sie befindet sich in der Maschinenhalle des Malakowturms der Zeche Hannover. Wenn Viktoria Tornes die Bremse zieht, kommt der Dinosaurier der Technik – die Maschine stammt aus dem Jahre 1893 – wieder zum Stillstand. Nicht mit einem Ruck, sondern ganz langsam. Allmählich.

petition der woche



Wenn die Maschinen im Wald wüten

Anlass der Petition Die Intensivierung des Holzeinschlags in deutschen Wäldern

Das wollen die Initiatoren Das Bundeswaldgesetz verschärfen

Das wollen sie wirklich Ungestörte Waldspaziergänge.

Einiges Tages will Waldschützerin Claudia Blank es wissen. Mit einem Maßband fährt sie in den Nürnberger Reichswald und misst die Abstände zwischen den Rückegassen. So heißen die für den modernen Holzeinschlag benötigten Forstwege, deren Abstände laut Richtwert 30 Meter nicht unterschreiten sollen. Nach drei Tagen und hundert Messungen kommt Blank auf einen Durchschnitt von 26 Metern: Wusste sie doch, dass man den Bayerischen Staatsforsten nicht trauen kann!

Claudia Blank, ehemalige Kindergartenleiterin, hat schon immer viel Zeit in „ihrem“ Wald verbracht. „Er hat sich sehr verändert“, sagt sie und auch, dass sie deshalb schon oft weinen musste. Immer mehr Bäume würden mit schwerem Gerät zu Fall gebracht. „Ich dachte, das hört irgendwann mal auf.“ Doch seit der Reform des bayerischen Landeswaldgesetzes im Jahr 2005 sei der Holzeinschlag immer intensiver geworden. Selbst Brutzeiten würden missachtet: „Wenn die Maschinen wüten, singt kein Vogel mehr“ sagt Claudia Blank, „und auch ich verlasse dann den Wald.“

Das mit der Rückegassen-Messung ist nun fünf Jahre her. Sie gründete zunächst eine Waldschutz-Bürgerinitiative, 2017 folgte dann eine Bundesbürgerinitiative mit Mitgliedern aus zwölf Bundesländern. Und seit dem 1. Dezember nun die „Krönung“, wie sie es ausdrückt: eine Petition auf change.org. Sie richtet sich an Bundesumweltministerin Svenja Schulze und Bundesagrarin Julia Klöckner. Der Titel bringt die Forderungen auf den Punkt: „Wälder sind keine Holzfabriken – es reicht!!! Wir Bürger fordern ein neues Bundeswaldgesetz!“ Wenn das verschärft würde, könnten die Landesgesetze es nämlich nicht mehr so aufweichen, argumentieren Blank und ihre MitsstreiterInnen.

Es kommt Bewegung in die Sache: „Die Experten fliegen uns regelrecht zu und unterstützen uns“, berichtet Blank. So sei es unstrittig unter Fachleuten, dass der Waldboden durch das schwere Gerät langfristig zerstört wird. Ganz widersprechen kann da auch Philipp Bahn Müller nicht. Er ist Sprecher der Bayerischen Staatsforsten, dem größten der landeseigenen Forstkonzerne. Blanks Messergebnisse hält er für mög-

lich, auch wenn diese Abweichung „eigentlich nicht vorgesehen“ sei. Zugleich gibt er zu bedenken, dass „Rückegassen eine flächige Bodenzerstörung im Grunde erst verhindern, weil die Maschinen durch sie immer dieselbe Strecke befahren“.

Die PetentInnen aber misstrauen dem Nachhaltigkeitsverständnis der Forstbetriebe. Bahn Müller beteuert, dass man bemüht sei, soziale, ökologische und ökonomische Nachhaltigkeit in Einklang zu bringen. „Aber man kann nicht immer alles haben“, sagt er. Die Petitionsforderungen seien eine politische Angelegenheit: „Aus fachlichen Gründen halten wir eine Änderung der Waldgesetze derzeit nicht für erforderlich.“ Auch eine Sprecherin des Bundesumweltministeriums erklärt, dass man zwar viele Anliegen der PetentInnen teile und selbst „seit langer Zeit eine Konkretisierung nachhaltiger Waldbewirtschaftung“ fordere, jedoch „innerhalb der Bundesregierung unterschiedliche Positionen“ gebe.

Indessen macht Claudia Blank weiter: „Ich gebe erst Ruhe, wenn die Forstbetriebe sich aus den Wäldern verzogen haben oder sie wirklich naturnah bewirtschaften.“ *Andrew Müller*

dafür wurde die taz nicht gegründet

Schon gehört?

Gwyneth Paltrow (SchauspielerIn) hat die Flitterwochen mit ihrem neuen Mann Brad Falchuk (Drehbuchautor und Regisseur), dessen Kindern, ihren eigenen Kindern sowie ihrem Ex Chris Martin („Coldplay“) auf den Malediven verbracht. Und dann waren da auch noch diverse gemeinsame Freunde.

Und?

Patchworkregel: In den Flitterwochen bleiben die Kinder bei den Ex-Partnern. Und die Freunde zu Hause.



Foto: dpa

die steile these

Theodor Fontane ist schuld, dass deutsche Komödien so schlecht sind

Von Fabian Stark

Es gibt viele schlechte Gründe zum Lachen: Nach-unten-Treten, Sexismus, Rassismus, Klassismus; sich lustig machen über Schwächere – eine Machtgeste. Das bloße Nachäffen von Politiker*innen, wie es Oliver Welke in der „Heute-Show“ praktiziert. Das sich Hinwegsetzen über andere, denen sich das Publikum moralisch überlegen fühlt. Selbstgerechtigkeit: Hauptsache, mensch sitzt auf der richtigen Seite.

Der Apotheker, Reisereporter und Romancier Theodor Fontane wäre dieses Jahr 200 Jahre alt geworden. Und Fontane gilt in deutschen Klassenzimmern als großer Humorist. Doch auch er wählte die schlechten Gründe zum Lachen. Fontane war der Mario Barth des Bürgertums, und darunter leiden wir noch heute.

„Sonderbar, ich kann Sherry vertragen und auch Port, wenn er lange gelagert hat, aber Mosel und Selterwasser, das benimmt mich“ Im Frühjahr 1892 druckte die *Deutsche Rundschau* die Satire „Frau Jenny Treibel“; es ist Fontanes Werk mit dem höchsten Redeanteil, gezimmert wie eine Fernsehkomödie. Fast alle Figuren entstammen der Bourgeoisie. Die eine Familie, Treibel, erlangt ihr Prestige durch Bonzentum; Schmidts, die anderen, fachsimpeln lieber im erlauchten Kreis von Gymnasiallehrern.

Frau Kommerzienrätin Jenny Treibel palavert zwar von hehren Bildungsbürger-Idealen: „Aber mir gilt die poetische Welt (...), am wichtigsten aber ist das, wonach alle Welt so begehrt: äußerlicher Besitz, Vermögen, Gold.“ Doch praktiziert sie stets das Gegenteil – spätestens seitdem sie ihren Jugendfreund Willibald Schmidt für den reichen Fabrikanten Treibel hat sitzen lassen. Diese Menschen werden wohl nie die *times of their lives* haben, aber mithilfe von Komik und Ironie finden sie sich dann doch zu recht im Leben – zugegeben, das zu lesen ist bisweilen amüsant.

Das Leben zu erheitern, und keinen Deut mehr, ist auch das schlichte Ziel vieler Komödien, und die vermeintlichen Defizite der anderen sind weiter das probateste Mittel, Lacher zu erzielen. Seit dieser Woche zum Beispiel läuft „Kalte Füße“ im Kino: Eine Verwechslung bringt Denis, einen halbstarken Kleinkriminellen, ins Haus des Schlaganfallpatienten Raimund, den er nun zu pflegen hat. Die beiden ergehen sich in Scharmützel; statt ihn zu baden, sprüht der Junge den Alten mit Deo ein, der spuckt dem Jungen Brei ins Gesicht. Scheiße! Fuck! Beide Charaktere sind letztlich wirklich fies, blöde und nix darunter, Raimunds Enkelin lutscht an Denis' gefrorenem Urin.

Als Blaupause für „Kalte Füße“ diente offenbar der französische Kassenschlager „Ziemlich beste Freunde“ (2011). Doch übertritt dieser Film tatsächlich soziale Grenzen zwischen den ungleichen Figuren, erst so mischt der Arbeitslose

Driss aus der Banlieue das Leben des reichen, querschnittsgelähmten Philippe auf – da sind die Menschen nicht einfach nur die, als die sie anfangs erscheinen. Und sie sind erst recht keine Witzfiguren.

Fontane aber will mit seinem Humor genauso wenig die Verhältnisse zum Tanzen bringen wie viele deutsche Komödien. Für ihn ist Humor kaum mehr als eine Haltung, mit der er sich und seine Figuren über die Welt stellt. An den Fabrikanten Friedrich Witte schrieb er schon 1851, der Humor sei „das göttliche Durcheinanderschmeißen von Groß und Klein, ein keck-lustiges Auf-den-Kopf-Stellen unserer Satzungen“. Fontane wollte seinem Publikum bewusst machen, dass es selbst nur ein ganz kleiner Teil der Welt ist.

Nur ein Mittel, die Welt erträglich zu machen

So schrumpft Fontanes Humor zum Mittel, das Schlechte in der Welt erträglich zu machen – aber nichts daran zu ändern. Nur drei Jahre vor Erscheinen der „Jenny Treibel“ erörtert er dies einem weiteren Brieffreund, Friedrich Stephany: Der Realismus werde „erst ganz echt sein, wenn er sich (...) mit der Schönheit vermählt und das nebenherlaufende Hässliche, das nun mal zum Leben gehört, verklärt hat. Wie und wodurch? Das ist seine Sache zu finden; der beste Weg ist der des Humors.“

Mit dem Hässlichen fertigwerden: Schließt das etwa aus, sich selbst und der Welt eine Schelle zu verpassen – Missstände anzugreifen und die Menschen, die sie verantworten? Kritische Geister wünschen sich heute gerne das Disruptive, auch vom Humor; das politische Kabarett aber bestätigt lieber die Selbstgerechtigkeit seiner Anhänger*innen. Subversiv ist das nicht. Anders als etwa die australische Comedian Hannah Gadsby, die vergangenes Jahr das Unerwartete tat – und sich öffentlich weigerte, weiter um ihr Lesbischsein drumrumzuzwitseln, zu sehen in ihrem Programm „Nanette.“ Manchmal ist das beste Lachen jenes, das im Halse stecken bleibt.

Der Humor Fontanes aber verbleibt stets im Feld der Selbstironie. „Es scheint mir eine törichte Annahme, dass auf den Höhen der Menschheit das Eheglück ausgeschlossen sein sollte“, klotzt Jenny. Toll, über sich selbst lachen zu können. Doch was, wenn sich dadurch zwar alle entwarnen, sich aber nichts ändert?

Lachen kann befreiend wirken, ja. Aber manchmal führt es auch in eine unheimliche Enge. So endet Fontanes Realismus in schrecklicher, falscher Harmonie, wie sie nach wie vor auf vielen Brettern und Leinwänden gezeigt wird – das Publikum bekommt, was es erwartet. Kennste, kennen alle, und wir verstehen uns.

Sicher hilft Humor, die Welt (und sich selbst) zu ertragen. Aber das reicht doch nicht.

taz genossenschaft

Theresa

MAYDAY

Mehr als 18.600 Menschen sichern die publizistische und ökonomische Unabhängigkeit ihrer Zeitung. Erwerben auch Sie Eigentum an einer Tageszeitung im Besitz ihrer LeserInnen. Mit einer Einlage ab 500 Euro (wahlweise auch in 20 Raten zahlbar) werden Sie Mitglied der taz Genossenschaft.

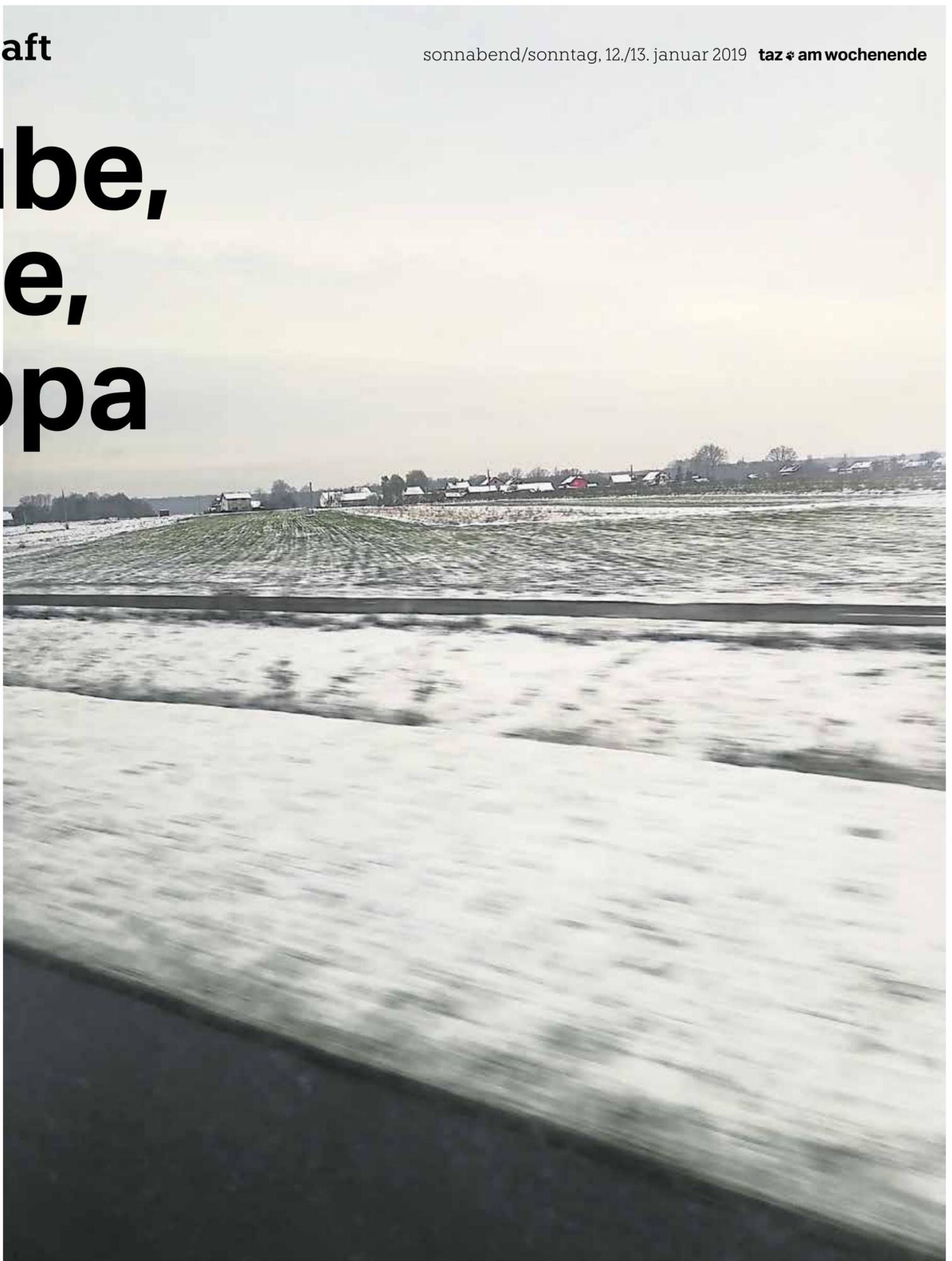


Demokratische Gesellschaften brauchen eine unabhängige Presse.

geno@taz.de | T (030) 25 90 22 13
www.taz.de/genossenschaft

Glaube, Liebe, Europa

Früher hießen sie Gastarbeiter, heute Arbeitsmigranten – aber immer noch suchen sie ihr Glück anderswo. Was hat sich geändert, seit die EU ihnen Wohlstand verspricht? Eine Busfahrt von Stuttgart ins kroatische Hinterland



Von **Sara Tomšić**

Die Autorin auf dem Weg von Stuttgart nach Štitar. Viel S, viel t – das ist das Einzige, was diese beiden Orte gemeinsam haben Foto: Sara Tomšić

Die junge Frau auf dem Sitzplatz neben mir sieht aus, als würde sie nachdenken. Seit drei Stunden sieht sie so aus. Als ich ihr das sage, antwortet sie, sie denke auf einem Satz herum: „Jeder ist seines eigenen Glückes Schmied“, das Glück klingt wie Glück. Sie hat die Beine angezogen, ihren grauen Wollpulli über die Knie gestülpt und die Arme um sich geschlungen. Den Satz hat sie von ihrem Chef, sie weiß nicht so richtig, was er bedeutet.

Es ist 4 Uhr nachts, und unter den Rädern des grünen Doppeldeckers liegt die A10. Deutschland im Rücken, der östlichste Zipfel von Kroatien noch mehr als zwölf Stunden entfernt. Gesichter hängen auf Schultern, vereinzelt brennen Leselampen. Zwei Männer schnarchen im Kanon.

Ich fahre von Stuttgart in Richtung Štitar. Viel S, viel t – das ist das Einzige, was diese beiden Orte gemeinsam haben. Seit 26 Jahren fahre ich diese Strecke, früher im Kindersitz auf der Rückbank meiner Eltern, dann im weißen Čazmatrans-Omnibus, heute im Flixbus. Dieses Mal werde ich nicht in Županja aussteigen, von wo aus es nur noch wenige Kilometer bis Štitar sind, sondern erst zwei Stationen später, in Vukovar. Endstation, hinterstes Hinterland, nur die Donau trennt Kroatien hier von Serbien.

Seit 2013 sind meine deutsche und meine kroatische Heimat im gleichen Verein. Und der heißt: Europäische Union. In Kroatien, dem jüngsten Mitgliedsland der EU, wächst eine Generation auf, die den Jugoslawienkrieg nur aus Erzählungen kennt. Junge Menschen, die früh die Möglichkeit be-

kommen haben, legal in Deutschland zu arbeiten.

Vor allem im kroatischen Hinterland gibt es kaum Arbeit. Die Menschen verlassen ihre Dörfer, brechen auf, um in Deutschland, Österreich und anderen Ländern nach einer Zukunft zu su-

Aus Reihe 20 hört man die Wörter Ausbeutung, Drecksarbeit, ausbluten

chen. Früher hießen sie Gastarbeiter, heute nennt man sie Arbeitsmigranten. Allein 2017 haben 80.000 Menschen Kroatien verlassen. 10 Prozent

aller Kroaten, 400.000 Menschen, leben in Deutschland, 90.000 in Österreich, 80.000 in der Schweiz. Die meisten Auswanderer stammen aus Slawonien, einer Region im Osten Kroatiens, die an Südungarn, Bosnien und Serbien grenzt.

Von dort kommt mein Vater. Und dort wird diese Busreise enden.

Ich kenne die Aus-Frust-wird-Hoffnung-Geschichten aus meiner Familie. Mein Vater kam 1987 durch den Fußball nach Stuttgart, spielte in einem deutschgriechischen Verein und arbeitete nebenher schwarz in einem griechischen Restaurant, das dem Cousin eines Cousins eines Vereinskollegen gehörte. Danach arbeitete mein Vater als Dachdecker, später bei Daimler. Seit über 30 Jahren ist er in Deutschland.

Mein kroatischer Cousin ist vor zwei Jahren mit seiner Frau nach Süd-

deutschland ausgewandert, die 500 Euro Gehalt von seinem Job im Sägewerk von Štitar boten keinen Platz für Träume – dabei waren seine Träume wirklich nicht groß: einen eigenen Tisch und dann Kinder, die ihre Füße darunterstrecken können. Seine Mutter, meine Tante, pflegt alte Menschen in Österreich, pendelt im Vierwochen-takt zwischen den Welten. Onkel, Tante, Tante sind weg, samt Familie, nach Slowenien, Bosnien und in die Schweiz. Nur eine andere Tante hatte Glück, sie arbeitet bei der Stadt Štitar.

Mein kleiner Cousin versteht schon lange nicht mehr, warum ich zu Besuch komme. „Was willst du hier in diesem Loch?“, fragt er, wenn ich mal wieder an seine Tür klopfe.

Štitar, das Dorf, in dem meine Familie lebt, wirkt jedes Mal, wenn ich zu Besuch komme, mehr wie die Kulisse

42

Monate sind vergangen, seit für kroatische Staatsangehörige die uneingeschränkte Arbeitnehmerfreizügigkeit gilt und sie ihren Arbeitsplatz innerhalb der EU frei wählen dürfen

Quelle: Bundesministerium für Arbeit und Soziales

2,666

Euro pro Stunde ist der gesetzlich festgelegte Mindestlohn in Kroatien

Quelle: WSI-Tarifarchiv 2018

eines schlechten Films. Der nächste Nachbar weg, die Fenster verrammelt, das Vieh verkauft. Auch viele junge Menschen, mit denen ich früher Melonen geklaut und Hühner gejagt habe, wandern aus. Es hat gedauert, bis ich begreifen konnte, dass alles, was ich an diesem kleinen Dorf so liebe, für die Menschen, die dort leben, nicht unbedingt cool ist. Wenig asphaltierte Wege, kaum Handyempfang, letztes Jahr erst ans kommunale Wasser angeschlossen. Keine Industrie, keine Touristen, keine Arbeit.

In Kroatien überprüft gerade eine ganze Generation – meine Generation – das Versprechen der Europäischen Union: In der EU gibt es Arbeit, in der EU gibt es eine Zukunft. Aber hält die EU diese Versprechen? Liefert sie Wohlstand, Sicherheit, Solidarität? Und glauben die Passagiere im Flixbus N952 daran?

0.30 Uhr, Stuttgarter Flughafen

Der Parkplatz, der Busbahnhof genannt werden will, sieht Ende November aus wie eine Kuchenplatte nach einer Fressattacke. Vereinzelt liegen Leute auf Bänken und schlafen, ein verwaister Koffer steht vor dem Snackautomaten, der nur noch Haribo-Lakritz hat. Am Bahnsteig 15 leuchtet in dämmerigem Grün: N952 Richtung Vukovar.

Seit dem Sommer 2016 startet jeden Abend um 21.10 Uhr ein Doppeldecker der Firma Flixbus vom Frankfurter Hauptbahnhof über Stuttgart, München und Ljubljana nach dem kroatischen Hinterland. Wenn man die Haltestellen zählt, liegt Zagreb genau in der Mitte. Auf der Karte kommt rechts davon nicht mehr viel. Die Städte werden kleiner und die Abstände zwischen den Häusern am Straßenrand größer.

Am Bahnsteig 15 steht eine Handvoll Menschen im Kreis. Aus der Entfernung hört man nur kroatisches Gemurmel und sieht Zigarettenqualm aufsteigen. Eine junge Frau mit Bommelmütze zerrt ihren prallen Koffer über den Asphalt. Ihre Nase rot von der Kälte, ihr Gesicht erschöpft. Sie steuert auf den Kreis zu und stellt sich mit einer Selbstverständlichkeit daneben, als ginge es jetzt auf Klassenfahrt. Die Fremden rücken auf, machen Platz für den Neuankömmling. „Arschkalt, hm?“, sagt ein Mann zur Begrüßung auf Kroatisch, die junge Frau antwortet: „Total.“ Und die Sache ist geritzt.

Eine Zigarette später fährt der Bus ein, Taschen werden in den Kofferraum gehievt. Der Busfahrer, der aussieht wie jemand, dessen Tochter man lieber nicht das Herz bricht, begrüßt jeden mit einem kurzen Nicken. „Willkommen im Flixbus auf der Fahrt nach Vukovar“, knirscht es kurze Zeit später durch den Lautsprecher. Die deutschen Wörter klingen ein wenig aufgegraut, nur das Wort Vukovar klingt so, als würde sich der Busfahrer darin zu Hause fühlen.

4.10 Uhr, österreichisches Grenzgebiet

Meine Sitznachbarin, die nicht so genau weiß, was das mit dem Schmied und dem Glück bedeuten soll, arbeitet seit drei Jahren in der Küche einer Gaststätte in der Nähe von Stuttgart, 1.150 Kilometer entfernt von ihrer Heimat Vukovar. Sie ist 25 Jahre alt, ein Jahr jünger als ich. Ihre Mutter hat fünf Jahre als Pflegerin in Österreich gearbeitet, erzählt sie. Ich denke an meine Tante und sage: „Harter Job.“ Meine Sitznachbarin nickt und sagt: „Harter Job.“ Irgendwann konnte die Mutter nicht mehr. Dann war sie dran.

Sie ist das älteste von vier Kindern, war in der Schule gut in Deutsch, und die Familie brauchte das Geld. Der Vater kam 1992 aus dem Krieg als ein anderer zurück. „Er kann nicht mehr arbeiten“, sagt sie. In Deutschland hat

sie zum ersten Mal von etwas gehört, das nach Post und Traum klingt. Posttraumatische Belastungsstörung. Sie glaubt, dass ihr Vater das hat.

2015 kam sie, die ausgebildete Krankenschwester, nach Deutschland. Heute, drei Jahre später, denkt sie, dass sie zurück nach Hause will. Und gleichzeitig fragt sie sich: „Können meine Eltern alles bezahlen, wenn ich ihnen kein Geld mehr aus Deutschland schicken kann?“ – „Ne znam“, sagt sie, und diese zwei kleinen Wörter klingen erschöpft, „ich weiß es nicht“. Von ihrem Gehalt schickt sie ihren Eltern jeden Monat 500 Euro. Das ist derselbe Betrag, den ich jahrelang monatlich als Unterstützung von meinen Eltern bekommen habe. Ich sage das nicht laut.

Jeder ist für sein Glück selbst verantwortlich – das klingt so, als hätte jeder die gleichen Chancen

Und dieses Sprichwort? Wieso hat ihr Chef das gesagt? Vor zwei Tagen ging sie in der Mittagspause zu ihm und sagte: „Ich habe Heimweh.“ – „Das verstehe ich“, sagte er. – „Ich überlege, zurückzugehen, also ganz und für immer“, sagte sie, die sich fast nicht getraut hätte, überhaupt etwas zu sagen. Der Chef sagte: „Okay“, und „jeder ist seines eigenen Glückes Schmied.“

Sie schaut wieder aus dem Fenster, wo jetzt die österreichischen Berge in der Dunkelheit vorbeihuschen. Es nieselt. Ich denke: Jeder ist für sein Glück selbst verantwortlich – das klingt so, als hätte jeder die gleichen Chancen. Ich schaue meine Sitznachbarin an, und auf einmal kriecht die Scham in meinen Kopf. Weil ich immer „wir Kroaten“ denke und sage. Ich, mit meinem Das-Beste-aus-zwei-Welten-Leben. Sie sagt: „Lass uns ein bisschen schlafen.“ Und ich sage: „Okay.“

5.05 Uhr, auf der A10 Richtung Slowenien

Noch drei Stunden bis Ljubljana. Seit zehn Minuten ruckle ich so leise wie möglich an meinem Sitz, nichts ist bequem. Ich bin genervt, aber nicht davon. Mein Jetzt-Ich findet mein Vorfünf-Stunden-Ich zum Kotzen, wie es da in Stuttgart in diesen Bus steigt, sich wie die Botschafterin der Kroaten fühlt und denkt, mit diesem Text kann man den Deutschen mal zeigen, wie „wir Kroaten“ die Sache sehen.

Ich fühle mich blöd, weil ich immer wieder in dieses Denken rutsche, obwohl ich es besser weiß. Und ein bisschen einsam. So wie damals, als ich zum ersten Mal verstanden habe, dass ich weder ganz deutsch noch ganz kroatisch bin. Ich war eines dieser Kinder, deren Nachname nie richtig ausgesprochen wurde. Ein verhuschtes „Sara Tomsick, spricht man das so?“ war die Regel. Ich bin ein Arbeiterkind mit Migrationshintergrund. Untere Mittelschicht. In Deutschland geboren, in einem liebevollen Elternhaus aufgewachsen, wo immer versucht wurde, alles möglich zu machen. Abitur, Studium, der Weg in einen Beruf, der mich bereichert.

Zu Europa hatte ich immer schon einen ambivalenten Bezug. Wenn mein kroatischer Onkel bei einer Zigarette über die EU schimpfte, konnte ich jedes seiner Worte fühlen. Gleichzeitig saß ich im Politikunterricht der Schule, völlig entflammt für diese Idee eines geeinten Europas, die da als Mindmap an der Tafel stand. Vielleicht ist das der Unterschied zwischen Theorie und Wirklichkeit. Gleichzeitig fühlt man sich

dem Schwächeren immer mehr verbunden. Und in diesem Europa waren und sind das die Kroaten. Ich wollte eine von ihnen sein. Ich wollte genauso hart im Nehmen sein. Nur gab es in meinem Leben nichts, was ich hart hätte nehmen können.

Als Teenager ging ich meinem kroatischen Onkel auf die Nerven, weil ich ständig seinen Stall ausmisten wollte. Ich machte es schlecht und verschreckte die Viecher. Aber in meinem Kopf war das Erdung, echtes Leben, was mit den Händen machen. Meine Familie ließ mich gewähren und erklärte mir immer wieder sehr geduldig, dass dieses „echte Leben“ im abgeschnittenen kroatischen Hinterland auch hart und anstrengend und ätzend sein konnte.

Ich, stolz auf meine Wurzeln, schlappte dreimal im Jahr nach Štitar, atmete tief ein, weil es nach Kuh und Mutter Natur roch, und konnte nach drei Wochen wieder gehen. Bevor die Flut kam oder die Dürre oder einfach nur das Monatsende. Das hat mir niemals jemand vorgehalten, aber irgendwann, als ich dieses Privileg selber begriff, war das nicht so einfach. Ich beschloss, ab sofort zu sagen: Ich bin Halbkroatin. Aus Respekt.

Im N952 schaue ich Lkw-Lichtern nach, zähle rote Autos und überlege, was das Wir-Kroaten-Ding mit dem Wir-Europäer-Ding zu tun hat.

Mit dem EU-Beitritt hat sich einiges verändert, aber einiges blieb auch gleich. Es gibt jenseits der Touristenhotspots kaum Arbeit. Die Jugendarbeitslosigkeit in Kroatien liegt bei 23 Prozent und beschert dem Land direkt nach Griechenland, Spanien und Italien Platz vier im Europaranking.

Auf Platz 6A sitzt eine junge Frau, die gerade 18 geworden ist und aussieht wie Nena im gleichen Alter. Woher sie kommt? Sie war in Frankfurt, Freunde



besuchen. Was sie von der EU hält? „Super, ich kann mir das Geld für einen Reisepass sparen, ist ja auch nicht gerade billig“, sagt sie und lacht. Auswandern? „Auf keinen Fall.“

Neben ihr sitzt ein Mann, Anfang 30: „Die EU? Pfff.“ Wieso pfff, will ich wissen, aber da sitzen seine Kopfhörer auch schon wieder auf den Ohren.

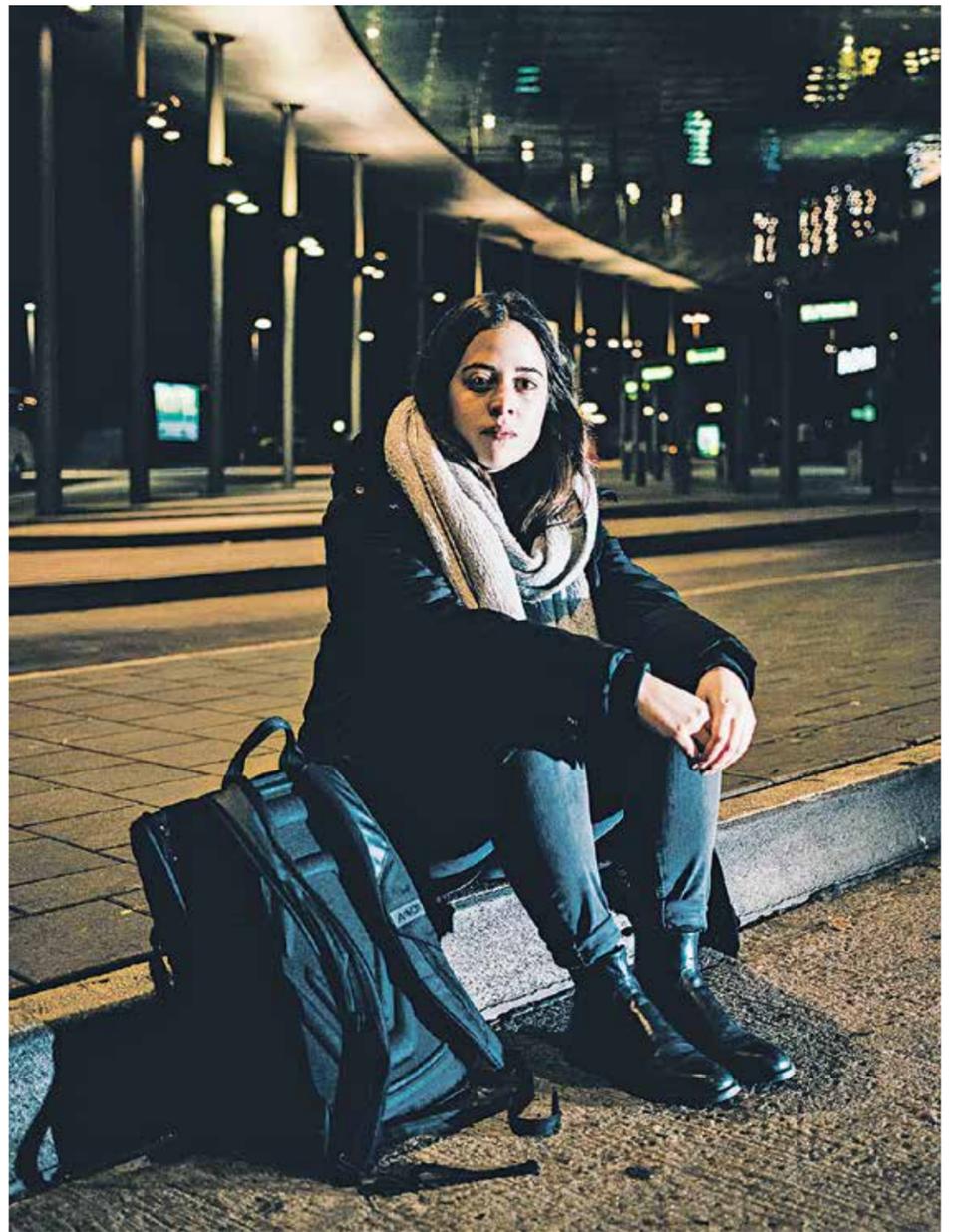
6.50 Uhr, die Sonne geht auf

Irgendwo zwischen Österreich und Slowenien kleben Gesichter an Fensterscheiben. Die roten Ziffern der Di-

gitaluhr im Bus wirken wie eingefroren. Eine Frau streckt die Arme an die Decke, ihre schwarz lackierten Fingernägel krabbeln über das Plastik der Lüftung und machen ein Geräusch, das in den Zähnen zieht. Sie stöhnt. Ich auch.

Der junge Mann auf Sitz 4C, kantiges Gesicht, rote Manchester-United-Trainingsjacke, tippelt unruhig mit seinen Beinen auf und ab. Er sieht aus wie ein Süchtiger, der schon lange nicht mehr hat. Raucher kennen dieses Tippeln. Er steht auf, hangelt sich durch den schwankenden Bus zum Fahrer nach

Fortsetzung auf Seite 22



Seit 2013 ist die deutsche und die kroatische Heimat von Sara Tomšić im gleichen Verein. Und der heißt: Europäische Union
Foto: Robin Hirsch

2013

wurde der Konkurrenzschutz im Fernverkehr abgeschafft. Seither dürfen Unternehmen Linienverkehr mit Fernbussen anbieten
Quelle: Bundesregierung

45,99

Euro kostete das Flixbus-Ticket unserer Autorin von Stuttgart nach Vukovar
Quelle: Sara Tomšić

Fortsetzung von Seite 21

vorne. 20 Minuten später stehen acht Männer auf einem Parkplatz im Kreis und rauchen.

Ein Mann mit grauen Haaren und einer Brille, die ständig von der Nase rutscht, will wissen, was der mit der Trainingsjacke in Deutschland gemacht hat.

„Fußball.“

Ein Vertrag in der Kreisliga, letzte Woche abgelaufen. Der Grauhaarige nickt wissend. Auch er kam durch den Fußball nach Deutschland, damals.

Der junge Mann in der Trainingsjacke ist 25 Jahre alt und angepisst. Sagt, dass der Fußball sein Leben ist, seine Eintrittskarte nach Deutschland, in ein besseres Leben. Sagt, dass er bleiben wollte.

Was in Amerika die Geschichte vom Tellerwäscher ist, ist in Kroatien die des Fußballers. Auch Niko Kovač, Bayern-Trainer und bekanntester Kroat in Deutschland, hat das einmal im Interview gesagt. Manchmal geht der Plan auf, manchmal auch nicht.

Als ich den Fußballer frage, ob er an die Idee von Europa glaubt, zieht er nur eine Augenbraue hoch: „Hä?“ Ich denke: Ja, stimmt. Hä. Und frage nicht weiter nach. Dann schiebt er hinterher: „Die EU ist schon nicht schlecht. Meine Geschwister sind auch ausgewandert.“ Da ist es: das, was die EU möglich macht.

Seine Schwester und sein Bruder, beide älter als er, sind nach Irland gegangen. Beide haben studiert, sie BWL, er Tiermedizin. Und nun? „In Dublin arbeiten beide bei Burger King. Sie sind glücklich da“, sagt der Fußballer und wischt sich mit dem Ärmel übers Gesicht. Die Farbe des Manchester-United-Wappens ist schon abgeblättert.

Kurz bevor er aussteigt, wird der grauhaarige Mann mit der Brille mich zu sich heranwinken und flüstern: „Im Sommer 89 spielten wir um den dritten Platz in der Kreisliga. In der zweiten Halbzeit machte es Plopp. Kreuzband gerissen.“ Seine Stimme wird noch leiser: „Seitdem putze ich Klos in einer Autobahnraststätte. Ich wollte das vorhin nicht erzählen, der Junge soll noch Hoffnung haben.“

11 Uhr, slowenisch-kroatische Grenze

Durch das Wageninnere zieht ein Schwall Männerde, das Frische vorgaukeln soll. Auch der Busfahrer ist übermüdet. „Aussteigen, bitte die Papiere bereithalten!“, schreit er ungeduldig in sein Mikrofon. Erst auf Kroatisch, dann auf Deutsch, die englische Version kürzt er ab auf ein einziges Wort:

„Passportcontrol!“ Es klingt nach einem russischen Schimpfwort.

Alle stellen sich auf, es werden blau-rote Ausweise aus Taschen geholt. Mein Pass ist der einzige weinrote. Ich bilde mir ein, dass die Farbe total dekadent aussieht. Einer der mächtigsten Pässe der Welt. Die Schlange, in der ich stehe, ist mehrspurig, so, wie es Deutsche gar nicht gerne sehen. Der slowenische Grenzbeamte nickt und nickt und nickt und wünscht eine gute Reise. An der kroatischen Grenze das gleiche Spiel. Nicken, nicken und: „Willkommen zu Hause.“

11.20 Uhr, es wird laut in der letzten Reihe

So, wie früher beim Klassenausflug die coolen Kids hinten saßen, so sind es heute die politisch Empörten. Fünf Männer sitzen in Reihe 20, Mitte 40 bis Mitte 50, alle haben Hände, die harte Arbeit verraten. Sie diskutieren lautstark, sind alle einer Meinung und aufgebracht. Man hört Wörter wie Ausbeutung, Drecksarbeit, ausbluten.

Mit ausbluten ist Kroatien gemeint, mit Drecksarbeit die Arbeit, die in Deutschland keiner machen will und die darum von Kroaten und anderen Migranten übernommen wird. Und Ausbeutung wirft man dem reichen Deutschland vor.

Hier im Bus sind solche Sätze möglich. In der Öffentlichkeit will keiner laut über seinen Arbeitgeber oder die EU schimpfen, man ist schließlich abhängig. Und will vor allem kein Mitleid. Stolz und Scham schließen sich eben nicht aus.

Was sie in Deutschland hatte, war Arbeit, aber kein Leben

Zwei Reihen weiter vorne, auf Platz 18D, dreht sich eine junge Frau um. Rote Haare, freches Grinsen, Rote-Zora-Style. Sie ist in Frankfurt eingestiegen, bleiben wird sie bis Zagreb, von dort geht es weiter ans Meer. Sie war nur zu Besuch bei Freunden, mit der Idee vom Auswandern ist sie schon lange fertig.

2015 hat sie es für ein Jahr probiert. Hat in Reutlingen in der Gastronomie gearbeitet. Sie, die ausgebildete Köchin, spülte Teller. Der Chef sagte anfangs, sie könnte aufsteigen, nach der Probezeit vielleicht auch kochen. Sie blieb ein Jahr, kochen durfte sie nicht. Eines Tages hörten ihre Hände beim Spülen



Slawonien, irgendwo zwischen Slavonski Brod und Županja Foto: Sara Tomšić

nicht mehr auf zu zittern, ihr kamen die Tränen. Fragt man sie heute, was genau der Grund für ihre Rückkehr war, kann sie es nicht sagen. Wie erklärt man Heimweh? „Es hat einfach wehgetan, so weit von zu Hause entfernt zu sein“, sagt sie. Was sie in Deutschland hatte, war Arbeit, aber kein Leben.

Die Hälfte ihrer Klassenkameraden von früher sei mittlerweile ausgewandert. Einige mit der Familie, andere allein. Alle paar Monate kommt sie zu Besuch in ihr Heimatdorf, in dem immer mehr Häuser leer stehen. Ihre ehemalige Schule hat Mühe, eine Klasse mit 30 Schülern zusammenzubekommen. Als sie selbst klein war, gab es sechs Klassen à 30 Schüler.

„Mit ausbluten haben die Männer recht“, sagt sie, „was soll aus Kroatien werden, wenn jeder geht?“ Sie nickt in Richtung der Empörten aus Reihe 20: „Das ist Europa.“

Mittlerweile ist es Nachmittag. Vor dem Fenster haben die Hochhäuser der Hauptstadt dem kroatischen Flachland Platz gemacht. Weite braune Felder, vereinzelt unverputzte Häuser. Im Bus gehen Kekse rum, Vollkorn von Leibniz. Jemand hat kroatische Musik auf dem Handy angemacht. Eine Frau

ruft: „Macht das leiser, ihr Affen!“ Zwei junge Männer stehen auf und tanzen durch den Flur, die Musik wird lauter anstatt leiser. Eine ältere Dame in Reihe 10 klatscht in die Hände, neben ihr kruschtelt ein Mann nach dem letzten Keks. „Leute, kennt jemand von euch den Polizeipräsidenten?“, ruft der Busfahrer in sein Mikrofon. „Nein? Dann gilt auch in diesem Bus Anschnallpflicht. Zurück auf die Plätze.“ Man kann sein Lächeln hören. Leises Murren und lauter Applaus für die Tänzer, die Show ist vorbei.

16.45 Uhr, Endstation in Vukovar

16 Stunden und 15 Minuten nach der Abfahrt aus Stuttgart sind wir am Ziel. Vor fünf Stunden ist die rote Zora ausgestiegen, vor zwei Stunden der Fußballer. Nur noch meine Sitznachbarin, drei ältere Männer und ich sitzen im Bus. Der Busbahnhof, ein verrostetes Stahlskelett, ist voll, als wir ankommen. Alle raus, der Busfahrer stöbert nach den Koffern. „Hat jeder seine Sachen?“, ruft er. Keiner widerspricht, Kofferraum zu, ein Winken. Feierabend.

Meine Sitznachbarin und ich rauchen eine letzte Zigarette. „Was heißt eigentlich dieses Sprichwort auf Kroatisch übersetzt“, fragt sie. Jeder Mensch ist seines eigenen Glückes Schmied. Es bedeutet, dass jeder selbst für sein Glück verantwortlich ist, sage ich. Beide Augenbrauen schnellen in die Höhe: „Ach.“ Sie lacht ein lautes, ehrliches Lachen. Das stimmt vielleicht, wenn man in Deutschland geboren ist, findet sie. Dann sagt sie: „Kocke su bačene.“ Dieses Sprichwort gefällt ihr besser. Übersetzt: Die Würfel sind längst gefallen.

Mein Vater sagt immer, dass er Glück hatte. Glück, dass Daimler gerade Leute gesucht hat, Glück, dass er zufällig die passende Ausbildung hatte. Und sein größtes Glück: meine Mutter. Die beiden lernten sich kennen, als mein Vater drei Wörter Deutsch sprach: „Eine Cola, bitte.“ Meine Mutter half ihm über bürokratische Hürden und Sprachbarrieren hinweg. Die Liebe zu ihr linderte das Heimweh. Heute sagt er, dass er sich in Deutschland wohlfühlt. Gleichzeitig weiß ich, dass er vieles aus Štitar vermisst. Das Holzhacken, den Geruch der Tiere, die Stille des Waldes, seine Geschwister, seine Muttersprache. Das Wort Heimat findet mein Vater schwierig.

Die deutsche Sara in mir will unbedingt an die Idee von Europa glauben. Mich gibt es, weil zwei Männer – der Vater meiner Mutter ist Italiener – ihr Land verlassen haben, um in Deutschland ihr Leben zu finden. Was kann ich also schon gegen die Idee des Auswanderns sagen? Die kroatische Sara weiß, dass es ein Glücksspiel ist und dass „Arbeite hart, und alles wird gut“ nicht immer stimmt.

Am Bussteig 8, wenige Meter von uns entfernt, steht auf der Anzeigetafel: München. Ein junges Paar – er kurz geschorene Haare und konzentrierter Gesichtsausdruck, sie blonder Pferdeschwanz und Kuscheltier im Arm – verabschiedet sich von Familie und Freunden. Die Freunde haben Zettel gemalt, auf denen „Macht's gut“ steht. Der Vater hält den Sohn im Arm und streichelt mit seiner Hand über dessen Hinterkopf.

Der Sohn löst sich behutsam aus der Umarmung, küsst seine Mutter auf die Stirn, nimmt seine Freundin an die Hand und steigt in den Bus, ohne sich noch einmal umzudrehen.

Sara Tomšić, 26, hat als Kind immer versucht, auszurechnen, zu wie viel Prozent ihre eigenen Kinder später mal deutsch, kroatisch und italienisch sein würden. Um die Aufgabe nicht noch komplizierter zu machen, rechnete sie mit einem Mann, der nur deutsche Wurzeln hat.

367.899

kroatische Staatsangehörige hielten sich am 31. 12. 2017 in Deutschland auf. Damit sind sie die viertgrößte Nationalitätengruppe aller EU-Ausländer in Deutschland. Auf Platz eins: Polen (866.855), gefolgt von Italien (643.063) und Rumänien (622.781)

Quelle: Ausländerzentralregister

Jetzt neu

Am Kiosk oder im Abo

tazfuturzwei.de/abo



taz FUTURZWEI, das Magazin für Zukunft und Politik

Künstliche Dummheit

Wie wird uns Künstliche Intelligenz verändern?

Mit Yuval Noah Harari, Dorothee Bär, Gerd Giegerenzer, Harald Welzer, Wolf Lotter, Yasmina Banaszczuk, Richard Renaldi, Arno Frank und Kevin Kühnert.

Ihre Abo-Prämie:

Der hochwertige Biobaumwoll-Rucksack im FUTURZWEI-Design, fair gehandelt.



Taz FUTURZWEI WIR ZEIGEN, WIE BEWEGUNG GEHT.

Vier Ausgaben für 30 Euro: futurzwei.abo@taz.de | T (030) 25 902 200

taz Verlags- und Vertriebs GmbH, Friedrichstraße 21, 10969 Berlin

Kirchenmusiker zu werden war bei Helmut Hoefft keine religiöse Berufung, sondern pragmatische Überlegung. Das Einzige, was er an seinem Beruf nicht mag, sind Trauerfeiern – wegen der skurrilen Musikwünsche der Hinterbliebenen. Zu Besuch in seinem zweiten Zuhause, der Gedächtniskirche in Berlin

„Wagner mit dem Harmonium ist grotesk“

Von **Luciana Ferrando** (Text) und **Amélie Losier** (Fotos)

Seit 1982 ist die Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche am Kurfürstendamm in Berlin Helmut Hoeffts zweites Zuhause, seit vierzehn Jahren ist der Orgelspieler, Komponist und Kirchenmusiker dort Kirchenmusikdirektor. Mit dem musikalischen Programm der Kirchen – er organisiert mehr als hundert Konzerte im Jahr – und seinen Kompositionen von Kinderliedern bis Pop-Chansons möchte der 61-jährige zeigen, dass Kirchenmusik vor allem eins ist: vielfältig.

Draußen: Auf einer Bank unter den Platanen am Breitscheidplatz sitzt eine Frau, umgeben von prall gefüllten Plastiktüten, und trinkt aus einer Bierflasche. Ein Mann im Anzug guckt auf sein Handy, einer in Bauarbeiterklamotten liest Zeitung. Auf der Seite der Budapester Straße haben Menschen Kerzen, Bilder, Stofftiere, Blumen und Briefe für die Opfer des Terroranschlags auf den Weihnachtsmarkt am 19. Dezember 2016 hinterlassen. Das Mahnmal – ein goldfarbener Riss und die zwölf Namen der Toten in den Treppenstufen – erinnert daran,

Drinnen: Orgelmusik und blaues Licht, das durch die mehr als 20.000 kleinen Glasfenster dringt, hüllen die ein, die eintreten. Vier Zentimeter dickes Glas hat man verwandt, damit der Verkehrslärm der großen Straßen rund um den Breitscheidplatz, auf dem die Gedächtniskirche steht, gedämpft bleibt. Über dem Altar hängt ein goldener Christus mit geschlossenen Augen ohne Kreuz. Eine Touristin zündet eine Kerze an, einige BesucherInnen machen eine Runde. Am schlichten Orgelprospekt sitzt der Orgelspieler am Instrument, einige Männer bewegen sich um ihn herum, überprüfen, messen,

zeigen den Daumen nach oben, Kabel und geöffnete Verpackungen liegen auf den Sitzplätzen. Die Orgel soll auch als elektronische Orgel fungieren, ein Hybrid: Synthesizer und mehrere Basslautsprecher der Marke Teufel werden getestet.

Pragmatisch: Bei Helmut Hoefft war es keine religiöse Berufung, Kirchenmusiker zu werden, sondern eine pragmatische Überlegung, erzählt er im kargen, gläsernen Meetingraum im Keller der Kirche. Als Kirchenmusiker komme er viel mehr „zum Einsatz“ als beispielsweise Musiklehrer. Das habe sich in 36 Jahren Karriere bestätigt. „Ich bin ein gläubiger Mensch, aber das war eine zusätzliche Motivation und spielte in der Entscheidung kaum eine Rolle“, sagt der gebürtige Berliner.

Emotionen: Das Einzige, was er an seinem Beruf nicht mag, sind Trauerfeiern. Nicht wegen der Stimmung solcher Zeremonien, sondern weil die Hinterbliebenen nicht selten skurrile musikalische Wünsche haben. „Als junger Mann habe ich immer Ja gesagt. Mit den Jahren bin ich selektiver geworden“, sagt er. „Wagner mit dem Harmonium zu spielen, zum Beispiel, das ist grotesk und würde

ich nicht mehr machen. Für mich war das das Gegenteil von Harmonie.“

Lernen: Bei einer Nachbarin in Schöneberg fing er als Kind an, Klavierstunden zu nehmen. Der Unterricht sei nicht so professionell gewesen („Die ältere Dame war eigentlich Konzertsängerin“). Doch zu Hause konnte er auch mit dem Vater üben, einem Finanzbeamten, der sich abends nach der Arbeit autodidaktisch Musik beibrachte und Literatur verschlang.

Begleiten: Ab der 5. Klasse begleitete Helmut Hoefft jeden Morgen seine Klasse beim gemeinsamen Volkslied auf dem Klavier. Bis heute kann er die Stimmen der anderen Kinder hören. Seinen ersten Orgelunterricht nahm er später bei dem Steglitzer Kirchenmusiker Dieter Beermann. Hoeffts allererste Liebe war aber das Harmonium seines Opas. Das Instrument entdeckte er, als er noch den Kindergarten besuchte. Heute singt Hoefft mit seinen sechsjährigen Enkelkindern zusammen Kinderlieder, auch solche, die er selber komponiert.

Harmonie: „Ich bemühe mich, mit allen Menschen gut auszukommen und im Reinen zu sein“,

sagt Hoefft. Harmonie sei Teil seiner Persönlichkeit, das falle ihm nicht schwer. Eine Grundhaltung, die auch seinen musikalischen Geschmack beeinflusst. Hoefft liebt fast alle Genres, „nur Punk ist mir zu wütend, zu aggressiv, zu laut“. Protestieren sei schon okay, aber Musik ist für ihn „von Natur aus positiv und freundlich“.

Disharmonie: Hoeffts harmonischer Alltag geriet am 19. Dezember 2016 auf einmal aus dem Gleichgewicht. Am Abend des Anschlags am Breitscheidplatz war er nicht in der Kirche, wurde aber von einem Kollegen angerufen: Etwas Schreckliches sei passiert. Am nächsten Morgen ging Hoefft in die Kirche und organisierte die Gedenkfeierlichkeiten. „Die Betroffenheit und die Trauer waren groß, aber Angst hatte ich keine“, sagt er. Klar habe es eine andere Bedeutung, wenn etwas Schlimmes dort passiert, wo man sich zu Hause fühlt. Wirklich indes bewegt ihn, „wie unterschiedlich heutzutage mit Schicksal umgegangen wird. Ich kann es nicht nachvollziehen, dass es, wenn ein Deutscher bei einem Unfall stirbt, ein großes Thema ist – sterben aber in Afghanistan 120 Menschen bei einem Bombenanschlag, interessiert das niemanden.“

Kirchenmusik ist vor allem vielfältig, findet Helmut Hoefft, der auch selbst komponiert – von Kinderliedern bis Pop-Chansons



Politisch: Was Helmut Hoefft ebenso beängstigt: der Hass, den er nicht nur im Internet tagtäglich beobachtet („Diese aktuelle, naziorientierte Gesinnung war für mich unvorstellbar“). Er sei doch immerhin Teil der Nachkriegsgeneration, die aus der Geschichte etwas hätte lernen sollen. „Warum die Geschichte sich wiederholt und Menschen immer noch Angst haben, dass ihnen etwas weggenommen wird, das verstehe ich nicht.“ Hoefft sieht sich als politischer Mensch, schon allein deshalb, weil er eine Leitungsposition in einer religiösen Institution innehat. „Ich versuche, so fair wie möglich zu arbeiten, denn mir ist bewusst, dass ich eine gesellschaftliche Verantwortung trage“, sagt er.

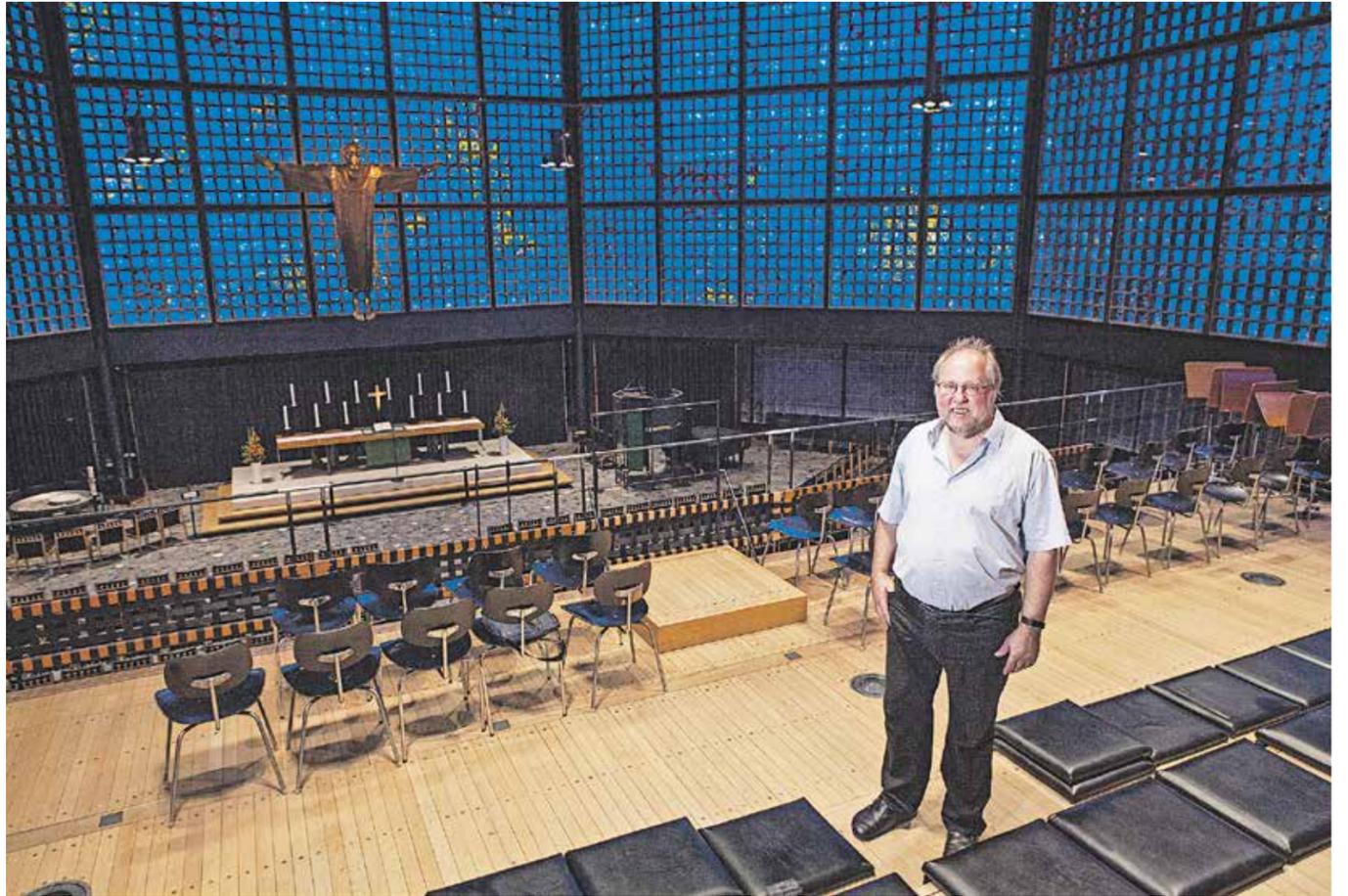
Kritisch: Für den Musiker ist es wesentlich, dass Menschen in der Kirche einen Ort der Stille und der Ruhe finden. Wie nach dem Anschlag am Breitscheidplatz: „Es sind viele Leute aus ganz Berlin und darüber hinaus zu uns gekommen und haben uns als Ansprechpartner gesucht, unabhängig von ihrer Religion.“ Diese Öffnung für Menschen anderen Glaubens ist ihm wichtig. Er wolle auch niemanden davon überzeugen, christlich zu werden („Wenn mich jemand dazu befragt, antworte ich gerne. Wenn nicht, kann man sich gut auch über andere Themen als Gott oder Musik unterhalten“).

Genießen: Hoeffts drei erwachsene Kinder haben beruflich nichts mit Musik zu tun. Aber gern und oft besucht er mit ihnen Konzerte. „Mit meiner Tochter war ich bei Tower of Power. Für mich eine der besten US-amerikanischen 68er-Bands.“ Mit seinem Sohn hat er eine Kreuzfahrt in der Karibik unternommen.

Aufhören: Wenn Helmut Hoefft 2023 in Rente geht, will er „eine Pause machen“. Und danach auf Orgeltour nach Paris. „Paris ist prägend für Orgelspieler und Kirchenmusiker.“

Abschalten: Für lange Zeit sieht er sich allerdings nicht vom Ku’damm entfernt. Zwar möchte er seinem Nachfolger in der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche die Möglichkeit geben, ohne Beeinträchtigung seinen Platz zu übernehmen, „aber vier bis sechs Stunden am Tag an der Orgel und 40 bis 60 Arbeitsstunden in der Woche gewöhnt man sich nicht so einfach ab“. Ob er auch mal richtig abschalten könne? Da müsse man seine Frau fragen, sagt Hoefft lachend. Wenn er es nicht schaffe, eine Spiegel-Ausgabe komplett zu lesen, wisse er, dass er kurz vor dem Burn-out stehe.

Und Glück? „Ich bin glücklich, wenn ich das Publikum mit meiner Musik mitreißt und wenn ich in Frieden mit allen Menschen leben kann.“



Mehr als 20.000 kleine blaue Glasfenster schmücken die Berliner Gedächtniskirche. Durch das vier Zentimeter dicke Glas wird der Verkehrslärm ausgesperrt



Mit Basslautsprechern der Marke Teufel soll die Orgel bald auch elektronisch funktionieren



Die Fotografin Djamila Grossman hat schlafende Menschen fotografiert. Wir zeigen eine Auswahl ihrer Bilder
Fotos: Djamila Grossman/
Agentur Focus

„Der Druck, gut zu schlafen, ist extrem gestiegen“

Es gibt viele Regeln für gesunden Schlaf. Aber braucht es dafür wirklich immer ein kuscheliges Bett und acht Stunden Schlaf am Stück? Und schlafen wir heute tatsächlich schlechter als früher?

Interview **Stella Schalamon**

taz am wochenende: Frau Ahlheim, müssen wir schlafen lernen?

Hannah Ahlheim: An Babys kann man gut sehen, dass schlafen erlernt ist. Wenn sie auf die Welt kommen, dann schlafen sie noch nicht acht Stunden nachts. Es ist ein Kampf, bis sie so schlafen, wie die Gesellschaft das von ihnen will.

Woher kommt die Idee des gesunden Acht-Stunden-Schlafs?

Der amerikanische Historiker Arthur Roger Ekirch behauptet, dass vor der Industrialisierung zweiphasig geschlafen wurde. Man hatte den ersten Schlaf gegen Abend, ist dann noch mal wach geworden, hat sich unterhalten, vor

Im 19. Jahrhundert war die Idee von Schlaf die Idee von absoluter Ruhe. Man ging davon aus, dass das Gehirn so gut wie tot ist

sich hin geträumt und ist dann wieder eingeschlafen. Die Uhrzeit und somit ein getakteter Tag setzten sich erst im 19. Jahrhundert durch. Damit festigte sich auch die Idee vom Acht-Stunden-Schlaf. Es ist wahnsinnig schwierig, das endgültig zu belegen, weil wir nur so wenige Quellen darüber haben. Aber sicher ist: Schlaf ist kulturell geprägt. In Japan schlafen viele Menschen beispielsweise in mehreren Bröckchen über den Tag verteilt. Deshalb ist es auch völlig legitim und sozial anerkannt, tagsüber mal einzuschlafen.

Dafür muss man dann auch nicht zwingend im Bett liegen.

Das mit dem Bett hat sich radikal geändert. Nicht jede Kultur hat überhaupt Betten. Matratzen waren früher aus Stroh oder Gras. Später gab es die einen, die sagten, man

dürfe im Schlaf nicht verweichlichen, müsse auf harten Rosshaarmatratzen schlafen. Aus dem Daunenbett wolle man ja sonst gar nicht mehr raus oder kriege Fantasien. Das hatte also auch viel mit Angst vor Sexualität zu tun. Und dann gab es die Gegenbewegung, die einem die weiche Matratze und das Traumkissen zum Wegräumen versprach.

Die Monetarisierung von Schlaf also?

Die Matratzenindustrie kann alles bespielen. Ihre Konsumpalette wurde immer breiter, und eine Individualisierung fand statt: Eheleute mit unterschiedlichen Schlafgewohnheiten brauchten unterschiedliche Matratzen. Und dann kam natürlich die Frage auf, ob man in einem Doppelbett schläft oder in getrennten Betten.

Wie änderte sich die Vorstellung von gutem Schlaf in den letzten Jahrhunderten?

Im 19. Jahrhundert war die Idee von Schlaf die Idee von absoluter Ruhe. Man ging davon aus, dass das Gehirn so gut wie tot ist. Erst dann schlafe man wirklich gut. Träume wären hingegen ein Zeichen dafür, dass der gute Schlaf gestört ist, weil da doch noch etwas im Kopf funkt. Dann kam Sigmund Freud, der sagte, Träumen sei sogar wichtig, um gesund zu bleiben. Dann fing man an, die Aktivität des Gehirns zu vermessen, und sah, dass es im Schlaf durchaus wach ist. Das änderte die Idee von Schlaf ganz grundlegend. Einfach mal tot, nicht auf der Welt, in Gottes Hand oder abgeschaltet sein funktionierte nicht mehr.

Schlafen wir heute wirklich schlechter als früher?

Was sich in den letzten einhundertfünfzig Jahren verändert hat, ist, dass wir viel mehr Regeln haben, wie wir gut schlafen sollen. Gleichzeitig gibt es viel mehr wissenschaftliche Erkenntnisse über den Schlaf. Der Druck, dass wir gut schlafen, damit wir fit sind für unseren Job und unseren Alltag, ist extrem gestiegen. Allein die Schlafracker auf unserem Smartphone, die uns morgens sagen, ob wir gut geschlafen haben oder nicht – das ist Stress!

Stress, den sich die Menschen früher nicht gemacht haben?

Im späten 19. Jahrhundert gab es schon einmal eine Aufregung um Schlaflosigkeit. Die Ideen waren dieselben wie heute: Die Welt mit der neuen Technik ist zu schnell, wir sind alle so nervös, verlieren unsere Natürlichkeit. Im Zweiten Weltkrieg merkte man dann, dass es den Soldaten nicht gutgeht, wenn sie nicht mehr schlafen können. Die hatten psychische Probleme und Zusammenbrüche. Man fing an, Experimente mit Schlafentzug zu machen, und behandelte gleichzeitig mit Schlafmitteln, bei denen man die Leute drei Tage auf Schlafmittel durchschlafen ließ.

Von wann sind die ersten Schlafmittel?

Seit Jahrhunderten gibt es klassische

Schlafmittel, wie Bäder nehmen, kalte Wickel, natürliche Drogen. Chemische Schlafmittel gab es erst im späten 19. Jahrhundert und in den 1920er, 1930er Jahren. Es kamen immer wieder neue Präparate auf, bei denen sich ein paar Jahre später herausstellte, dass sie süchtig machen. Schlafmittel gehören nach wie vor zu den meistgekauften Arzneimitteln überhaupt.

Ist der Kapitalismus eigentlich schuld an unseren Schlafproblemen?

Dass im Kapitalismus der selbstbestimmte, verträumte Schlaf immer mehr verloren zu gehen scheint, ist ein starkes Argument. Gleichzeitig merkt man, dass man den Leuten ihren Schlaf nicht einfach wegnehmen kann. Die hängen daran.



Foto: Fotostudio Neukölln

Hannah Ahlheim ist Professorin für Zeitgeschichte am Historischen Institut der Universität Gießen.



Die Vermessung des Schlafs

Mit Elektroden, Kameras und Atemmaske: Wer anhaltende Schlafstörungen hat, kann diese von Fachleuten untersuchen lassen. Eine Nacht im Schlaflabor

Von **Stella Schalamon**



ber denn noch ein bisschen Fernsehen dürfe, fragt Patient 27. Christopher Hansen schaut auf die Uhr. Es ist 22.52 Uhr.

Die Nacht hat sich längst über das Gelände des Virchow-Klinikums, Teil der Berliner Charité, gesenkt. „Na gut, zwanzig Minuten noch“, sagt Hansen.

Der studentische Mitarbeiter trägt ein blaues, weit geschnittenes Oberteil über einer blauen Hose. Um 23 Uhr ist hier eigentlich Zapfenstreich. Dann wird in den Zimmern der Patient*innen das Licht gelöscht, denn sie sollen versuchen einzuschlafen. Ohne Ablenkung von Fernseher, Handy oder Buch.

Hansen hängt ein Gerät, in das viele bunte Kabel eingestöpselt sind, in eine Vorrichtung an der Wand. Jedes Kabel führt zu Elektroden, die am durchtrainierten Körper von Patient 27 aufgeklebt wurden. Drei am Kopf messen die Hirntätigkeit, zwei auf den Wangen die Bewegungen der Augen, zwei im Bereich des Kinns die Muskelspannung des Kiefers, zwei an der Brust die Herzaktivität und jeweils zwei an den Schienbeinen die Beinbewegungen. Dazu noch zwei Gurte um die Brust und den Bauch, die die Atembewegungen erkennen. Und am Zeigefinger der rechten Hand ein wabbeliger, grauer Fingerhut, um den Puls und die Sauerstoffsättigung im Blut abzulesen. Dann stülpt Hansen dem jungen Mann ein durchsichtiges Gummiteil über die Nase.

Patient 27 ist beim Bund. „Die Kameraden auf der Stube haben irgendwann bemerkt, dass ich in der Nacht immer wieder aufgehört hatte, zu atmen“, erzählte er ein paar Stunden zuvor bei der letzten Zigarette des Tages. Das passiert bei allen Menschen im Schlaf bis zu fünfmal pro Stunde, aber bei den sechzehnmal von Patient 27 deutet das auf eine Schlafapnoe hin, periodische Atemaussetzer, die eine chronische körperliche Belastung zur Folge haben können.

Nun fürchtet er, dass er auf eine Atemmaske angewiesen sein wird, wie die, die Hansen gerade an seinem Kopf festschnallt. Wie ein Schweinehäutchen umschließt das Gummiteil die Nase. Der Schlauch endet im Beatmungsgerät auf dem Nachttisch. Wie man damit wohl bei Außeneinsätzen im Freien übernachtet? Hansen deckt Patient 27 zu und wünscht „Gute Nacht“. Oben an der minzfarbenen Wand gegenüber des Betts surrt die Kamera.

Patient 27 ist der letzte, der heute Abend zu Bett gebracht wurde. Auf Crocs schreitet Hansen im gewohnt eifrigen Schritt zurück in den Kontrollraum mit den vielen Computerbildschirmen. Elf von ihnen bilden die Signale aus den Zimmern der Schlafenden ab. Auf den restlichen zeichnen die Signale Linien und Wellen: Hirnströme, Augen-, Kiefer-, Atmungs- und Beinbewegungen, Herzfrequenzen.

Bei der sogenannten Bioeichung hat Hansen zuvor getestet, ob alle aufgeklebten Elektroden funktionieren. Über das Walkie-Talkie gab er den jeweiligen Patient*innen Anweisungen durch. Von links nach rechts schauen, blinzeln, schnarchen, die Luft anhalten und weiteratmen. Ein kleines Fenster auf den Bildschirmen zeigt die Videoübertragung aus den Zimmern. Immer

Oben an der minzfarbenen Wand gegenüber des Betts surrt die Kamera

das Bett, die Nachttische daneben. Im Bett jeweils einen Menschen. Mal bis zum Kopf in die Decke eingewickelt. Mal die Beine aufgestellt. Mal freigestrampelt. „Kein Wunder, dass der keinen erholsamen Schlaf bekommt“, sagt Hansen, als er das sieht.

Patient 27 klingelt, wie abgesprochen. Auch er hat nun das Licht ausgemacht und ist wenige Minuten später schon am Schlafen. Die Diagramme zeigen es. Das „W“ für Wachzustand, wird schnell von „N 1“, der leichten bis mitteltiefen Schlafphase abgelöst. Beim Bund lerne man sofort und überall einzuschlafen, hat Patient 27 noch erzählt. „N 3“, die Tief schlafphase ist noch auf keinem der Bildschirme zu sehen.

Schwarzer Tee und Wodka

Auf der Station ist es jetzt ruhig. Allein die Computer im Personalzimmer brummen. Das Fenster zielt eine Window-Color-Abbildung vom Sandmännchen. Hansen macht sich einen Schwarztee. Kaffee trinkt er nicht. Er arbeitet seit 2006 im Schlaflabor. Von seinem Arbeitsplatz in der Mitte des Zimmers hat er die Monitore gut im Blick. Alle volle Stunde müssen er und sein Kollege einen Zwischenstand auf den Klemmbrettern unter jedem der Bildschirme protokollieren. Sie rutschen dann

mit ihren Bürostühlen von einem Klemmbrett zum nächsten.

Hansen hat schon viele verschiedene Patient*innen betreut: Narkoleptiker*innen, die plötzlich mitten am Tag einnicken, andere mit Ein- und Durchschlafstörungen, die meisten mit Verdacht auf eine Schlafapnoe. Und dann gibt es natürlich auch solche, die Schlafwandeln, im Schlaf aufstehen, anfangen zu sprechen, seltsame Bewegungen machen. Solche Ereignisse werden im Schlaflabor, das schließlich eine ungewohnte Umgebung darstellt, provoziert. „Ein Patient kam hier echt mal mit Wodkaflasche und hat mit zwei Kumpels im Zimmer eine leise, kleine Party nachgestellt, damit er dann schlafwandelt“, erzählt Hansen.

Alkohol ist nichts für eine gute Schlafhygiene. Ein großes Plakat im Flur des Schlaflabors gibt Auskunft. Durchgestrichen sind darauf auch Nikotin und Koffein, unregelmäßige Bettzeiten oder helles Licht im Schlafzimmer, das die Ausschüttung des müde machenden Hormons Melatonin verhindert. Hilfreich hingegen seien Entspannungsbäder, Spaziergänge oder eine heiße Milch mit Honig. Und eben den eigenen Schlafrhythmus zu kennen und erst ins Bett zu gehen, wenn die Müdigkeit kommt. Nur rächt sich das oft am nächsten Morgen bei denen, deren Chronotyp nicht der der Frühaufsteher*innen ist.

Dreht Hansen die Lautstärke des Computers auf, ist das regelmäßige Schnarchen von Patient 5 zu hören, das über ein Mikrofon in der Nähe des Kehlkopfs übertragen wird. Auf den Diagrammen ist erkennbar,

dass die Muskelspannung seines Kinnbereichs ab- und seine Augenbewegungen zugenommen haben. Die Software zeigt, dass es sich um viele REM-Schlafphasen handelt, die traumreichen Rapid-Eye-Movement-Phasen, in denen die Augen wild zucken, der Rest des Körpers aber ganz schlaff bleibt. „Oft schlafen die Patienten durch die Atemmaske zum ersten Mal wieder so richtig und kommen dann schnell in den REM-Schlaf“, beobachtet Hansen. Denn bei jeder noch so kleinen, auch unbewussten Weckreaktion, zum Beispiel durch Zucken der Beine oder in Folge eines Atemstillstands, wird der Körper aus seinem Schlafablauf gerissen, braucht oft lange um wieder zur Ruhe zu kommen und erreicht so selten die erholsamen Tiefgeschweige denn REM-Schlafphasen.

Blut und Parfüm

Bei manchen Patient*innen wird heute Nacht Blut abgenommen. Der perfekte Zeitpunkt dafür liegt zwischen 3 und 4 Uhr. Dann haben Hansen und sein Kollege große Chancen, dass die Patient*innen in der für die Blutabnahme sinnvollen Tiefschlafphase sind und noch nicht die frühmorgendlichen Toilettengänge beginnen. Hansen bereitet die Röhrchen für die Abnahme vor und klebt Namensschilder auf kleine Gefäße mit Schraubverschluss. Zwei Röhrchen legt er auf ein zuvor desinfiziertes Kästchen und geht damit ins Zimmer von Patientin 17. Das Licht aus dem kleinen Vorraum reicht aus, um die Blutproben aus dem Ohr läppchen der Patientin zu nehmen. Auf dem Nachttisch wirft eine Flasche Chanel N°5 ihren Schatten auf ein Sudokuheft.

Beim Aufwachen zuckt Patientin 17 verschlafen zusammen. Die weißen Haare sind zerzaust. Ihr Atem geht röchelnd. „Ich bin ja noch ganz unbedarft“, bemerkt sie. Es ist ihre zweite Nacht im Labor. Nach einer weiteren künstlichen Hüfte soll bald eine Herzoperation folgen. Dafür muss sie in Form sein. Als sie bei einer Spazierfahrt durch den Herbstwald mit ihrem Mann mitten am Tag immer wieder einschlieft, waren beide beunruhigt. Sie kriege auch sehr schlecht Luft. Das habe sie bis in ihre Träume begleitet. Immer wurde sie darin gejagt. Mit der Atemmaske hätte sie schon viel besser geschlafen. Und sie macht sich Hoffnung, bald wieder das Ehebett mit ihrem Mann zu teilen.

Die Nacht im Schlaflabor ist kurz. Schon um 5:23 Uhr wird Patientin 17 von Hansen geweckt. Ob sie geschnarcht habe? „Ein bisschen“, meint Hansen ehrlich. Als alle Pflaster von der Haut entfernt sind, freut sich Patientin 17 auf noch ein bisschen Weiterschlafen. „Aber zuerst noch lesen!“ Sie grinst.



insomnia

Elf Tage wach

Wie lange kann der Mensch ohne Schlaf auskommen? Ganz genau erforschen lässt sich das allein schon aus ethischen Gründen nicht. Im Jahr 2007 stellte der Brite Tony Wright jedoch einen Weltrekord auf: Er blieb 266 Stunden wach und dabei einigermaßen leistungsfähig. Dies führte Wright auf seine rohkostbasierte Ernährung zurück. Wright übertraf damit den US-Amerikaner Randy Gardner, der im Jahr 1964 „nur“ 264 Stunden, also 11 Tage, ohne Schlaf ausgehalten hatte. Laut Expert*innen ist allerdings nicht auszusprechen, dass die Männer während ihrer Rekordversuche zwischenzeitlich in einen Sekundenschlaf gefallen sind. Das Guinnessbuch der Rekorde nimmt schon seit längerer Zeit keine neuen Wachbleibversuche mehr auf, da extremer Schlafentzug als gesundheitsschädlich gilt.

Second Screen

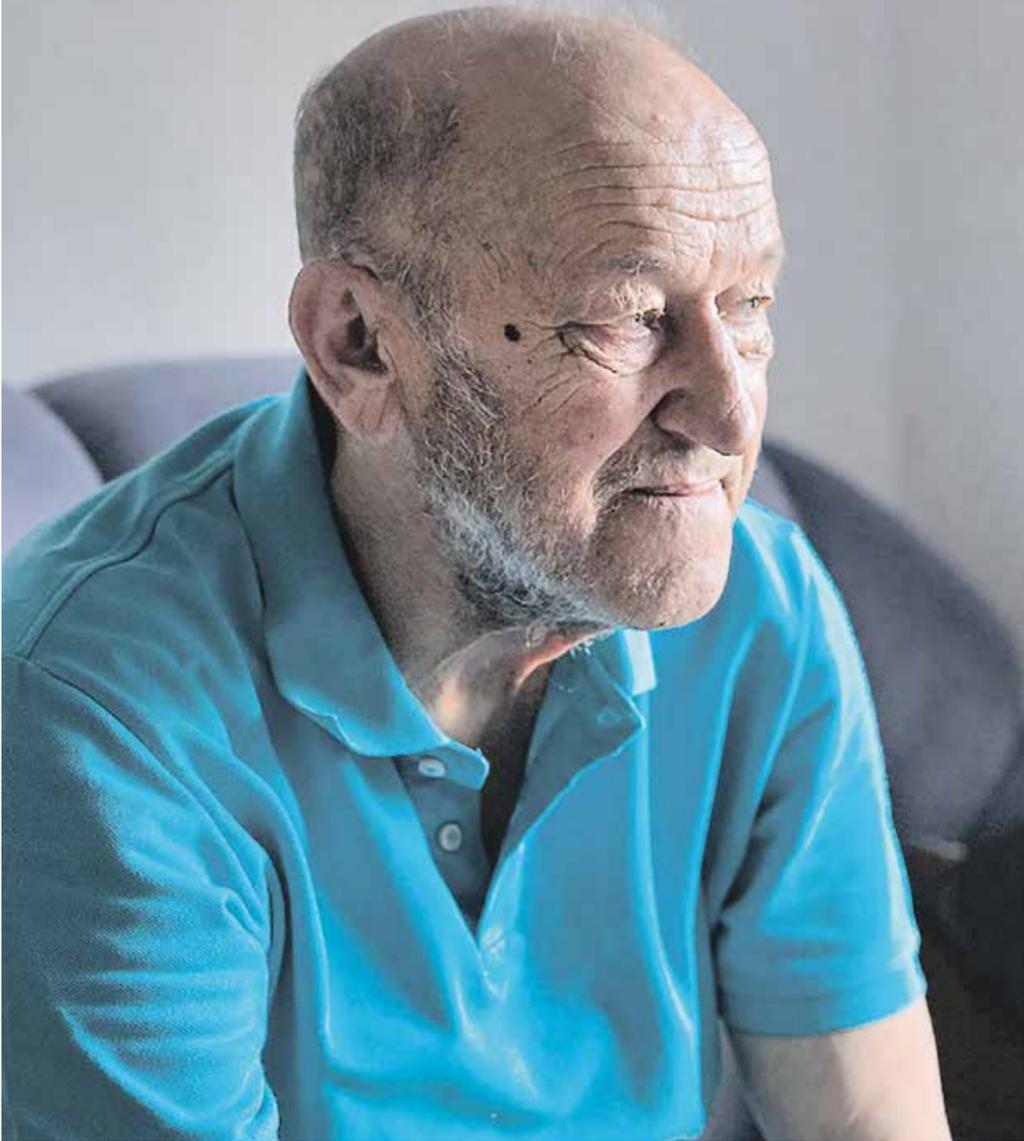
Mit dem Smartphone ins Bett: Dass das krank machen kann und einer gesunden Schlafhygiene widerspricht, ist nicht neu. Schlimmer als das nächtliche Surfen im Netz ist laut Forscher*innen das sogenannte Second-Screen-Phänomen. Besonders anstrengend für unser Gehirn wird es nämlich, wenn wir mit Laptop und Smartphone oder Tablet gleichzeitig hantieren und mit den Augen ständig zwischen den beiden Bildschirmen hin und her springen. Die schnell wechselnde Beschäftigung mit verschiedenen Inhalten fordert unser Gehirn zusätzlich heraus. Und ein angestregtes Hirn schläft nicht gut ein.

Faktor Armut

In einer Schlafstudie der Techniker Krankenkasse geben 39 Prozent der Beschäftigten an, dass sie der beruflichen Stress nicht ruhig schlafen lässt. Oft vernachlässigt wird aber die soziale Dimension von Schlaflosigkeit. Wer zum Beispiel Geldsorgen hat, leidet häufiger unter psychosomatischen Beschwerden und kann infolgedessen auch schlechter schlafen. Besonders betroffen von sozial bedingten Schlafstörungen sind demnach Armutsrisikogruppen wie zum Beispiel Arbeits- und Wohnungslose, Alleinstehende, Alleinerziehende und Kinder.

Immer montags

In der Nacht von Sonntag auf Montag schlafen die Menschen in Deutschland Forscher*innen zufolge am schlechtesten. Das liege vor allem daran, dass viele sich bereits am Sonntagabend vor dem Einschlafen Gedanken über den Verlauf der kommenden Arbeitswoche machen würden – und so der Stress schon am Wochenende beginnt. Außerdem würden die meisten Menschen sonntags deutlich länger schlafen, als an anderen Wochentagen. Wenn sie dann abends zur gewohnten Uhrzeit ins Bett gehen, spiele der Biorhythmus nicht mehr richtig mit und die Müdigkeit ließe oft auf sich warten. Lin Hieber



Gezeichnet von einem Leben mit wenigen Höhen und vielen Tiefen

Ein Mann weniger Worte

Menschen wie ihn findet man in jeder Stadt. Heinz Spannenberger bessert sich seine Rente mit Flaschensammeln auf. Aber er will nicht klagen

Aus Reutlingen **Christina Fleischmann** (Text) und **Emily Piwowar** (Fotos)

Heinz Spannenberger zieht den rechten Arm aus einem Mülleimer, seine Hand umklammert eine Bierflasche. Alle zwanzig Meter steht so ein Abfallbehälter, Spannenberger lässt keinen aus. Einmal das Gleis entlang und wieder zurück, seine Stammstrecke. Er muss schnell sein, unter Flaschensammeln ist der Bahnhof ein umkämpftes Gebiet.

Mit zwei Dosen und der Flasche kehrt er zurück in die Reutlinger Bahnhofskneipe, pünktlich zum Anpfiff der zweiten Halbzeit. Dunkles Holz, Fliesenboden, Plastikblumen. Auf seinem Platz steht ein Glas Spezi, halb voll, abgestanden. Er verstaut seine Ausbeute in einer Einkaufstüte am Boden. Zwei sind schon gefüllt, jetzt kommt Pfand für 68 Cent dazu. Mindestens einmal am Tag kommt er in dieses Lokal, von dem er sagt, es ziehe ihn an wie ein Magnet. Weihnachten verbringt er hier, und Silvester, spielt Schach mit einem Bekannten, schaut Fußball: Bundesliga, Champions League, Weltmeisterschaft. Durch das Fenster beobachtet er das Treiben am Bahnsteig. Wirft jemand eine Flasche weg, geht er raus und nimmt sie mit.

Nach achtundsechzig Lebensjahren mit wenigen Höhen und vielen Tiefen hatte Spannenberger sich einen unbeschwerteren Ruhestand erträumt, mit Geld, das auch mal für einen Urlaub reicht, ans Meer oder nach Österreich wie früher mit der Familie. „Das war wohl nichts“, sagt er, der seine wenigen Worte nicht zum Jammern verschwendet.

An seiner Stelle ließen sich tausend ähnliche Geschichten erzählen, die davon handeln, im Alter am Rand der Gesellschaft zu stehen. Menschen wie Spannenberger finden sich in jeder Stadt. Rentner, die Flaschen sammeln und am Monatsende um ein paar Euro betteln. Die meisten Passanten schauen weg. Weil niemand gern sieht, was passiert, wenn man den Halt verloren hat. Manchen kosten ihre Stürze so viel Kraft, dass sie in der letzten Lebensphase zu wenig davon übrig haben.

Montagmorgen, Mitte des Monats. Spannenberger verlässt ein Büro der Arbeiterwohlfahrt, in seinen Händen 240 Euro, Taschengeld für die nächsten zwei Wochen. Ein paar Türen weiter

betrifft er den Raum von Rita Wilde, seiner Betreuerin. Er setzt sich vor ihren Schreibtisch, schlägt die Beine übereinander. Aus der verschlissenen Einkaufstüte, in der er sein Leergut transportiert, kramt er zwei abgegriffene Umschläge hervor. Rentenversicherung und Rundfunkgebühren.

„Post für mich?“, fragt sie. „Sonst noch etwas?“

„Die Putzfrau war schon wieder nicht da“, nuschelt er. Auch hier spricht er nur das Nötigste.

Die Betreuerin wählt eine Nummer. Er lehnt sich zurück, faltet seine Hände über dem Bauch, unter den langen Fingernägeln hat sich Dreck gesammelt. Aus gutmütigen, tiefblauen Augen mustert er den Raum, die Aktenordner im Regal, die bunten Landschaftsbilder an der Wand. Von der Lockenmähne seiner jungen Jahre ist ein Haarkranz geblieben, die Wangen säumt ein grauer Bart, Falten haben sich eingegraben. Zur Jeans, vielleicht zwei Nummern zu weit, trägt er ein hellblaues Poloshirt, beide Knöpfe offen.

Der Alkohol hat alles zerstört: die Ehe, die Beziehung zu seiner Tochter, die Gesundheit und manche Erinnerung

Wilde legt den Hörer auf. „Die Putzfrau kommt Ende der Woche.“

Fällt die Reinigung einmal aus, versinkt Spannenbergers Wohnung im Chaos. Die Kleidung stapelt sich auf Sofa und Bett, der Badezimmerboden bekommt Flecken, auf dem Couchtisch sammeln sich benutzte Gläser, im Aschenbecher Zigarettenstummel. Er neigt „zur Verwahrlosung, hier soll Verschlechterung verhütet werden“, heißt es im letzten Bericht der AWO. Weil er Pflegestufe 1 in Anspruch nimmt, kommen für den Putzdienst Sozialamt und Krankenversicherung auf. „Er ist weiterhin nicht in der Lage, sich um seine persönlichen Angelegenheiten zu kümmern“, heißt es in dem Bericht.

Also kümmert sich die AWO um Spannenbergers Post, Versicherungen, Rechnungen. Seine Kleidung stammt aus dem hauseigenen Secondhand-Laden. Weil er sich sein Geld nicht einteilen kann, übernimmt auch das die AWO. Er möchte es so. Seine Rente beträgt 880 Euro im Monat, davon gehen 352 für Miete und Strom ab, 10 für Mietschulden, macht 518 Euro. Davon bekommt er 480 Euro ausbezahlt, die Hälfte jeweils zum 1. und 15. des Monats. Der Rest sind Rücklagen, für Medikamente, Fußpflege oder sein Handy mit den extra großen Tasten. Früher hat er sich manchmal eine Karte fürs Reutlinger Fußballstadion geleistet, heute sind 11 Euro für einen Sitzplatz nicht mehr drin. Allein das Rauchen verschlingt fast sein Tagesbudget. Hätte er 2.000 Euro im Monat, wie er sie als Fahrer verdient hat, das wär's, sagt er. So viel bräuchte er, um in Würde zu altern. Nach einundvierzig Jahren Beitragszahlungen erreicht er nicht einmal die deutsche Durchschnittsrente von 1.076 Euro.

Ein Stockwerk tiefer, in der AWO-Kantine, bestellt Spannenberger Menü 1: gegrilltes Putensteak mit Bandnudeln, dazu eine Cola. An der Kasse weist er sich mit einem gelben Papier und vergilbtem Foto aus. Mit dem Sozialpass, den die Diakonie ausstellt, erhält er Rabatt auf das Essen: 3 statt 6 Euro. Im Speisesaal nickt er einem Gast zu, nimmt aber allein an einem freien Tisch Platz. Während er kaut, schaut er auf sein Tablett und starrt die Wand an. Man kennt einander, sieht sich jeden Tag und redet kaum. „Eigentlich ist jeder für sich allein“, sagt Spannenberger. Jeder, das sind Hartz-IV-Empfänger und Obdachlose. Er selbst war beides.

Weil er betrunken im Auto erwischt wird, verliert er 2002 zum dritten Mal den Führerschein – und seinen Job. Jahrzehnte ist er Lastwagen gefahren, meist Möbel, lange Zeit auch Getränkkekisten. Spannenberger rutscht nach Hartz IV ab. Dann vor fünf Jahren: Er nickt beim Fernsehen auf dem Sofa ein, die Zigarette fällt ihm aus der Hand und auf eine Zeitung am Boden. Vom Qualm wacht er auf, rettet sich auf die Terrasse, Polizei und Feuerwehr sind schon da, ein Nachbar hat sie gerufen. Als er seine Wohnung Tage später wieder betreten darf, ist alles verkohlt. Möbel, Dokumente, Fotoalben. Nur ein

Zinnteller ist unversehrt: eine Fußballtrophäe, in die sein Name eingraviert ist, Meister mit dem FC Urach in der C-Klasse 1972/73. Nach dem Brand übernachtet er sechs Wochen in einer Notunterkunft, bevor ihm die AWO eine neue Wohnung vermittelt, mit ihm Möbel kauft. Der Zinnteller, vom Ruß befreit, thront seitdem auf seinem Wohnzimmerschrank.

Zum ersten Mal stand er mit sechs Jahren auf dem Fußballplatz, wo er die glücklichsten Momente seiner Kindheit verbrachte. Im „Kleinen Bol“ wächst er auf, dem Problemviertel Reutlingens. Seiner Familie fehlt schon immer das Geld. Der Vater Fensterputzer, die Mutter wegen Depressionen und Herzleiden zu krank zum Arbeiten. In der kleinen Wohnung teilt er sich ein Zimmer mit seiner neun Jahre älteren Halbschwester. Ein Badezimmer gibt es nicht, nur eine Toilette, zum Waschen muss die Spüle in der Küche reichen. Vor der Tür leere Bierflaschen und trostlose Gestalten: Nachbarn, die nicht arbeiten, die ihre Sorgen im Alkohol ertränken.

Als er zwölf ist, stirbt seine Mutter an einer Lungenentzündung. Er wächst bei seinem Vater auf, der zu viel trinkt und sich mehr um neue Liebschaften als um den Jungen kümmert. Meistens flüchtet Heinz auf den Fußballplatz. Eine Gegenwelt, in der Mannschaftsgeist zählt, Tore, Aufstieg, gemeinsame Feiern nach einem Sieg. Er kriegt nicht genug davon. „Fußball war mein Leben“, erzählt Spannenberger, der vierzig Jahre als Stürmer auf dem Platz stand.

Mit dem Sport schlich sich der Alkohol in sein Leben. Nach jedem Training, jedem Spiel, trank er mit den Kameraden, manchmal zehn, manchmal fünfzehn Bier. Erst Höchstleistung auf dem Platz, danach Saufen im Vereinsheim, mehrmals die Woche, jahrelang. Wer seinem Körper das antut, muss geübt sein. Beim Trinken war Heinz Spannenberger Profi.

Nach der Hauptschule lässt er sich zum Automechaniker ausbilden. Nicht, weil er besonderen Gefallen an Autos findet, er tut es einfach den meisten Jungs in seiner Klasse gleich. Mit sechzehn Jahren fährt er auf einem Moped, einer schwarzen Hercules, durch die Stadt, er verliebt sich. Im Rausch tätowiert er sich den Namen seiner ersten Freundin auf den linken Unter-

arm: Janne. Die Buchstaben sind mit den Jahren verblasst, Janne ist längst Geschichte.

Mit zweiundzwanzig Jahren lernt er Renate kennen. Sie arbeitet im Büro der Firma, für die er Lastwagen fährt. Sie ziehen zusammen, heiraten. Zwei Jahre später kommt Silke zur Welt. „Die glücklichste Zeit meines Lebens“, sagt er heute. Doch die Familie leidet von Anfang an unter seiner Sucht. Er ist ständig unterwegs, treibt sich mit den Kameraden herum, kommt spät nach Hause. Sie mache das nicht länger mit, warnt Renate. Er ignoriert ihre Drohungen. „Ich habe mich für unwidertehlich gehalten.“ Nach vier Jahren Ehe zieht sie mit der Tochter aus, reicht die Scheidung ein. Heinz Spannenberger, mit neunundzwanzig geschiedener Vater, zieht zurück in den „Kleinen Bol“.

Der Alkohol habe ihn nicht aggressiv gemacht, sagt er.

Im Suff sei er ihr gegenüber handgreiflich geworden, sagt seine Exfrau.

Er sei mit Tausenden D-Mark Schulden aus der Ehe gegangen, sagt er.

Sie habe alle Schulden auf sich genommen, weil er nicht zahlen konnte, sagt sie.

Die Geschichte, die mehrere Versionen kennt, hat einen gemeinsamen Nenner. „Ich weiß heute, ich war allein daran schuld, dass meine Ehe in die Brüche gegangen ist“, sagt er.

Nach der Scheidung, die Tochter ist knapp zwei Jahre alt, findet seine Exfrau einen neuen Mann und Silke einen neuen Vater. Ein glückliches Familienleben, bis Spannenberger an der Tür klopft. „Er hielt sich nicht an Termine, aber wenn, dann kam er oft betrunken“, erinnert sich die Exfrau. Sie sagt auch: „Seine Tochter hat er über alles geliebt.“

Die wenigen Kindheitserinnerungen, die Silke mit ihrem leiblichen Vater verbindet, sind keine guten. „Ich habe mich immer in meinem Zimmer versteckt. Ich hatte einen Vater, ich brauchte nicht noch einen.“ Spannenberger ist für sie der Mann, der immer mal wieder in ihr Leben schneit und gleich wieder verschwindet. Nach Jahren ohne Kontakt lädt sie ihn zur Konfirmation ein, später zur Hochzeit. Er kommt, doch wieder bricht der Kontakt ab. 2017 dann das letzte Treffen. Zu ihrem einundvierzigsten Geburtstag besucht er sie und seine vier Enkel. „Er hat keine Frage gestellt, kaum geredet“,

erzählt sie. Wenn sie von ihrem lieblichen Vater spricht, nennt sie ihn nur noch EZ, kurz für Erzeuger.

Sie habe ihm lange eine Chance gegeben, aber nun mit dem Thema abgeschlossen, sagt die Tochter.

Am meisten wünsche er sich mehr Kontakt zu ihr, sagt der Vater.

„Der Alkohol hat alles zerstört.“ Die Ehe, die Beziehung zu seiner Tochter, die Gesundheit. Und er hat die Erinnerung an manche Geschichte getrübt.

Kramt Spannenberger in der Vergangenheit, findet er selten Details. Mag sein, dass er sie nicht finden will. Eines Tages vor fünfzehn Jahren sei er in seine Kneipe gegangen und habe sich nicht zu den Kameraden am Tresen gesetzt, sondern an einen Tisch, allein. Er orderte eine Cola, die Kellnerin nahm es als Scherz, von der Bar schallte höhnisches Lachen. Nach fünfunddreißig Jahren an der Flasche sei er morgens aufgewacht mit dem Gedanken: So kann es nicht weitergehen. Kalter Entzug. Er überlegt, was damals der Auslöser war. Doch eine Antwort fällt ihm nicht ein. Sein Körper entwöhnte sich schnell, der Kopf brauchte zwei Jahre. Vielleicht war es das Größte, das er jemals erreicht hat. Er fragt sich oft, ob er darauf stolz sein darf, wo er in seinem Leben doch nichts mit Stolz verbindet.

Spannenberger zieht seinen Arm aus einem Mülleimer, leert einen Rest Bier auf den Gehweg und legt die Flasche vorsichtig zu den anderen in seine Tüte. Langsam schlurft er weiter, je länger der Weg, desto häufiger die Pausen. Er stoppt an einer Bank am Wegesrand, seinem täglichen Rastplatz, und steckt sich eine Zigarette an, während er Passanten beobachtet. Ein Pärchen schlendert mit Einkaufstüten vorüber, im Café nebenan nippen Gäste an Latte macchiatos. Am Brunnen schleicht ein silberner Sportmercedes vorbei. Spannenberger sitzt wie ein Fremdkörper in dieser Welt. Was ihre Bewohner als Abfall hinterlassen, nimmt er mit in seine.

Drei Jahre ist es her, dass er zum ersten Mal in den Mülleimer fasste. Bei der ersten Flasche stachen ihn noch die Blicke der Passanten in den Rücken. Jede weitere kostete weniger Überwindung, der Griff wurde Routine. Heute erkennt er, wer gleich gläsernes Geld in den Abfall werfen wird, und hält sich bereit. Je nach Art der Flasche variiert das Pfand zwischen 8 und 15 Cent. 2 bis 5 Euro sammelt er pro Tag. An guten Tagen auch mal 9. Am Abend tauscht er an der Supermarktkasse sein Pfandgeld gegen Zigaretten.

Spannenberger nähert sich einer Fanta-Dose, die vor einem Friseursalon am Boden steht. Er hebt sie an und stellt sie sofort wieder ab. Noch fast voll, die gehöre sicher jemandem, stehlen will er nicht. Beim Flaschensammeln zieht er Grenzen: Niemals würde er wühlen und betteln schon gar nicht. Ein bisschen Würde will er sich erhalten.

Vielleicht hat er deshalb seine Tage klar strukturiert. Aufstehen um 6.30 Uhr, um 7 Uhr kommt der Pflegedienst vorbei und stellt ihm seine Medikamente bereit: Metohexal, Nephrotrans, Torasemid. Pillen, die den Blut-



Es ist eine Frage der Würde. Niemals würde Spannenberger wühlen, betteln schon gar nicht

druck senken, Gefäße erweitern, Harn treiben. Die meisten schluckt er, um einen dritten Herzinfarkt zu vermeiden. Der erste traf ihn vor zwanzig Jahren, der letzte vor acht. Weil die Beine schmerzen, hinkt er leicht beim Gehen, seine Hände zittern. Wenn Spannenberger hustet, bebzt sein Körper. Zwei- und fünfzig Jahre Rauchen hinterlassen Spuren. Zwei große Schachteln HB inhaliert er pro Tag, vierundvierzig Zigaretten. Als er noch Lastwagen fuhr, waren es doppelt so viele.

Jeden Morgen spaziert Spannenberger zwanzig Minuten ins Stadtzentrum und verbringt den Tag zwischen AWO und Bahnhofskneipe, unterwegs sammelt er Flaschen. Hauptsache raus. Obwohl er schon lange allein lebt, erträgt

er nur schwer die Stille in seiner Wohnung. Sobald er nach Hause kommt, schaltet er den Fernseher ein. Wenn er sich schlafen legt, lässt er die Stimmen weiterreden.

Manchmal ruft er seine Halbschwester in Düsseldorf an. Die Gespräche dauern keine drei Minuten.

„Wie geht's dir?“

„Mir geht's gut.“

„Also dann.“

Einmal im Jahr kommt sie zu Besuch nach Reutlingen. Jahrelang herrschte Funkstille, der Alkohol habe das Verhältnis belastet, erzählt sie. „Heinz ist ein seelenguter Mensch, aber er ist labil. Er hatte zu Hause kein Vorbild.“

Zu gern würde Spannenberger noch einmal heiraten. Er hält Ausschau nach

der Richtigen, doch es scheitert schon beim Ansprechen, er ist zu schüchtern. Es gab zwar einige Frauen in seinem Leben, doch nichts Beständiges, die längste Beziehung hielt fünf Jahre.

Seitdem die letzte Liebschaft in die Brüche ging, heißt seine Familie Alfred, Roland und Klaus. Mit ihnen sitzt er stundenlang zusammen beim Bino- kel, einem schwäbischen Kartenspiel, das man entweder schnell begreift oder nie versteht. Mehrmals die Woche trifft sich die Männerrunde im „Sozialen Wohnzimmer“, einer Mischung aus Café und Rumpelkammer unweit des Stadtzentrums.

An der giftgrünen Wand lehnt ein Porträt, das Hemingway zeigt, von der Decke hängen goldene Girlanden, hin-

ter einer Glastür verstauben Gläser im Wohnzimmerschrank. Spannenberger stellt die Tüte mit seinen Flaschen am Eingang ab. Alfred Stähle, ein kleiner Mann mit Schnauzbart und Lachfalten, springt von seinem Stuhl auf, schüttelt ihm die Hand. „Eine Cola, wie immer?“

Früher haben die beiden nach dem Fußballtraining gemeinsam gezecht. Heute sind sie gemeinsam trocken. Wenn man den Entzug hinter sich hat, lässt sich leichter über die Exzesse von damals reden. Die Worte, die sich Spannenberger spart, gibt Stähle großzügig aus. „Am Ende ging es nicht mehr um Fußball, sondern nur noch ums Saufen“, sagt er.

Stähle ist Betreiber des „Sozialen Wohnzimmers“ und ehrenamtlicher Suchtberater. Dass Heinz ohne Therapie gegen den Alkohol gesiegt hat: „Respekt“, sagt er. „Dafür braucht man einen starken Willen.“ Spannenberger lächelt mit gesenktem Blick.

Später, auf dem Weg zurück in die Bahnhofskneipe, die ihn anzieht wie ein Magnet, sagt er: „Wenn's die Leute so sagen, wird's auch stimmen.“ Vielleicht ist da doch so etwas wie Stolz in seinen Worten zu hören.

Als es vor fünfzehn Jahren in der Kneipe eine Cola bestellte, nahm die Kellnerin es als Scherz

Am Tresen holt er ein Schachbrett und setzt sich zu einem Freund, Andreas heißt er. Sobald die zwei- und dreißig Figuren stehen, bekommt Spannenberger den Tunnelblick, sein Kopf spielt die nächsten vier möglichen Züge durch. Mit seinen beiden Pferden springt er nach vorn, spielt dann die Läufer frei, um den eigenen König zu sichern. Andreas seufzt, wiegt den Kopf hin und her. Während Spannenberger in Ruhe an seiner Zigarette zieht, beobachtet er jede Bewegung seines Gegners.

Das Spiel, das ohne Worte auskommt, ist Spannenbergers neuer Sport nach dem Fußball. Maximale Konzentration statt maximaler Rausch. Für seinen Schachclub tritt er regelmäßig bei Turnieren an. Zwei Tage dauerte seine längste Partie. Die Spielzüge hat ihm sein Vater beigebracht. Was er im Leben nicht geschafft hat, beherrscht Spannenberger bei diesem Spiel: den nächsten Schritt überlegen, Risiken abwägen, die Lage kontrollieren.

Er zieht seine Dame diagonal über das Feld. Ein gewagtes Manöver. Er weiß, er wird sie jetzt verlieren. Aber er weiß auch, er kann immer noch gewinnen.

Christina Fleischmann, 30, ist freie Journalistin und hat Heinz Spannenberger über zwei Wochen immer wieder begleitet.

taz abo

taz Verlags- und Vertriebs-GmbH, Friedrichstraße 21, 10969 Berlin



Aboprämie: Strom für unterwegs – mit der **taz-Powerbank Bambus**. Wenn man mal eilig aus dem Haus muss, ist man mit unserer Powerbank auf der sicheren Seite. 5.000 mAh Kapazität und Lithium Polymer Batterie. Dualer Output. Beide Ausgänge bieten 5V/1A. Eine LED-Anzeige informiert über die verbleibende Kapazität. Inklusive USB-Ladekabel.

Die taz fürs Wochenende

Zeitung lesen, wenn Sie Zeit haben

Immer schon war die taz mehr als eine Zeitung: radikal unabhängiger und zuverlässig überraschender Journalismus, organisiert als Genossenschaft, getragen von ihren Leserinnen und Lesern.

Ein Abonnement der **taz am Wochenende** kostet nur **15,90 Euro/Monat**. Eine Prämie bekommen Sie für ein unbefristetes Abo mit einer Mindestlaufzeit von einem Jahr. Auslandsabo zzgl. Porto: 1,80 Euro / Ausgabe. (030) 2590 2590 | abomail@taz.de

Abonnieren Sie die taz am Wochenende! taz.de/we



Liebe, Flausch und Candystorm

Robert Habeck hat sich von Twitter verabschiedet. Schade eigentlich, denn da gibt es nicht nur Hass und Häme, sondern auch Anrührendes und Schönes. Die besten Twitter-Geschichten unserer AutorInnen

Anzeige

VERBUNDEN sind wir mit unseren Eltern ein Leben lang. Nur wenn wir ein erwachsenes Verhältnis zu ihnen entwickeln, fühlen wir uns nahe **STATT VERSTRICKT.**

AUCH ALS APP



DAS BEWEGT MICH!
PSYCHOLOGIE HEUTE

PSYCHOLOGIE-HEUTE.DE



Gareth Joswig @garethmetik
Plötzlich war Mau weg. Unsere vierjährige Tochter Ida hat ihr Lieblingskuscheltier im Zug verloren. Als Mau auch eine Woche später nicht in den Fundbüros der Bahn auftauchte und meine Tochter immer untröstlicher wurde, startete ich eine Suchaktion auf Twitter. Viele teilten den Aufruf, nahmen Anteil und halfen suchen. Ergebnis: Die Katze ist zwar immer noch auf Reisen, hat dafür aber Postkarten von unterwegs geschickt, dank zahlreicher User*innen. Gut dreißig Postkarten hat Mau geschickt, aus Sachsen, Bayern, Malta und Paris, selbstgemalte vom Nordpol und aus der Tiefsee. Meine Tochter lässt sich die Karten immer wieder vorlesen – zusammen mit dem neuen Ersatzkuscheltier: Mau-Pünnchen.



Anonym @anonymindertaz
Ich war einmal anonym auf einem taz-Cover zu sehen – besser gesagt: meine Unterhose. Mein Körper Brustabwärts. Es wusste fast niemand davon. Schon gar nicht mein Ex-Freund, der das Cover ein paar Sekunden, nachdem es online war, retweetete. „Super Foto“, schrieb er dazu. Mir gefiel der Gedanke, dass ich halbnackt auf seiner Timeline prangte, ohne dass er es ahnte.



Michael Brake @freelancepolice
„Was machst du gerade?“ Als Twitter noch jung war, stand diese Frage ganz oben auf der Seite und viele nahmen das sehr wörtlich. Als Parodie auf dieses superbanale Tagebuchtwittern programmierte Kathrin Passig im Sommer 2008 den @trottelbot. Ein Parodieaccount, der in onkeligem Office-Humor-Sound Sachen schrieb wie: „Üffchen! Wieder zu Hause.“ „Muss dringend mal was essen. #Hunger“. Dabei bediente er sich aus einer Liste mit vorgefertigten Sätzen, die mehrere Leute, darunter ich, weiter befüllten. Über die Jahre lernte der Trottelbot: uhrzeitgebunden twittern („Ich geh mal am Schlafschnulli nuckeln.“), anderen Usern unverbindliche Antworten geben („Das ist ein interessanter Ansatz“), sogar eine Art Syntax. Wir hatten sehr viel Spaß mit Trotti, sieben Jahre lang und dann – verstummte er. Twitter hatte seine Richtlinien verändert und akzeptierte das Trottelbot-Script nicht länger.



Maike Brülls @MaikeBruell
Ein Sommer vor einigen Jahren. Auch in der letzten Verlosung bekam ich kein Ticket für das #Fusion-Festival. Mehr aus dem Bedürfnis, meiner Betrübnis Luft zu machen, denn aus Hoffnung fragte ich bei Twitter, ob jemand ein Ticket abzugeben hat. Wochenlang nichts. Und dann: eine Antwort. Ob meine Suche noch aktuell sei. Ich antwortete, wir tauschten Konto- und Kontaktdaten aus. Ich überwies das Geld, über 100 Euro, einer mir fremden Person, ließ mein Misstrauen der Menschheit gegenüber beiseite – und wurde nicht enttäuscht. Nach kurzer Zeit war das Ticket da. Twitter hat mir nicht nur eine tolle Zeit auf dem Festival beschert, sondern mir auch das Vertrauen in den Menschen wiedergegeben. Zumindest kurz.



Tobias Schulze @tschlze
Mein schönster Twitter-Moment war, als ich vor Jahren gesehen habe, dass mir Winnie Schäfer folgt. Leider sehe ich gerade, dass er mir nicht mehr folgt.



Philipp Daum @PhDaum
Zwei Wochen vor meinem Flug nach Bali drohte ein Vulkan auszubrechen, der Agung. Es könnte jeden Moment so weit sein: In ein paar Stunden! Eine Frage von Tagen! Nächste Woche! Aber es passierte nichts. Drei Tage vor meinem Flug fand ich auf Twitter einen britischen Vulkanologen: @MikeVolc. Ich schrieb ihm, er antwortete, beruhigte mich. Ich flog, der Vulkan brach sechs Wochen später aus.



Anja Maier @frau_maier
Ich finde es großartig, wie Frauen sich gegenseitig fämen. Also nicht nur Journalistinnen und Politikerinnen, dann ist es nämlich noch viel schöner. Und am allerliebsten habe ich natürlich, wenn jemand so was schreibt wie „Die kluge Frau Maier hat ... geschrieben“. Fühle mich dann zwar heillos überschätzt, aber aufs Wärmste wahrgenommen und gebe diese Wärme gerne zurück und weiter.



Paul Wrusch @powl_b
Vor über drei Jahren hatte ich eine Twitter-Romanze mit dem jetzigen @BILD-Chef Julian Reichelt. Ich schrieb ihm einen öffentlichen Liebesbrief, weil er „mutig, objektiv und sexy“ (dieses #Brusthaar!) für die Pressefreiheit kämpfte. Er schickte mir via Twitter ein sexy Foto von sich: „Für Pauli von taz2“. Mit Herzen! Gut, er bezeichnete mich noch als „traurigen Spießer“ und „Lügner“, aber eigentlich sehnte er sich nach mir. Wie zwei verliebte Teenies stichelten wir uns eine Weile gegenseitig. Seit er so richtig Chef ist, ist das vorbei. Man muss loslassen können.



Doris Akrap @dorisakrap
#FreeDeniz



Markus Kowalski @markuskowalski
#mequeer überwältigt mich. Plötzlich schreiben Freunde und Kollegen, wie sie homophob beleidigt werden. Wie sie Angst haben, öffentlich zu knutschen. Ich erkenne mich wieder. Schäme mich für mein Zögern, mein Erlebnis zu teilen. Soll alle Welt mein Innerstes kennen? Dann doch. Ich tippe, wie ich als Siebtklässler meinen Französischlehrer als „voll schwul“ beleidige, aus Selbsthass. Erst kürzlich entschuldige ich mich. Seitdem liest er mit seinen Schülern einen Roman über Homophobie.



Kersten Augustin @kerstenau
Verzweifelt haben wir nach einem Kitaplatz gesucht. Meine Freundin und ich wollten nicht selbst darüber in der taz berichten, nicht jeden Entwicklungsschritt unseres Sohnes publizistisch begleiten. Aber nachdem wir fast ein Jahr lang, vom Wochenbett bis kurz vor seinem ersten Geburtstag, mit wachsender Verzweiflung etwa 70 Kitas und Tagesmütter abgelaufen und immer noch keinen Platz gefunden hatten, äußerte sich unsere Verzweiflung zumindest in einem Tweet. Und zack: Journalisten von gleich zwei Berliner Lokalzeitungen meldeten sich bei uns, wir sollten traurig in die Kamera schauen und unsere Geschichte erzählen. Haben wir gemacht. Das Jugendumt hat dann reagiert. Heute geht unser Sohn in einen tollen Kitaladen. Vielen Dank, Twitter!



Leonie Gubela @leoniegubela
Als ich neu bei Twitter war, tippte ich wahllos auf Folge-Vorschläge für PolitikerInnen und Promis. Ein paar Stunden später kam eine Push-Meldung: „Peter Altmaier hat Dich erwähnt.“ Ach du Scheiße, Altmaier hat meinen Artikel über Müllvermeidung geteilt, denke ich. Jetzt will er sein Leben umkrempeln und mir dafür danken. Ich öffne die App und lese: „Glückwunsch, @leoniegubela, Sie sind meine 100.000'ste Followerin! Schön, dass Sie da sind, auf ein gutes ‚Twitteinander‘ !!!“ Altmaier wird sein Altpapier wohl weiterhin nicht in der Wurmbox kompostieren. Wenigstens leben wir jetzt in selbigem „Twitteinander“.



Felix Zimmermann @felixzimmermann
Nach Konzerten in der @BerlinPhil nachts noch schnell erste Reaktionen oder Kritiken auf Twitter sichten. Im September, als @BostonSymphony Mahlers 3. spielte. Fantastisch! Immer lesenswert: Rezensionen von Albrecht Selge @hundert11 blog. Toll: In der Mahler-Besprechung klärt er auch über das kuriose Dirigentenpult auf, das in jeder Zaunabteilung jedes Baumarktes stehen könnte. @BostonSymphony hat es immer dabei. Weiß ich jetzt, dank Twitter.



Ulrich Schulte @UlrichSchulte
Ich mag diese Papierkügelchen-Momente. Früher, in der Schule, wenn in einer todlangweiligen Mathestunde jemand mit Spucke geformte Taschentuchfetzen durch die Gegend schnipste. Albern, und genau deshalb prusteten alle los. Heute liefert Twitter diese Miniurlaube im Alltag. Du denkst darüber nach, dass Olaf Scholz Kanzlerkandidat einer 15-Prozent-Partei werden will. Dann postet einer bei Twitter ein montiertes Plakat. Scholz guckt ernst, darüber das SPD-Logo und der Spruch: „Scholz – jetzt ist eh egal“.



Jörn Kabisch
Angezapft

Porter, geschliffen schwarz

Mit Porter ist es wie mit Free Jazz. Nur selten eingängig ist die Biersorte, macht aber nachhaltig Eindruck. Und wenn das Glas mit schwarzer Flüssigkeit vor einem steht, weiß man nie, was kommt: eher harmonischer Bebop oder reiche Dissonanzen wie in der Zwölftonmusik? Die Brauer scheinen hier sehr auf Intuition zu setzen, so komme ich auf den Jazz-Vergleich.

Auch was ein Porter überhaupt sein soll, widersetzt sich heutzutage jedem Definitionsversuch, vor allem im Vergleich zum Stout, diesem anderen so urenglischen Schwarzbier. Es gab Zeiten, da war das Porter dessen leichtere und süffigere Schwester. Heute hat sich die Beziehung umgekehrt: Das Stout hat etwas weniger Alkohol und ist das süßere Bier – in der Regel.

Die Ausnahmen sind so mannigfaltig, dass ich mir sogar diese Erwartungshaltung abzutrainieren versuche. Porter – diese Beschreibung gefällt mir am besten – ist etwas für den intellektuellen Trinker. Und gerade deshalb bin ich immer auf der Suche nach dem typischen und im besten Sinn durchschnittlichen Exemplar: Nach einem Porter, das mir als Benchmark taugt, wenn ich auf irre Improvisation oder geniale Avantgarde treffe. Die Modern-Jazz-Variante sozusagen.

Das Hanseatic Porter von Simian scheint so eins zu sein – harmonisch ausbalanciert, aber mit absichtlich gesetzten Irritationen. Gebraut wird es von einem Engländer: Ian Faulkner hat schon länger einen guten Namen in der Brauerszene und hat sich 2018 in Elmshorn, vor den Toren Hamburgs, selbstständig gemacht. Was mich für sein Porter so einnimmt, sind dessen Malze. Sie stammen von Thomas Fawcett & Sons, einer Mälzerei in West Yorkshire mit 200-jähriger Geschichte, die noch immer auf traditionelle Röstverfahren setzt.

Ein englischer Brauer und englische Zutaten, nicht die schlechtesten Voraussetzungen, denke ich mir. Und habe im Glas tatsächlich ein geschliffenes bitteres Schwarzes. Relativ trocken ist es, „crisp“ wie man auf der Insel sagt, weil die fehlende Süße das Bier kristallfrisch schmecken lässt. Und dann sind da typische Noten von Süßholz und Lakritz; akzentuiert, aber nicht aufdringlich, genau wie es sich für so ein Schwarzbier gehört. Immer wieder meldet sich zudem eine feine Ätherik wie ein kurzes Rauschen im Radio. Ian Faulkner hat amerikanischen Aromahopfen verwendet, das sind die kleinen Irritationen.

Richtig abgefahren kann es das Hanseatic Porter aber auch, man muss es nur eine Spur schneller einschicken: Karamellfarbener, kaffeehafter Schaum entsteht dann, rasierschaumfest und cremig. Ich habe dafür gleich zum Löffel gegriffen – ganz Avantgarde.



Hanseatic Porter, Simian Ales, 6 % vol.

produkttest

Ziemlich durchsichtig

Sie will in allem besser sein. Gesünder, nachhaltiger und dabei genauso lecker wie eine „normale“ Cola – aber eben speziell für Kinder. Ohne Koffein, ohne Farbstoffe, ohne Phosphorsäure, gesüßt nur mit Traubensüße, Bio, vegan. „Glam Cola Kids“ heißt die Limonade, sie kommt aus Berlin-Kreuzberg, und ihr Motto lautet: „Kein Stil. Nur Geschmack.“ Klingt ein bisschen nach Hipster-Werbeagentur, aber da Kinder und Betrunkene die Wahrheit sagen, wird die Cola von einer 10-Jährigen getestet. Erster Kommentar: „Das sieht ja aus wie Wasser.“ Und dann: „Oh, es sprudelt.“ Das tut es sogar ziemlich stark. Die Limo rieche auch wie Cola, meint die Testtrinkerin, „oder eher wie Cola-Wassereis. Sie schmeckt bitter, dann süß, dann wieder bitter.“ Alles in allem: okay.

Auch als Erwachsener merkt man, dass hier ein Versuch unternommen wurde, ein Getränk zu erfinden, das durchsichtig ist, aber trotzdem eine Cola. Aber es ist keine Cola. Denn eine Cola, die nicht aussieht wie Cola, kann gar keine Cola sein. Das wissen die Kids am allerbesten. Und wer etwas Gesundes trinken will, trinkt besser Fruchttete oder Apfelsaftschorle. Sebastian Erb



Foto: Glam Cola



Blick aus dem Restaurant „Gustu“, La Paz
Fotos: Meghan Dhaliwal/NYT/Redux/laif

Carpaccio vom Alligator

In Bolivien wird nun besser gegessen – regionaler. Daran nicht ganz unschuldig ist ein „verrückter Däne“: Der Starkoch Claus Meyer betreibt ein Luxusrestaurant in La Paz

Aus La Paz Knut Henkel

Calacoto gehört zu den mondäneren Stadtvierteln von Boliviens Regierungssitz La Paz. Internationale Organisationen residieren hier, Botschaften, Politiker, gut situierte Unternehmer. Und das Gustu: Ein Luxusrestaurant, 3.279 Meter über dem Meeresspiegel. Höher kann Haute Cuisine kaum kommen.

Von außen betrachtet passt der graue Sichtbetonklotz im Bauhausstil gut in das international anmutende Ambiente von Calacoto, genau wie übrigens auch die Preise. Doch hinter der Fassade sieht es anders aus. „Coca-Cola, Grappa, Whiskey oder Meeresfrüchte werden Sie hier nicht finden“, sagt Restaurant-Managerin Sumaya Prado. „Alle Zutaten sind zu 100 Prozent bolivianisch. Genau wie auch die Einrichtung.“

„Kilómetro Zero“ nennt sich die Philosophie des 2012 eröffneten Gustu. Sie setzt auf lokale Produkte und ausgewählte Produzenten, die fair bezahlt werden. Zurück geht sie auf einen Dänen: Claus Meyer, ein Riesenname in Foodie-Kreisen. Er erfand und popularisierte die brutale lokale „New Nordic Cuisine“ und baute ihr mit dem Noma in Kopenhagen einen Tempel. Es gilt als eines der besten Restaurants der Welt.

Doch das reichte Meyer nicht, sein nächster Plan: Er wollte einem Land den Bezug zu seiner regionalen Küche zurückgeben und suchte sich Bolivien aus, den ärmsten Staat Südamerikas – was, zugegeben, erst mal schwer paternalistisch klingt, aber im Fall des Gustu tatsächlich zu funktionieren scheint. Zum Restaurant gehört eine Stif-



Die Gustu-Köche Marcelo Sainz (r.) und Christian Gutierrez Foto: M. Dhaliwa/NYTNS/laif

Gerade ist sie von einer kulinarischen Recherche zurückgekehrt. Viermal im Jahr stehen diese für das junge Küchenteam – der Altersdurchschnitt liegt bei 25 Jahren – an. Ziel ist es, regionale Kochtechniken und Zutaten zu entdecken: Khawi etwa, eine süße Yamswurzel. Die Papa Walusa, eine aromatische, leicht süßliche Kartoffelsorte. Oder Suchi, ein Süßwasserfisch, der in der Amazonasregion in Bambus gegrillt wird. Garen auf heißen Steinen, in mit Holzkohle angewärmter Erde oder das Dämpfen in Bananenblättern sind weitere traditionelle Techniken.

Bolivien ist groß, erstreckt sich über vier verschiedene Klimazonen von den Anden bis zum Amazonas, 36 Ethnien mit eigener Kultur leben hier. So wird etwa die Küche der Aymara aus dem Hochland der Anden von mehr als 600 Kartoffelsorten und dem Fleisch von Lama und Alpaka dominiert, während man etwas tiefer in Cochabamba, einer Quechua-Region, deutlich mehr Reis, Mais, Süßwasserfisch und Rind isst.

Mit den Erkenntnissen und Produkten der Reisen geht es ins „Gustu Lab“ im zweiten Stock des Restaurants. Taha und ihr Team feilen an Aromen und suchen die optimale Zubereitungsform – was in La Paz eine ganz besondere Herausforderung darstellt. Auf 3.300 Metern Höhe liegt der Siedepunkt von Wasser deutlich niedriger, bei unter 90 Grad, und das wirkt sich auch auf die Garzeiten und -prozesse aus. Nicht nur Nudeln brauchen ein paar Minuten länger.

Einige Wochen später wird dann die Speisekarte im Gustu relaunched. Fünfzig neue Produkte kommen im Jahreschnitt hinzu, wie der Amazonasfisch Pescado Amazónico, der mit einer mit Nüssen garnierten Banane und mit Koriander dekoriert auf den Teller kommt. Lama-Tartar mit einem Hauch von Koka-Butter oder Carpaccio vom Alligator gehören hingegen zu den Klassikern des Gustu. Für den aromatischen Kick sorgt dabei das Angebot von mehr als 1.200 verschiedenen Chilisorten. Die *Aribibi gusano*,

eine grüne, wurmförmige, leicht transparente Schote, zählt zu Marsia Tahas Favoriten.

Prickelnd auf der Zunge zerläuft das Maracuja-Eis, eine Empfehlung von María Eugenia Apaza. Die 24-Jährige arbeitet im Service des Gustu und stammt aus El Alto, einst Vor-, heute Nachbarort von La Paz und zudem eine der ärmsten und am rasantesten wachsenden Städte der Welt. Gutes Essen hat Apaza bei ihrer Mutter, einer Marktfrau, schätzen gelernt, sich im Gustu vorgestellt und dort ihre Ausbildung absolviert, 30 Monate lang, trotz kleiner Tochter. Um die kümmerte sich ihre Mutter, denn für María Apaza ist das Restaurant ein Sprungbrett in eine andere Welt. Sie träumt davon, ihre Ausbildung in Spanien und Frankreich zu komplettieren – durchaus realistisch, ist das Gustu doch zur Referenz geworden. Regelmäßig taucht es in einer der diversen Listen der besten 20, 30, 50 Restaurants Lateinamerikas auf.

Dass die Bolivianer langsam begreifen, das Eigene zu schätzen, hängt sicherlich auch mit der Wahl von Evo Morales, dem ersten indigenen Präsidenten des Landes, im Jahr 2006 zusammen. Die gesellschaftliche Akzeptanz der indigenen Kultur wächst seitdem, wie die traditionelle Kleidung der bolivianischen Frauen mit Pollera – Faltenrock – und Bombín, einem markanten Bollerhut, zeigt. Oder die nationalen Weine von den Andenhängen in Tarija.

Die Weine stehen auch im Gustu auf der Karte, neben einem Gin aus der Amazonasregion. Demnächst könnte ein Whisky auf Quinoa-Basis hinzukommen. Für Marsia Taha ein Beleg des kulinarischen Wandels, der vielleicht vom Gustu mit angestoßen wurde, sich aber an vielen Stellen zeigt. „In den Garküchen auf der Straße, in zahlreichen neuen Restaurants – es wird besser gegessen in Bolivien“, sagt die Köchin. „Weshalb dafür erst ein verrückter Däne nach Bolivien kommen muss, ist eine andere Frage“, sagt Managerin Sumaya Prado und lächelt.



Das taz lab Team 2019 von links nach rechts: Malaika Rivuzumwami, Mareike Barmeyer, Nora Strassmann, Torben Becker, Jan Feddersen, Vincent Bruckmann, Manuel Schubert, Cindy Adjei, Dominik Hokamp, Susanne Ruwwe, Willi Vogelpohl, Miriam Schaptke und Ann-Kathrin Liedtke Foto: Stefanie Loos

Wir sprechen über Europa!

Die Zeitung „taz“ macht einmal im Jahr das „taz lab“.
Das „taz lab“ ist eine große Veranstaltung mit spannenden Gesprächen und Vorträgen.
Zu der Veranstaltung kommen viele Menschen.
Zum Beispiel Politiker, Journalisten und Fachleute.
Sie sprechen über aktuelle und wichtige Themen.

Das Thema in diesem Jahr lautet Europa.
Denn im Mai gibt es in Europa wichtige Wahlen.
Es gibt Wahlen in der ganzen Europäischen Union, kurz EU.
EU-Bürger aller EU-Länder können dabei ihre Stimme abgeben.
Man nennt diese Wahlen Europa-Wahlen.

Wer wird bei den Europa-Wahlen gewählt?
Die EU-Bürger wählen die Mitglieder vom Europäischen Parlament.
Das Europäische Parlament hat wichtige Aufgaben in der EU.
Es prüft und genehmigt zum Beispiel Gesetze.

Auf dem „taz lab“ sprechen wir viel über Europa-Politik.
Wir wollen dabei gute Antworten finden.
Zum Beispiel auf diese Fragen:

- Welche Politik soll es in Europa geben?
- Wie wollen die Menschen in Europa leben?
- Wie geht man gemeinsam mit Problemen um?

Aktuell hat die EU einige Probleme.
Beim „taz lab“ sprechen wir auch darüber.
Zum Beispiel über diese 2 Probleme:

1. Rechte Parteien werden in der EU immer stärker.
Immer mehr EU-Bürger wählen rechte Parteien.
Rechte Parteien fordern zum Beispiel eine strenge Flüchtlings-Politik.
Viele rechte Parteien wollen die Länder-Grenzen schließen.
Dann können vielleicht weniger Flüchtlinge nach Europa kommen.

Beim taz lab wird gefragt:

Wieso werden rechte Parteien stärker?
Was kann man dagegen tun?

2. Großbritannien ist seit 46 Jahren EU-Mitglied.
Nun will das Land aus der EU austreten.
Aktuell verhandelt die EU mit Großbritannien über den Austritt.
Beim taz lab wird gefragt:
Warum verlässt Großbritannien die EU?
Wollen bald noch mehr Länder die EU verlassen?

Diese Probleme machen klar:
Die EU ist **nicht** perfekt.
Und vielleicht wird die EU **nie** perfekt sein.
Aber die Mitglieder der EU setzen sich immer noch für wichtige Ideen ein:

- Frieden in Europa
- Zusammenarbeit der Länder
- offene Grenzen
- eine gleichberechtigte Gesellschaft
- alle EU-Bürger können arbeiten und leben, wo sie möchten

Die EU bedeutet Sicherheit für viele Menschen, auch für Menschen außerhalb der EU.
Andere Länder wollen Teil der EU werden.
Viele Menschen suchen Zuflucht in der EU.
Beim „taz lab“ sprechen wir deshalb darüber, wie man diese Ideen noch besser umsetzen kann.

Sie haben Meinungen oder Ideen zum Thema Europa?
Oder wollen Sie sich informieren?
Kommen Sie zum „taz lab“!

Wann? Am 6. April 2019, ab 08.30 Uhr

Wo? Im und um das taz-Haus, Friedrichstraße 21, 10969 Berlin

Eintritts-Karten gibt es hier: tazlab.de/tickets

Bei **Fragen zur Barrierefreiheit** melden Sie sich bitte hier: 030 25 90 21 42 oder beim Infostand beim taz lab



Ein Text von: taz leicht
Prüfung von: capito Berlin, Büro für barrierefreie Information
Im Internet gibt es **den ganzen Text unter: taz.de/leicht**

Unsere ersten Gäste!

Wir freuen uns auf altbekannte und auf neue Gesichter

Unsere illustre Gästeliste nimmt Gestalt an, und wir sind jetzt einfach mal so frei und teilen unsere ersten Leckerbissen mit Ihnen. Wir dürfen vorstellen: einen taz-lab-Dauegast, von dem wir einfach nicht genug bekommen können; eine Aktivist*innenikone; und eine junge Europäerin, die mit ihren Mitstreiter*innen die EU reformieren will. Bis zum 6. April kommen noch zahlreiche Schmankerln dazu. Wir halten Sie auf dem Laufenden, auf dieser Seite und online.

Harald Welzer ist Soziologe und Sozialpsychologe. Weil es ihm bei uns so gut gefällt, ist er auch dieses Jahr wieder dabei. Er ist Herausgeber der Zeitschrift *taz.Futurzwei*, einer vierteljährlich erscheinenden Zeitschrift für Politik und Zukunft.

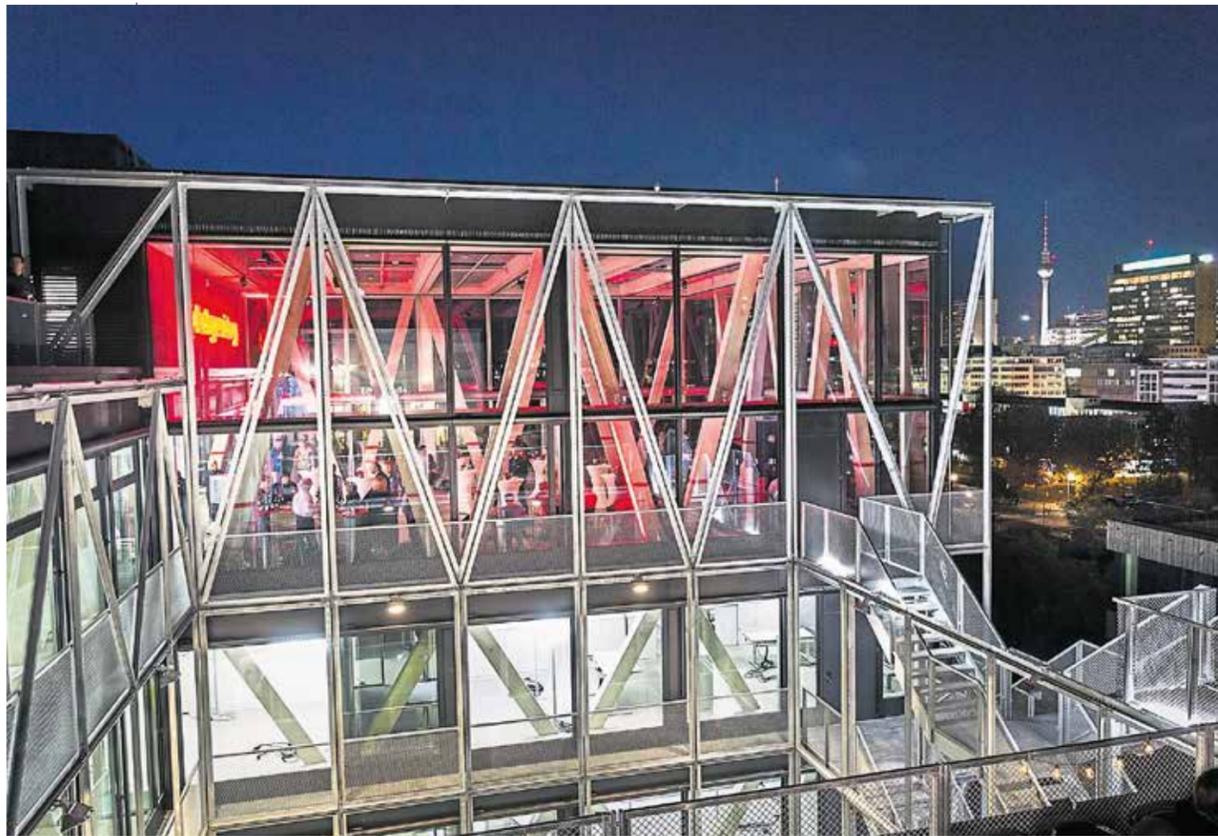
Lisa Fithian (siehe Foto) ist eine US-amerikanische politische Aktivistin, die sich seit den 1970er Jahren national und international engagiert. Sie hat schon mehr als hundert Demonstrationen gegen soziale Missstände mitorganisiert. Vor drei Jahren nahm Fithian über Skype am Kongress teil, dieses Jahr dürfen Sie sie live und in Farbe erleben.

Katja Sinko leitet die Kampagne „The European Moment“. Sie engagiert sich mit ihren Mitstreiter*innen für ein soziales und vereintes Europa. Sie will europäische Austauschprogramme für Azubis und ein Europa, von dem städtische und ländliche Regionen profitieren. Wie sie das anstellen will? Auf dem taz lab werden Sie es erfahren.

Cindy Adjei



Foto: Rick Reinhard



Grelle Lichter in schrillen Zeiten: Im taz Haus wird die Zukunft Europas diskutiert
Foto: Karsten Thielker

Der alljährliche Kongress der taz wird am 6. April zum ersten Mal an der Friedrichstraße stattfinden, im neuen Haus, in neuen Räumen. Eine Ortsbegehung

Unter Nachbar*innen



Von **Dominik Hokamp** und **Nora Strassmann**

Mit dem frischen Umzug der taz verschiebt sich auch die Spielstätte des diesjährigen Kongresses der taz in das neue Haus an der Friedrichstraße. Ausgewählte Räume des Neubaus sowie wenige Schritte entfernte Säle unserer Nachbar*innen

sind die Gefilde, wo das taz lab dieses Jahr gastieren wird.

Zum zweiten Mal nicht im Haus der Kulturen der Welt, dafür wird es nun etwas entzerrter, luftiger und moderner. Statt der malerischen, aber doch etwas abgeschiedenen Idylle des Tiergartens geht es nun in die Nähe des historischen Zeitungsviertels Berlin, mit der U-Bahn fußläufig erreichbar, mehr Orte und mehr Kapazität. Hier wird sich das taz lab mit den Herausforderungen

und Chancen Europas auseinanderzusetzen.

In der Spätphase der Weimarer Republik entstanden weit über hundert Zeitungen und Zeitschriften in Berlin, viele davon im heutigen Quartier rund um den Besselpark. Auch die innerdeutsche Grenze verlief nicht weit von den Schauplätzen des diesjährigen taz lab. Die Gegend südlich vom Checkpoint Charlie gehört bis heute zu den ärmsten der Stadt: bis auf den Axel-Springer-Verlag hatten alle Medienbetriebe die Umgebung verlassen. 1989 zog die taz zurück in die Sichtweite des Lieblingsfeindbilds und des Fernsehturms.

Dort, wo seit 30 Jahren die historische Berliner Mitte wieder zusammenwächst, entsteht ein dynamisches und kreatives Viertel: Zwischen Behindertenwerkstätten, Künstler*innenateliers, Galerien, Start-ups und Berufsbildungsprojekten findet das taz lab in diesem Jahr an gleich fünf Veranstaltungsorten rund um das neue Haus der taz statt.

Am 6. April werden der Konferenzraum, wo das Herz der taz schlägt, die taz Kantine sowie das schöne, verglaste taz Panorama bespielt. Wer heute von diesem erhabenen Aussichtspunkt einen Blick auf die kahlen Bäume des Besselparks wirft, wird sich das Treiben am großen Tag kaum vorstellen können. Rund um die mysteriöse Skulptur „Tilted Donut Wedge with

Two Balls“ vom Künstler Fletcher Benton (zu Deutsch: „Geteilter Donut mit zwei Bällen“) werden Foodtrucks und Infostände um die Gunst der Besucher*innen werben. Zu den Klängen einer ungarischen Blaskapelle sind die Gäste zum Verweilen – hoffentlich in lauer Aprilsonne – eingeladen. Auch das ist neu am diesjährigen taz lab: ein weitläufiger Außenraum zum Diskutieren, Beinevertreten oder nur zum Quatschen.

Untergebracht in einem unscheinbaren grauen Haus mit langgezogener Fensterfassade sind mit dem Forum Factory und dem Game Science Center zwei weitere Veranstaltungsorte des taz lab. Als direkte Nachbar*innen haben sie inhaltlich nicht viel miteinander zu tun: Die Forum Factory führt regelmäßig große Events durch, ab und zu steigt ein Abiball, während sich das Game Science Center dem Versuch verschrieben hat, Menschen einen einfachen Zugang zur digitalen Welt und Spaß am Spiel zu ermöglichen.

Direkt neben dem taz Haus stehen im Gebäude von Frizz23 drei helle Räume mit Parkblick zur Verfügung. Etwas weiter, nahe dem Jüdischen Museum, werden wir drei Räume in den Projekträumen feldfünf im Metropolenhaus bespielen.

Eine neue Raumaufteilung, mehr Platz nicht nur für Ideen, sondern auch für Menschen – das taz lab 2019 wird anders, aber mindestens genauso gut wie immer.

Endlich wieder taz lab! Alle Informationen rund um den taz Kongress 2019

Wann?
Das elfte taz lab findet am Samstag, den 6. April 2019 statt. Wie immer geht es um 8.30 Uhr los bis spät.

Wo?
Im neuen Haus der taz in der Friedrichstraße 21 in Berlin und in der näheren Umgebung (siehe Karte oben).

Was?
Mit Blick auf die Europawahl im kommenden Jahr beschäftigen wir uns mit allem rund um das Thema Europa.

Was noch?
Zahlreiche Gespräche, Diskussionen, Vorträge und Workshops. Außerdem gibt es wie immer eine Party, diverse Extras und eine Kinderbetreuung.

Mit wem?
Wen sollten wir unbedingt einladen? Worüber wollen Sie diskutieren? Was sollte auf keinen Fall fehlen? Schreiben Sie uns an tazlab@taz.de.

Wie?
Alle Infos rund um den

Kongress finden Sie in den nächsten Wochen auf dieser Seite, auf tazlab.de und auf unseren Social-Media-Kanälen. Folgen Sie uns auch auf Facebook, Twitter und Instagram.

Tickets
Die Eintrittskarten können Sie online unter tazlab.de/tickets erwerben, verschickt werde die Tickets ab Ende Januar. Ab diesem Zeitpunkt können die Eintrittskarten auch ganz analog in der

taz Kantine in der Friedrichstraße 21 in 10961 Berlin erstanden werden. Der Normalpreis liegt bei 40 Euro pro Ticket. Wer er sich leisten kann, zahlt den politischen Preis von 60 Euro, um auch anderen die Teilnahme zu ermöglichen. Denn wer mit wenig Geld auskommen muss, kauft ein Ticket für 20 Euro.

Womit anreisen?
Zum Beispiel mit der Bahn. Für 109,80 Euro (2.Klasse) hin und zurück

von jedem Bahnhof in Deutschland nach Berlin. Mehr dazu auf tazlab.de.

Jetzt sind Sie gefragt:
Was bedeutet Europa für Sie? Wir wollen es wissen. Schicken Sie uns ein Foto mit einer kurzen Erklärung bis zum 15. März 2019 und gewinnen Sie 2x2 taz-lab-Tickets für das diesjährige taz lab. Fotos an tazlab@taz.de

Am 6. April 2019 im neuen taz-Haus und näherer Umgebung.
Die Tickets kosten 40, 60 oder 20 Euro. Eintrittskarten unter tazlab.de/tickets.

- ARD**
- 8.15 neuneinhalb
 - 8.25 Die Pfefferkörner
 - 9.55 Giraffe, Erdmännchen & Co.
 - 11.30 Quarks
 - 12.05 In aller Freundschaft – Die jungen Ärzte
 - 13.00 Da, wo die Freundschaft zählt
 - 14.30 Meine Tochter und der Millionär
 - 16.00 W wie Wissen
 - 16.30 Spaniens kalte Heimat
 - 17.00 Tagesschau
 - 17.10 Brisant
 - 18.05 Mord mit Aussicht: Tod eines Roadies, D 2014
 - 18.55 Mord mit Aussicht: Sophie kommt doch all. D 2014
 - 20.00 Tagesschau
 - 20.15 Schlagerchampions – Das große Fest der Besten
 - 23.30 Tagesthemen
 - 23.55 The Expendables. Actionfilm, USA 2010. Regie: Sylvester Stallone
 - 1.25 Shanghai. Spionage-thriller, USA/CHN 2010
- ZDF**
- 8.00 1, 2 oder 3
 - 8.25 Lassie
 - 8.55 Bibi Blocksberg
 - 9.20 Bibi und Tina
 - 10.15 Sport extra Wintersport
 - 18.00 Handball: Weltmeisterschaft
 - 20.15 Wilsberg: Gottes Werk und Satans Kohle. D 2018
 - 21.45 Der Kriminalist: Hochrisiko. D 2017
 - 22.45 heute-journal
 - 23.00 Das aktuelle Sportstudio
 - 0.05 In the Electric Mist – Mord in Louisiana. Thriller, USA/F 2009. Regie: Bertrand Tavernier
- RTL**
- 12.45 Der Blaulicht-Report
 - 14.45 Die Superhändler – 4 Räume, 1 Deal
 - 17.45 Best of ...!
 - 18.45 RTL aktuell
 - 19.05 Life – Menschen, Momente, Geschichten
 - 20.15 Deutschland sucht den Superstar
 - 22.15 Ich bin ein Star – Holt mich hier raus!
 - 0.00 Ich bin ein Star – Holt mich hier raus! Die Stunde danach
 - 1.05 Deutschland sucht den Superstar
- SAT.1**
- 12.15 Auf Streife
 - 15.00 Auf Streife – Die Spezialisten
 - 19.00 Grenzenlos – Die Welt entdecken
 - 19.55 Sat.1 Nachrichten
 - 20.15 Fluch der Karibik 2. Piratenfilm, USA 2006
 - 23.20 Troja. Historienfilm, USA/M/GB 2004
 - 2.15 Ong bak 2. Actionfilm, THA 2008
- Pro 7**
- 12.20 Die Simpsons
 - 15.40 Two and a Half Men
 - 17.00 taff weekend
 - 18.00 Newtime
 - 18.10 The Big Bang Theory
 - 19.05 Galileo
 - 20.15 Der Knastcoach. Komödie, USA 2015
 - 22.20 American Football
- K.I.K.A**
- 7.35 Au Schwarte! – Die Abenteuer von Ringel, Entje und Hörnchen
 - 8.00 Sesamstraße

tagestipp samstag

Stand Neil Armstrong wirklich auf dem Mond? William Karel versucht in dieser Mockumentary zu beweisen, dass Stanley Kubrick die Mondlandung inszeniert hat

„Kubrick, Nixon und der Mann im Mond“, 22.55 Uhr, Arte



Foto: Arte

8.20 lauch, Iimmy, lauch!

8.40 Q Pootle 5

9.05 Doozers

9.25 T'Choupi et Doudou

9.40 Ene Mene Bu – und dran bist du

9.50 Dschungelbuch-Safari

10.05 OLI's Wilde Welt – Auf dem Bauernhof

10.20 SingAlarm

10.35 TanzAlarm

10.45 Tigerenten-Club

11.45 Schmatzo – Kochen mit WOW

12.00 Sherazade – Geschichten aus 1001 Nacht

14.00 Code M. Familienthm, NL 2015. Regie: Dennis Bots. Mit Nina Wyss, Senna Borsato

15.25 Pound Puppies – Der Pfotenclub

16.15 Garfield

16.55 Checkpoint

17.20 Leider lustig

17.45 Timster

18.05 'Snowsnaps' Winterspiele

18.15 Heidi

18.35 Weißt du eigentlich, wie lieb ich dich hab? – Die Abenteuer des kleinen Hasen

18.50 Unser Sandmännchen

- 19.00 Die Abenteuer des jungen Marco Polo – Reise nach Madagaskar
- 19.25 Checker Tobi
- 19.50 logol! Die Welt und ich
- 20.00 Erde am Zukunft
- 20.10 Schrott or Not?
- ARTE**
- 7.40 X.enius
 - 8.05 Stadt Land Kunst Spezial
 - 8.45 360° – Geo Reportage
 - 10.50 Zu Tisch ...
 - 11.15 Die Ostküste der USA
 - 14.15 Auf der Suche nach dem alten Russland
 - 15.45 Rasputin – Mord am Zarenhof
 - 16.35 Stadt Land Kunst Spezial
 - 17.15 Arte Reportage
 - 18.10 Mit offenen Karten
 - 18.25 360° – Geo Reportage
 - 19.10 Arte Journal
 - 19.30 Die Mystik der Derwische
 - 20.15 Mensch und Mond
 - 22.55 Kubrick, Nixon und der Mann im Mond
 - 23.50 Square Idee
 - 0.15 Kurzschluss
 - 1.10 Kryto
 - 1.40 Arte Journal
- 3SAT**
- 19.00 Kaminer Inside: Semperoper
 - 19.45 Jewgeni Kissin – Das Comeback einer Pianisten-Legende
 - 20.00 Tagesschau
 - 20.15 Anna Netrebko singt „Aida“
 - 22.00 Oper – L'Opéra de Paris
 - 23.45 Die Windsbraut. Filmbiografie, GB/D/A 2001
 - 1.20 lebens.art
 - 2.20 Das aktuelle Sportstudio
- BAYERN**
- 18.30 Rundschau
 - 19.00 Gut zu wissen
 - 19.30 Kunst & Krempel
 - 20.00 Tagesschau
 - 20.15 Madame Bäuerin
 - 21.55 Rundschau Magazin
 - 22.10 Einmal leben
 - 23.40 Einmal Bauernhof und zurück
 - 1.10 Noch einmal zwanzig sein ...
 - 2.40 Frei Schnauze – Das Tiermagazin
 - 2.50 Die Karibik
- SWR**
- 18.05 Die SWR-Reportage
 - 18.15 Landesart
 - 18.45 Stadt – Land – Quiz
 - 19.30 SWR Aktuell Rheinland-Pfalz
 - 20.00 Tagesschau
 - 20.15 Nordlichter – Menschen im Winter
 - 21.50 Zwei überm Berg
 - 23.15 Aus lauter Liebe zu dir
 - 0.45 Die Heimkehr
- HESSEN**
- 18.15 maintower weekend
 - 18.45 3 Zimmer, Küche, Date
 - 19.30 hessenschau
 - 20.00 Tagesschau
 - 20.15 Wunderschön!
 - 21.45 Oma ist verknallt
 - 23.15 Rentnercop: Keine ruhige Minute. D 2015
 - 0.00 Polizeiruf 110: Der Fall Lisa Murnau. DDR 1971
 - 1.10 Privatdetektiv Frank Kross: Kopf der Kleopatza. D 1972
 - 1.35 Rentnercop: Keine ruhige Minute. D 2015
 - 2.20 Marcello Marcello. Komödie, CH/D 2008. Regie: Denis Rabaglia. Mit Francesco Misticelli, Elena Cucci
- WDR**
- 18.15 Der Vorkoster
 - 18.45 Aktuelle Stunde
 - 19.30 Lokalzeit
 - 20.00 Tagesschau
 - 20.15 Tatort: Tod und Spiele. D 2018
 - 21.45 Wolfsland – Ewig Dein
 - 23.10 Wolfsland – Tief im Wald
 - 0.40 Tatort: Tod und Spiele. D 2018
 - 2.10 Wolfsland – Ewig Dein
 - 3.40 Wolfsland – Tief im Wald
- NDR**
- 18.00 Nordtour
 - 18.45 DAS!
 - 19.30 Ländermagazine
 - 20.00 Tagesschau
 - 20.15 Der Klügste Norddeutsche
 - 22.15 Die NDR-Quizshow
 - 23.15 Mary Roos – Aufrecht geh'n
 - 0.45 Rate mal, wie alt ich bin
 - 1.35 Quizduell
 - 2.30 Die Tagesschau vor 20 Jahren
 - 2.45 Hallo Niedersachsen
 - 3.15 Nordmagazin
 - 3.45 Schleswig-Holstein Magazin
- RBB**
- 18.00 rbb UM6 – Das Ländermagazin
 - 18.30 Die rbb-Reporter
 - 19.00 Heimatjournal
 - 19.30 Abendschau
 - 20.00 Tagesschau
 - 20.15 Die Heiland – Wir sind Anwalt
 - 21.00 Die Heiland – Wir sind Anwalt
 - 21.50 rbb24
 - 22.05 Das große Kleinkunstfestival 2018
 - 22.50 Schandfleck – Der Usedom-Krimi
- MDR**
- 18.00 Heute im Osten
 - 18.15 Unterwegs in Thüringen
 - 19.00 MDR Regional
 - 19.30 MDR aktuell
 - 19.50 Quickie
 - 20.15 Tatort
 - 21.45 Polizeiruf 110: Dunkler Sommer. D 2006
 - 23.15 Hilfe, meine Tochter heiratet
 - 0.45 Cloud Atlas. Science-Fiction-Film, D/USA/HK/SGP 2012. Regie: Tom Tykwer, Lana Wachowski, Lilly Wachowski. Mit Tom Hanks, Halle Berry
 - 3.25 Brisant
- PHOENIX**
- 13.00 phoenix plus
 - 14.15 Deutschland von oben
 - 16.30 Wildes Deutschland
 - 17.15 Auf der Fahrt des Verbrechens
 - 19.30 ZDF-History
 - 20.00 Tagesschau
 - 20.15 Die geheime Welt der Raubtiere
 - 21.00 Die geheime Welt der Raubtiere
 - 21.45 Die geheime Welt der Raubtiere
 - 22.30 Die geheime Welt der Raubtiere
 - 23.15 ZDF-History
 - 0.00 Gewaltfrieden: Die Legende vom Dolchstoß und der Vertrag von Versailles

Jörn Kruse
Der Wochenendkrimi

Wo in Wien eine Waffe ist, ist schnell auch eine Leiche

Die Politik da oben gegen uns einfache Beamte da unten. Die hochnäsige, wir anpackende. Die korrupt, wir gut und edel. Ja, es ist kein ganz frisches Thema, das der „Tatort“ aus Wien an diesem Sonntag behandelt.

Immerhin: Man kauft Bibi Fellner (Adele Neuhauser) und Moritz Eisner (Harald Krassnitzer) diese Rollen tatsächlich ab, wenn sie einen bald 38 Jahre alten (realen) Fall aufrollen. Damals, am 9. Oktober 1981, starb der frühere österreichische Verteidigungsminister Karl Lütgendorf. Die offizielle Version: Suizid. Doch es gab und gibt viele unbeantwortete Fragen: Wa-

rum hat der Rechtshänder Lütgendorf die Waffe in der linken Hand gehabt? Warum hat er sich durch den geschlossenen Mund in den Kopf geschossen? Warum war die Tür des Autos, in dem er gefunden wurde, offen? Und: War Lütgendorf in illegale Waffengeschäfte verwickelt und wollte ihn ein alter Geschäftspartner aus dem Weg räumen?

Waffen: das zweite Thema dieses „Tatorts“. Schon in der Einstiegssequenz, einer Kamerafahrt auf den Grund des Sees, wo ein Auto liegt, Scheinwerfer an, eine Leiche auf dem Fahrersitz, eine Waffe an die Hand geklebt, da spricht Moritz Eisner als Erzähler aus dem Off: „Ich trag eine Waffe am Gürtel, aber Waffen können nicht darüber entscheiden, was richtig und was falsch ist auf dieser Welt.“

Da hat der Moritz recht. Und dieser Krimi zeigt das: Wo eine Waffe ist, ist schnell auch eine Leiche. Die Tote auf dem Grund des Wolfgangsees war eine Journalistin, die dem Fall Lütgendorf hinterherrecherchiert hat. Und schnell steht bei Eisner und Fellner eine Frau aus der Generaldirektion für Innere Sicherheit auf der Matte: Ab jetzt bitte laufend Bericht erstatten, ja? Danke.

Und natürlich, je mehr die beiden ErmittlerInnen in dem alten Dreck wühlen, staubige Akten durchforsten (von denen



Sollen sich nicht in Dinge der Inneren Sicherheit einmischen: Eisner (Harald Krassnitzer) und Fellner (Adele Neuhauser)
Foto: Cult Film/ ORF/ARD

es im Archiv auffällig wenige gibt), desto wütender und bockiger werden die da oben. Für sie steht fest, wie die Ermittlungen ausgehen sollen. „Alles im Dienste der Sicherheit unseres Staates“, sagen sie. Ja? Danke.

Dazwischen der Ernstl (Hubert Kramar), der Chef von Fellner und Eisner: „Ihr müsst leiser treten. Lasst's etwas Wasser die Donau hinunterfließen und dann werden wir schon sehen.“

Tun sie natürlich nicht. Sie machen weiter. Noch mal der Erzähler Eisner vom Anfang des Films: „Was die so genannten Guten tun, ist nicht gut für uns alle. Ob es schlecht ist, sieht man oft erst, wenn es zu spät ist. Meistens erst, wenn jemand längst seine Waffe gezogen hat, um damit eine Entscheidung zu treffen.“

Wien-„Tatort“: „Wahre Lügen“, So., 20.15 Uhr, ARD

- ARD**
- 8.05 Die Pfefferkörner
 - 9.30 Die Sendung mit der Maus
 - 10.03 Das Märchen vom Schlaraffenland
 - 11.00 Das singende, klingende Bäumchen
 - 12.03 Presseclub
 - 12.45 Europamagazin
 - 13.15 Tagesschau
 - 13.30 Der Traum vom Süden
 - 15.00 Ich heirate meine Frau
 - 16.30 Serengeti
 - 17.15 Tagesschau
 - 17.30 Jenny und die vergessenen Roma-Kinder
 - 18.00 Sportschau
 - 18.30 Bericht aus Berlin
 - 18.50 Lindenstraße
 - 19.20 Weltspiegel
 - 20.00 Tagesschau
 - 20.15 Wien-Tatort: Wahre Lügen. A 2018
 - 21.45 Landkrimi
 - 23.15 Tagesthemen
 - 23.35 ttt – titel, thesen, temperamente
 - 0.05 Alles inklusive. Komödie, D 2014. Regie: Doris Dörrie. Mit Hannelore Elsner, Nadja Uhl
- ZDF**
- 8.10 Find me in Paris – Tanz durch die Zeit
 - 8.35 Löwenzahn
 - 9.03 sonntags
 - 9.30 Evangelischer Gottesdienst
 - 10.15 Sport extra Wintersport
 - 10.10 heute
 - 17.10 Sportreportage
 - 18.00 ZDF-Reportage
 - 18.30 Terra Xpress
 - 19.00 heute
 - 19.10 Berlin direkt
 - 19.30 Terra X
 - 20.15 Katie Forde: Wachgeküsst
 - 21.45 heute-journal
- 22.00 Inspector Barnaby: Streicheln und töten. GB 2017
- 23.30 ZDF-History
- 0.20 Inspector Barnaby: Streicheln und töten. GB 2017
- 1.50 Terra X
- RTL**
- 13.45 Deutschland sucht den Superstar
 - 15.40 Comeback oder weg?
 - 16.45 Explosiv – Weekend
 - 18.45 RTL aktuell
 - 19.05 Schwiegertochter gesucht
 - 20.15 Dirty Dancing. Tanzfilm, USA 1987
 - 22.10 Ich bin ein Star – Holt mich hier raus!
 - 2.40 Die Superhändler – 4 Räume, 1 Deal
- SAT.1**
- 12.45 Fußball: Hallenturnier – Telekom Cup
 - 17.45 Hochzeit auf den ersten Blick – Das Jubiläum
 - 19.55 Sat.1 Nachrichten
 - 20.15 Dancing on Ice
 - 22.55 Mord mit Ansage – Die Krimi-Impro Show
 - 23.50 Dancing on Ice
 - 2.15 Auf Streife – Die Spezialisten
- Pro 7**
- 12.25 Gregs Tagebuch – Von Idioten umzingelt! Komödie, USA/GB 2010
 - 14.05 Der Knastcoach. Komödie, USA 2015
 - 15.50 Thor. Fantasyfilm, USA 2011. Regie: Kenneth Branagh
 - 17.55 Newtime
 - 18.05 Galileo 360°
 - 19.05 Galileo
 - 20.15 Tarzan. Abenteuerfilm, USA/GB/CDN 2016
 - 22.30 American Football

tagestipp sonntag

2007 kauft Jonathan Pang den Ex-Militärflughafen von Parchim bei Schwerin. Er will ihn zum Drehkreuz für den internationalen Luftverkehr machen – und scheitert. Woran, zeigt die Doku.

„Parchim International“, 22.45 Uhr, MDR



Foto: Neue Visionen/MDR

K.I.K.A

- 7.45 Rowdy & Zwick
- 8.20 Timster
- 8.35 Stark!
- 8.50 neuneinhalb
- 9.00 Checker Can
- 9.25 Paula und die wilden Tiere
- 9.50 Meine Freundin Conni
- 10.15 JoNaLu – Mäuseabenteurer zum Mitmachen
- 10.40 Siebenstein
- 11.05 Löwenzahn
- 11.30 Die Sendung mit der Maus
- 12.00 Allerleirauh

13.00 Yakari

13.45 Der kleine Eisbär: Besuch vom Südpol

14.55 'Snowsnaps' Winterspiele

15.05 Allesamt zusammen

15.55 Das Haustiernest

16.20 Schau in meine Welt!

16.50 Peter Pan – Neue Abenteuer

17.35 1, 2 oder 3

18.05 'Snowsnaps' Winterspiele

18.15 Heidi

18.35 Weißt du eigentlich, wie lieb ich dich hab? – Die Abenteuer des kleinen Hasen

- 18.50 Unser Sandmännchen
- 19.00 Die Abenteuer des jungen Marco Polo – Reise nach Madagaskar
- 19.25 pur+
- 19.50 logol! Die Welt und ich
- 20.00 Ki.Ka Live
- 20.10 Trio
- ARTE**
- 8.00 Kinder entlang der Seidenstraße
 - 8.20 Blickpunkt Junior
 - 8.45 Schau in meine Welt!
 - 9.10 Alles im Wandel
 - 9.20 Arte Junior Magazin
 - 9.35 Zu zweit ist es leichter
 - 10.55 Vox Pop
 - 11.45 Israel – Der Norden
 - 12.30 Israel – Der Süden
 - 13.15 Guédelon: Wir bauen uns eine Burg
 - 14.45 Sakrale Bauwerke
 - 16.20 Gauquin – Ich bin ein Wilder
 - 17.15 Die Tanzschüler der Pariser Oper ... 5 Jahre später
 - 17.45 Aus der Verbotenen Stadt Peking
 - 18.25 Zu Tisch ...
 - 18.55 Karambolage
 - 19.10 Arte Journal
 - 19.30 360° – Geo Reportage
 - 20.15 October Sky. Filmbiografie, USA 1999. Regie: Joe Johnston. Mit Jake Gyllenhaal, Laura Dern
 - 21.55 So sind die Tage und der Mond. Tragikomödie. F 1990. Regie: Claude Lelouch. Mit Gérard Lanvin, Patrick Chesnais
 - 23.50 Frau im Mond. Stummfilm, D 1929
- 3SAT**
- 19.00 heute
 - 19.10 NZZ Format
 - 19.40 Schätze der Welt – Erbe der Menschheit
- BAYERN**
- 18.30 Rundschau
 - 18.45 Bergauf, bergab
 - 19.15 Unter unserem Himmel
 - 20.00 Tagesschau
 - 20.15 Chiemgauer Volkstheater
 - 21.45 Blickpunkt Sport
 - 22.45 Rundschau Magazin
 - 23.00 Grünwald Freitags-comedy
 - 23.45 Heidelberger Romanze. Liebesfilm, D 1951. Regie: Paul Verhoeven. Mit O.W. Fischer, Liselotte Pulver
 - 1.20 Schuhbecks
- SWR**
- 18.05 Hierzuland
 - 18.15 Ich trage einen großen Namen
 - 18.45 Bekannt im Land
 - 19.15 Die Fallers – Die SWR Schwarzwaldserie
 - 19.45 SWR Aktuell Rheinland-Pfalz
 - 20.00 Tagesschau
 - 20.15 Höllental – Schicksals-schlucht
 - 21.45 Flutlicht
 - 22.30 Binger Comedy Nights
 - 22.50 Best of Mathias Richling 2018
 - 23.20 Der Nächste, bitte! Romantikkomödie, F 2012. Regie: Pascal Chaumeil. Mit Diane Kruger, Dany Boon
 - 0.55 Das Beste aus „Verstehen Sie Spaß?“
- HESSEN**
- 18.30 Hessen-Reporter
 - 19.00 Herkules
 - 19.30 hessenschau
 - 20.00 Tagesschau
 - 20.15 Giraffe, Erdmännchen & Co. XL
 - 21.45 Das große Hessenquiz
 - 22.30 Dings vom Dach
 - 23.15 strassen stars
 - 23.45 Jede Antwort zählt
 - 0.30 Ich trage einen großen Namen
 - 1.00 Alle 28 Tage
 - 2.30 In aller Freundschaft
 - 3.15 In aller Freundschaft – Die jungen Ärzte
- WDR**
- 18.15 Tiere suchen ein Zuhause
 - 19.10 Aktuelle Stunde
 - 19.30 Westpol
 - 20.00 Tagesschau
 - 20.15 Schöne Guts- und Herrenhäuser, die Sie kennen sollten
 - 21.45 Die NDR-Quizshow
 - 22.30 Die Superpauker
 - 23.30 Gold. Western, D/CDN 2013. Regie: Thomas Arslan. Mit Nina Hoss, Marko Mandic
 - 1.05 Rainer Sass: So isst der Norden!
 - 1.35 NDR Talk Show
 - 3.50 Die NDR-Quizshow
- RBB**
- 18.00 rbb UM6 – Das Ländermagazin
 - 18.30 Tier zuliebe – Die Reportage
 - 19.00 Wilde Berliner
 - 19.30 Abendschau
 - 20.00 Tagesschau
 - 20.15 Gefragt – Gejagt
 - 21.45 rbb24
 - 22.00 Sechs Tage Eiszeit – Der Katastrophewinter 1978/79
 - 23.30 Der Todesflug der IL 62
 - 0.15 Kowalski & Schmidt
 - 0.45 Weltspiegel
- MDR**
- 18.05 In aller Freundschaft
 - 18.52 Unser Sandmännchen
 - 19.00 MDR Regional
 - 19.30 MDR aktuell
 - 19.50 Kripo live
 - 20.15 Der Auf-Schneider – Aufstieg und Fall eines deutschen Baulöwen
 - 21.45 MDR aktuell
 - 22.00 Wern gehört der Osten?
 - 22.45 Parchim International
 - 0.15 Kripo live
- PHOENIX**
- 12.00 Presseclub
 - 12.45 Presseclub – nachgefragt
 - 13.00 forum demokratie
 - 14.00 Gewaltfrieden: Die Legende vom Dolchstoß und der Vertrag von Versailles
 - 17.00 Die geheime Welt der Raubtiere
 - 20.00 Tagesschau
 - 20.15 Spaniens wilder Norden
 - 21.45 Rodeo in Brasilien
 - 23.00 Der Haischützer von Fernando de Noronha
 - 23.15 Menschen hautnah
 - 0.00 forum demokratie
 - 1.00 Spaniens wilder Norden
 - 2.30 ZDF-History

„Rabenmutter? Was soll das sein?“

In keinem anderen öffentlich-rechtlichen Sender sind so viele Frauen in Führungspositionen wie beim Rundfunk Berlin Brandenburg (RBB). Mit dafür verantwortlich ist Sylvie Deléglise, die Personalchefin des Hauses

Von Anne Fromm

taz am wochenende: Frau Deléglise, laut einer Studie des Vereins Pro Quote Medien arbeiten beim RBB so viele Frauen in Führungspositionen wie in keiner anderen öffentlich-rechtlichen Anstalt: 54 Prozent der Leitungsposten sind mit Frauen besetzt. Wie haben Sie das geschafft?

Sylvie Deléglise: In erster Linie, weil unsere Intendantin Dagmar Reim [die den RBB von 2003 bis Juni 2016 führte; Anm. d. Red.] und ihre Nachfolgerin Patricia Schlesinger, sich früh und klar zur Frauenförderung bekannt haben. Dass wir nun so viele Frauen in Führungspositionen haben, hat nichts damit zu tun, dass wir ein öffentlich-rechtlicher Sender sind. Das können andere Unternehmen genauso schaffen.

Wie denn? Was konkret tun Sie beim RBB dafür?

Wichtig ist, dass Frauenförderung keine Floskel ist, die auf irgendwelchen Papieren steht. Sie muss gelebt werden. Wir haben unsere Ziele in mehreren Plänen festgehalten und evaluieren alle zwei Jahre, was wir geschafft haben und wo es Handlungsbedarf gibt. Es gibt nicht den einen Weg, man muss flexibel auf jede Frau und überhaupt jeden Menschen in einer Führungsposition eingehen. Konkret bedeutet das bei uns: Wir bieten flexible Arbeitszeitmodelle an, ermöglichen Teilzeit, Jobsharing und Heimarbeit, Ferienbetreuung für die Schulkinder unserer MitarbeiterInnen in den Sommerferien, und wir kooperieren mit jeweils einer Kita in Potsdam und Berlin, in der unsere MitarbeiterInnen bevorzugt Plätze bekommen. Für kurzfristige Betreuungsgänge haben wir Eltern-Kind-Zimmer im Sender.

Haben Sie ein Beispiel, wo Sie in letzter Zeit flexibel auf die Bedürfnisse einer Frau reagiert haben?

Die Leiterin einer Nachrichtensendung bekam ihr drittes Kind, kurz nachdem sie die Position übernommen hatte. Weil ihr Mann auch flexibel arbeitet, konnten die beiden sich aufteilen. Sie war morgens hier im RBB, um die Sendung für den

Abend anzuschauen. Dann ging sie nach Hause, kümmerte sich um die Kinder und kam später wieder, um die Sendung zu betreuen. Das zu ermöglichen setzt voraus, dass sie der Frau vertrauen und dass sie Hierarchien neu denken. Wir müssen weg von der Vorstellung, dass ein Chef immer ansprechbar ist, als Erster kommt und als Letzter geht. In der Zeit, in der diese Kollegin ihre Kinder betreute, gab es eine Stellvertretung oder andere KollegInnen, die Entscheidungen treffen konnten.

Wieso braucht es überhaupt mehr Chefinnen?

Das erleichtert die Zusammenarbeit. Die Teams sind ausgeglichener, man lernt mehr voneinander wenn die Teams diverser sind. Ich bin ein großer Fan von gemischten Teams.

Oft heißt es, Frauen wollen keine Führung übernehmen. Erleben Sie das?

Das würde ich nicht so stehen lassen. Frauen wollen. Aber sie können nicht immer. Wer im Job

Frauen wollen führen. Aber sie können nicht immer. Unsere Aufgabe ist es, ihnen das zu ermöglichen

Führung übernimmt, der muss oft im Privaten etwas aufgeben oder sich umorganisieren. Da ist das Unternehmen gefragt, der Frau zu helfen. Wichtig ist, dass die Geschäftsleitung dazu steht und Frauenförderung selbstverständlich in die Unternehmenskultur eingeht. Dazu braucht es Frauen und Männer auf der mittleren Führungsebene, die ebenfalls davon überzeugt sind, Frauen zu fördern. Und es braucht die Frauen selbst, die bereit sind, ihr Privatleben umzuorganisieren, und das auch signalisieren. Dann überlegen wir, wie wir der Frau helfen können.

Wie gehen Sie vor, wenn Sie eine Frau befördern wollen?



Hilfreich, um Frauen für Führungspositionen zu begeistern: Heimarbeit ermöglichen Foto: Mint Images/plainpicture

Wir fragen die Frau, was sie braucht. Nehmen wir an, sie ist zu dem Zeitpunkt noch in Elternzeit, will den Job, will ihn aber erst nach Ende der Elternzeit antreten. Dann besprechen wir das mit dem oder der direkten Vorgesetzten oder in der Personalabteilung und versuchen, das zu ermöglichen. Oder wenn eine Frau im ersten Jahr nur Teilzeit arbeiten will, dann fragen wir sie: Willst du eine gleichberechtigte Teilzeitkollegin oder einen gleichberechtigten Kollegen, also Jobsharing, oder willst du eine andere personelle Unterstützung? Wir schauen also, was wir tun können, wenn es passt. Und in der Regel passt es immer. Man muss es nur wollen.

Gibt es solche Wünsche auch von Männern?

Ja. Wir machen da keinen Unterschied. Wir versuchen sogar Männer zu ermuntern, Elternzeit zu nehmen, und zwar mehr als die zwei Monate, die viele nur nehmen. Der einzige Punkt, an dem wir zwischen Männern und Frauen unterscheiden, ist bei der Besetzung von Stellen.

Wie gehen Sie mit Männern um, die sich darüber beschweren, dass sie im Sender nichts werden können, weil vor allem Frauen gefördert werden?

Dann sagen wir: Das stimmt nicht. Es gibt ein Anforderungsprofil, wir suchen den oder die

Beste. Erst wenn es in einem Bereich zu wenige Frauen gibt und wir zwei Bewerber haben, die gleich gut sind, erst dann bekommt die Frau die Position. Wir haben in der Regel transparente Bewerbungsverfahren: Wir schreiben fast jede Führungsposition aus, für jedes Bewerbungsgespräch haben wir einen strukturierten Fragenkatalog. Wenn sich die Führungskraft dann für einen Bewerber entscheidet, muss sie das ganz genau begründen.

Ein weiteres Vorurteil lautet: Frauen trauen sich nicht. Die ehemalige RBB-Intendantin Dagmar Reim hat im taz-Interview gesagt, das erlebe sie auch in ihrem Sender. Würden Sie das bestätigen?

Ja. Wir merken das nicht nur bei Jobbesetzungen, sondern auch bei Gehaltsverhandlungen. Frauen geben sich viel eher zufrieden, Männer sind hartnäckiger. Wenn Frauen sich eine bestimmte Position nicht zutrauen, versuchen wir, herauszufinden, woran das liegt. Wenn es mit dem Job an sich zu tun hat, dann akzeptieren wir ihre Entscheidung. Aber wenn sie glaubt, das privat nicht zu schaffen oder sich noch nicht fit genug zu fühlen, ist es wichtig, dass wir ihr entgegenkommen und ihr Vertrauen schenken.

Aber auch Ihr entgegenkommen hat doch sicher Grenzen? Was ist mit der Alleinerziehenden, die täglich ihre Kinder von der Kita abholen muss und ihr Privatleben schwer umorganisieren kann?

Das stimmt, das ist schwierig. Deshalb müssen wir Wege finden, diese Frau dennoch zu unterstützen. Wir können ihr zum Beispiel anbieten, ab und zu von zu Hause aus zu arbeiten. Wenn die Frau trotzdem ablehnt, werden wir sie nicht zwingen.

Wie häufig kommt es vor, dass Männer sagen: Ich schaffe das privat nicht?

So gut wie nie. Aber was uns freut, ist, dass hier beim RBB auch Frauen das immer seltener sagen, weil sie wissen, dass wir viel tun.

Dass Männer seltener Rücksicht auf ihr Privatleben nehmen, zeigt ja, dass der Wandel, den es braucht, um mehr Führungspositionen mit Frauen zu besetzen, in erster Linie im Privaten stattfinden muss. Inwiefern kann ein Unternehmen dabei überhaupt helfen?

Ein Unternehmen allein kann es nicht. Aber wenn viele Unternehmen flexibel und mutig sind, hilft das schon. Es hilft zum Beispiel auch dabei, Frauen zu zeigen, dass es keine Schande ist, wenn sie drei Monate nach der Geburt ihres Kindes wie-

der arbeitet. Nehmen wir den Begriff „Rabenmutter“: Ich als Französin habe lange nicht verstanden, was er bedeutet. Diese Vorstellung von der bösen Mutter, die arbeitet und ihre Kinder vernachlässigt, gibt es in Frankreich nicht. Wenn es irgendwann eine Selbstverständlichkeit sein sollte, dass eine Frau, die will, drei bis vier Monaten nach der Geburt wieder arbeitet, dann haben wir viel geschafft. Und wenn es selbstverständlich wird, dass auch Männer öfter sagen: „Ich muss heute um 16 Uhr gehen und meine Kinder von der Kita abholen“, dann haben wir auch viel geschafft. Um dahin zu kommen, braucht es eine Mischung aus Akteuren: den Staat, die Unternehmen und die Familien. Aber wir sind da noch am Anfang.



Foto: Stefan Wieland/RBB

Sylvie Deléglise

55 Jahre alt, in Frankreich geboren, studierte Jura in Frankreich und Deutschland, seit 1995 beim RBB (damals SFB), leitet seit 2008 die Personalabteilung.

taz reisen
in die Zivilgesellschaft

Foto: Gerhard Haupt / Pat Binder

alle 31 taz-Reisen 2019 im Internet: www.taz.de/tazreisen

TAZ-STÄDTEREISEN 2019

Gruppenreisen für Individualist*innen in Begleitung von taz-Korespondent*innen

Kreative Initiativen gegen die Wirtschaftskrise

ATHEN mit Rodothea Seralidou und Alexander Theodoridis
13. bis 19. April / 14. bis 20. September,
ab 990 € (DZ/HP/ohne Anreise)

Die schönste und die interessanteste Stadt Irans

ISFAHAN / TEHERAN
mit Thomas Hartmann und Arman Hosseinpour
8. bis 17. Juni, ab 2.380 € (DZ/VP/Flug)

Hauptstadt der Ukraine und Hafenstadt am Schwarzen Meer

KIEW / ODESSA
mit Bernhard Clasen
10. bis 18. August, ab 1.550 € (DZ/HP/Flug)

Buenos Aires – Mendoza – im Bus über die Anden – Valparaiso

BUENOS AIRES / SANTIAGO DE CHILE mit Jürgen Vogt
4. bis 18. Oktober, ab 3.490 € (DZ/HP/Flug)

Treffen mit Bürgerrechtsgruppen im Reiche Putins

MOSKAU
mit Bernhard Clasen in Kooperation mit K. H. Donath
5. bis 11. Oktober, ab 1.260 € (DZ/HP/ohne Anreise)

Hauptstädte Spaniens und Kataloniens mit Ausflug nach Toledo

MADRID/BARCELONA
mit Reiner Wandler
19. bis 27. Oktober, ab 1.490 € (DZ/HP/ohne Anreise)

Alle Infos (Programm, Preise und Leistungen, Reiseveranstalter etc.) zu den taz-Reisen unter:
www.taz.de/tazreisen oder unter Telefon (0 30) 2 59 02-1 17



In Douz beginnt die Wüste und eine Vielzahl von Wüstentouren
Foto: Stephanie Keith/Lumix/getty images

Unerhörte Stille, frustrierende Leere

Die tunesische Wüste ist an manchen Stellen ein großer Spielplatz, ein Sandkasten für TouristInnen. Was die Besucher an der Wüste lieben, die Stille, die Leere, das Nichts, treibt Jugendliche aus der Provinz in die Verzweigung und ins Ausland

Von Edith Kresta

Hammed kennt sich aus in der Wüste. Er kennt die Spuren, die Gefahren, die Verstecke. Zum Beispiel das Versteck des Skorpions. Er dreht Stein um Stein um. Schließlich hat er ihn, einen grünen Skorpion. Demonstrativ küsst er das starre Tier. „Jetzt im Winter schlafen die Skorpione“, meint unser Held und verschwindet zum Kofferraum, kommt zurück und tut so, als lege er den Skorpion wieder unter den Stein. Tatsächlich hat er ihn in eine leere Zigarettenschachtel gesteckt. Sein Gag fürs Wüstencamp. Er wird damit den anderen Fahrern eine Zigarette anbieten. Greifen sie zu, schläft da der Skorpion.

Hammed, der eher einem kleinwüchsigen rumänischen Bauern als einem hochgewachsenen, bei Touristinnen begehrten Wüstensohn im kunstvoll um den Kopf geschlungenen Baumwollschal gleicht, ist in der Wüste aufgewachsen und bis zu seinem 17. Lebensjahr mit seinem Clan durch das Dünenmeer gezogen. Lesen und schreiben hat er erst später gelernt. Heute fährt er Touristen im Jeep durch die tunesische Sahara. Welches Leben ihm besser gefalle? Er überlegt kurz. „Von heute aus gesehen das Leben in der Wüste“, antwortet er.

Wir befinden uns etwa 100 Kilometer von der algerischen und 200 Kilometer von der libyschen Grenze entfernt. Flache Steinwüste wechselt ab mit ge-

schwungen Dünen, vereinzelt ragt Grün aus dem Sand. „Dieses Jahr hat es viel geregnet“, sagt Hammed. Wir fahren vorbei am Jebel Nationalpark. Die Gazellen hier sollen sich wieder ungestört vermehren. Araber vom Golf lieben das freizügige Tunesien und die Jagd auf die zarten Tiere. Und überhaupt: Die viel gerühmte Stille der Wüste ist jetzt in der Hochsaison gestört.

Pinkelpause am Café du Parc. Eine liebevoll eingerichtete Bretterbude mit Veranda und gedeckten Tischen zwei Autostunden ohne Straße vom nächsten Ort entfernt. Davor stehen Geländewagen, Motorräder, Quads. Die tunesische Wüste ist an manchen Stellen ein großer Spielplatz, ein Sandkasten für TouristInnen. Wir treffen athletische Biker aus Slowenien, Outdoor-gestylte Wüstenwanderer aus Deutschland, sich selbst fotografierende Bloggerinnen, schöne Instagramerinnen, italienische Wüsten-Rallye-Fahrer, tunesische Musikliebhaber, die wie wir zum Musikfest ins Camp Mars fahren. Die Angst vor Anschlägen, vor bewaffnetem Gesindel hier in der Grenzregion Wüste hat sich gelegt. Das Militär sei überall, betont Hammed. Er muss es wissen, sein Sohn arbeitet dort.

Im Camp Mars

Zwischen hohen Dünen stehen ungefähr 30 weiße Zelte. Die Zelte sind mit Teppichen ausgelegt. Ein bequemes Doppelbett und überzogene Decken

schützen vor der nächtlichen Kälte. Durch einen Vorhang abgetrennt die Toilette. Sie hat kein Wasser, dafür Sägespäne und entfernbare Plastiksäcke. Im großen Hauptzelt ist das Restaurant. Hier gibt es beste tunesische Küche mit regionalem Einschlag: Das Dromedargulasch schmeckt vorzüglich, der Rotwein macht den strahlenden Sternenhimmel abends beim Lagerfeuer noch schöner.

Riadh Mnif und seine Frau Cécilia Mnif haben das Camp mitten in der Wüste aufgebaut. Weil

das aus Tunis stammende gut situierte Ehepaar „die Wüste liebt“, wie Cécilia versichert. Inzwischen sind sie bekannt bei Wüstenfans, auch den Einheimischen. Es ist voll geworden im Camp. Am Folgetag veranstaltet Mnif zum vierten Mal das Festival „Musique & Silence“ (Musik und Stille). Es spielt ein Ensemble des in Tunesien bekannten Musikers Riadh Fehri aus Tunis.

Das Camp macht mit solchen Events von sich reden. Cécilia bezeichnet ihr Projekt als sozial und nachhaltig, auch wenn der

Wüstenrummel nicht sonderlich ökologisch scheint. Sozial und ökologisch war die Auflage für einen Entwicklungskredit. Und vor allem: Das Projekt soll Arbeitsplätze in der Region schaffen.

Auf den hohen Dünen hinter dem Camp ist Highlife. Die Instagramerinnen, die das tunesische Fremdenverkehrsamt hierhergebracht hat, um mit ihrer Schönheit die Schönheit der Wüste hervorzuheben, posten im rosarot leuchtenden Sonnenuntergang mit knieho-

hen Stiefeln zu knappen Shorts. Eine Gruppe Spanier fährt Sandboard von den hohen Dünen. Andere lassen sich mit lautem Geschrei den Sand herunterrollen, während ein Fahrer halbsbrecherischer die fast senkrechten Dünen im Jeep nimmt. Ein ganzer Kerl.

„Seit der Revolution 2010 und 2011 kamen kaum noch Touristen, aber 2018 war wieder ein gutes Jahr für uns“, sagt Mohammed, der das Café Tem-bain unterhalb des gleichnamigen Berges nicht weit vom Camp Mars betreibt. Von Oktober bis Mai lebt er hier als Einsiedler. Bei ihm treffen sich die Fahrer der Jeeps, nutzen seine Steckdose, die dank einem Solarpanel erschöpfende Akkus lädt. Und sie finden hier mitten in der Wüste die einzige Stelle, wo ihr Handy manchmal Empfang hat.

Nichts als Moscheen

Der 48-jährige drahtige Mohammed bietet Tee an. Dank dem Musikfestival ist heute Hochbetrieb, die Gäste des Camp Mars spazieren über die Dünenlandschaft zu ihm. „Ich verkaufe Essen, auch Benzin oder helfe, wenn jemand eine Panne hat“, erzählt er in fließendem Deutsch. Gelernt hat er die Sprache als Kellner auf der Insel Djerba, bevor er das Wüstencafé betrieb.

Mehdi Bousnina, ein 33-jähriger Tunesier, wundert sich über den Deutsch sprechenden Einsiedler. Er trinkt mit Freunden Tee bei Mohammed und wohnt



Auf dem Marktplatz von Douz Foto: Stephanie Keith/Lumix/getty images

im Camp. Abends beim Lagerfeuer kommen wir dort ins Gespräch. Mehdi kommt aus Tunesien. Er ist das erste Mal hier. Wir bewundern den Sternenhimmel, und Mehdi lobt die Freiheit. „Ich war ein Jahr verheiratet und bin wieder glücklich geschieden“, sagt er strahlend. „In Tunesien muss man immer noch heiraten, um von der Familie unabhängig zu werden. Das war ein Fehler.“

Mehdi arbeitet bei der Hilfsorganisation Oxfam als Monitoring and Evaluations Officer. „Zuvor habe ich bei einem Investitionsfonds gearbeitet, aber ich sehe viele Schwächen bei den großen NGOs, die nach der Revolution in großer Zahl das Land befrieden wollen. Die Projekte werden ausgeschrieben, um die Geldgeber zu überzeugen, sie korrespondieren nicht mit den tatsächlichen Bedürfnissen vor Ort. Am Schluss des Projekts machen sie einen Bericht über dessen Nutzen, dann sind sie wieder weg.“

Harsche Kritik an der Hilfe, die Tunesien nach der Revolution im Januar 2011 vor allem von Organisationen aus dem Westen erhalten hat. Die europäischen oder amerikanischen Finanzierer hätten keine Leidenschaft, behauptet Mehdi. „Aus meiner Erfahrung muss ich sagen: Ich habe nicht ein fremdfinanziertes Projekt in Tunesien erlebt, das nach der Finanzierung unabhängig weiter funktioniert hat.“

Eine Sternschnuppe fällt vom wolkenlosen Himmel und noch eine, unzählige Sternschnuppen. Was wünscht sich Mehdi, welche Vorstellungen hat er?

„Es gibt ein Projekt, das mir gefällt. Ein Bauer bringt Arbeitslosen die Bienenzucht bei. Theoretisch und praktisch. Danach gibt er ihnen Bienenstöcke. Ihre erste Ernte geben sie dem Bauern, um die Ausbildung und die Bienenstöcke zu bezahlen. Die zweite Ernte gehört ihnen. Der Bauer hat Kontakt zu Märkten, hilft beim Verkauf. Das ist nachhaltig. Überhaupt müssten viel mehr Kooperativen gefördert werden. Tunesien ist nicht Afghanistan. Hier gibt es Potenzial.“

Ob er verstehe, dass 40 Prozent der Jugendlichen gern auswandern würden?

„Ja und nein. Ich lebe in Tunesien und genieße viele Vorteile“, sagt er. Die Lebensqualität sei dort viel höher als in den Regionen. „Aber ich kenne durch meine Arbeit ganz Tunesien: Man kann nicht in den Regionen leben. Es gibt nur Moscheen. Ehrlich, wenn irgendetwas gebaut wird, dann ist es eine Moschee. Es gibt nichts für Jugendli-

che: kein Sportplatz, keine Treffs, kein Transport, keine Unterhaltung, keine Kultur. Also wenn du als junger Mensch in der Provinz lebst, bist du verloren, mit oder ohne Arbeit. Dabei wissen die jungen Leute durch das Internet, dass es anderswo besser ist. Sie fragen sich, warum lebe ich in diesem Loch, dieser Leere.“

Der Macher

Am nächsten Morgen verlassen wir das Camp. Hammed fährt uns sicher über Bodenwellen und Sandverwehungen nach Douz. Über den Verbleib des grünen Skorpions schweigt er sich beharrlich aus. Douz ist eine Kleinstadt mit circa 30.000 Einwohnern. Die Stadt lebt vom Wüstentourismus und dem Geschäft mit Datteln, die jetzt im Winter frisch geerntet überall an

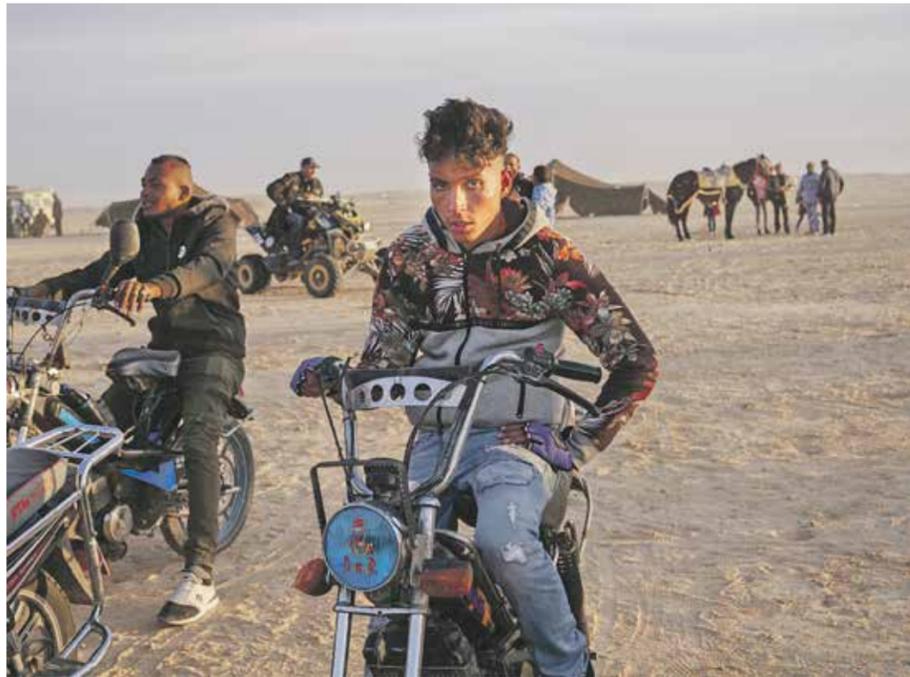
ihren Stielen hängen. Auf dem Markt schlendern Touristen durch die Arkaden, wo handgemachte Schuhe, Ledertaschen, gewebte Teppiche angeboten werden. Hier hat Abdelmajid Belhaj Ibrahim, 36, sein Kulturcafé.

„Ich habe in Algerien Übersetzung studiert, doch nach dem Studium gab es für mich keine Perspektive. Ich wollte aber in meiner Heimatstadt Douz bleiben“, erzählt er. Dann sei ihm die Idee mit dem Kulturcafé gekommen. Das Café ist voll. In der Ecke steht eine Vitrine voller Bücher, vor allem über die Wüste und Tunesien. „Ein Bibliothekar hat mir einen Teil davon vermacht“, sagt Abdelmajid. Es liegen internationale Zeitschriften aus, die Besucher zurückgelassen haben. „Die Leute sollen hierherkom-

men und lesen. Manchmal organisiert ich Filmveranstaltungen, aber es fehlt mir an Equipment. Zurzeit fehlt der Projektor.“

Die Bank habe ihm kein Darlehen geben wollen, aber Freunde und Bekannte hätten ihm die Einrichtung gespendet. „Es in Tunesien zu etwas zu bringen ist nicht leicht“, sagt Abdelmajid. „Aber ich mache weiter.“ Er ist motiviert, überzeugt von seiner Idee.

Auch bei Abdelmajid sitzen heute nur Männer. Und Frauen? „Frauen gehen hier normalerweise nicht in Cafés, aber das soll sich ändern. Eine Journalistin aus Douz hat bereits den Anfang gemacht und besucht mein Café jeden Tag. Sie sitzt immer hier hinten beim Tresen.“ Abdelmajid versucht diese Leere zu füllen.



Die tunesische Wüste ist teilweise ein großer Spielplatz
Foto: Stephanie Keith/Lumix/getty images

In der Wüste

Das Land

Am 14. Januar jährt sich die Vertreibung des Alleinherrschers Ben Ali von 2011. Es war die Initialzündung für mehr Demokratie in vielen arabischen Ländern. Tunesien gilt weiterhin als einzig funktionierende arabische Demokratie. Doch die stagnierende Wirtschaft, der Frust der Jugendlichen vor allem in der Provinz, hohe Arbeitslosigkeit und anhaltende Korruption bedrohen die Entwicklung. Die Selbstverbrennung eines Journalisten im Landesinneren hat im Dezember neue Proteste ausgelöst. Für den 14. Januar, den achten Jahrestag der Revolution, rief die tunesische Journalistengewerkschaft SNJT zu einem Generalstreik auf.

Das Camp

Der Tourismus in die tunesische Sahara ist wieder im Aufwind. Mitten in der tunesischen Wüste, zwei Stunden von Douz entfernt, liegt das Luxuscamp

Camp Mars, geeignet für Wüstenwanderungen.
<https://camp-mars.com/>

Das Café

Auf dem Markt von Douz unter den Arkaden befindet sich das Kulturcafé von Abdelmajid Belhaj Ibrahim, Tel. 0 02 16-20-69 27 66

Die Pension

Wer den touristischen Strukturen, die den Tunesien-Tourismus dominieren, entkommen will, dem sei als Unterkunft in Douz das Hotel du 20 Mars empfohlen. Die einfachen Zimmer liegen um einen Innenhof. Das Hotel hat eine eigene Agentur für Wüstentouren. Rue du 20 Mars, Tel. 0 02 16-75-47 02 69, hotel20mars@planet.tn

Die Reise wurde unterstützt vom Fremdenverkehrsamt Tunesien, www.discovertunisia.com

reisen

andere reisen

POLARLICHTERREISE ----- Finnland
----- thewhiteblue.de

eis + schnee

Skitourenwoche im Engadin, 16.-23. März 2019, für geübte Tourenfahrer*innen, die bis zu 1200 Höhenmeter aufsteigen, Abfahrten in steilem Gelände schätzen und herrliche Gipfelansichten genießen möchten. **Ferien- und Bildungszentrum SALECINA, Maloja, Schweiz.** ☎0041 81 824 32 39, www.salecina.ch

frankreich

Pyrenäen: Tageswanderungen von festem Standort, Hüttentrekking oder Familiencamp; ☎ 0241-99120815, www.engels-wandern.de

Provence FH, b. St.Rémy
www.provence-ferienhaus.fr ☎ 02504/2367
u. ☎ 0033/432610964

FRÜHLING IN SÜDFRANKREICH: Zimmer & großzügige FeWo im alten Gutshaus, entspannte Atmosphäre, Park, Pool & Boules, Frühstück auf der Terrasse, süd-

Winterurlaub aktiv & entspannt
Norwegen / Gålå 3.-15.3.2019

www.unterwegs.eu • Tel. 05 31 - 34 74 27

franz. Küche & beste Weine... HP ab 55 €
Neue Website:
www.auberge-du-cedre.com

griechenland

Idyllische Ferienhäuser - Griechenland - Für Individualisten - www.traganitsa.gr

Ferien für Geist und Herz für Kultur-Musik-Natur-Begeisterte im „Garten der Museen“ direkt am Strand (Familien, Individualisten, kreative Gruppen, Kursleiter) am Golf von Korinth mitten im Dorf inkl. Konzertflügel, Klaviere, Cello, Bühnen uvm.! 4000qm Obstgarten (frei pflücken), 1 u. 2 Zi.Whg., Mitwirken möglich!
www.idyllion.eu ☎ 00 30 210 3461034

großbritannien

London Kl. Wohnung südl. Brixton, Altbau, hell & gemütlich, sehr gute Bus- &

Bahnbindung. Für Nichtflieger.
www.londonwohnung.de,
☎ 0221/5102484

polen

Masuren und mehr erleben: Rad-, Kanu-, Wander- und Naturreisen in Polen und im Baltikum. Fordern Sie unseren Katalog an!
in **naTOURa Reisen**, ☎0551 - 504 65 71, www.innatoura.de

rest der welt

Ayoubowan - Sri Lanka Hotel Haus am Meer - Wilde Ananas direkt am Meer in Habaraduwa info@wilde-ananas.de
www.wilde-ananas.holiday Neel Adventures ist der Spezialist für individuelle und erlebnisreiche Sri Lanka Reisen.
www.neel-adventures.com

„Israel und Palästina - über die Erinnerung in die Zukunft“ Noch Plätze frei!
Politische Bildungsreise des IAK e.V. nach Israel vom 28.4. bis 5.5.2019 Wir treffen verschiedene Akteure & Organisationen der israelischen wie auch palästinensischen Seite, hören Betroffene, Aktivist*innen, Wissenschaftler*innen und gewinnen so ein komplexes Bild der Situation. **Mehr unter:**
<https://www.iak-net.de/israel-2019/>

toskana

Toskana Nähe Meer. Kleiner Biohof, weiter Blick, Stille, Bibliothek, Klavier, Pferde, Kinderpadias www.toskana-biohof.de

usa

Charming Brooklyn B&B EZ ab \$99 DZ ab \$159 NY 11217 Regina Manske 16 Ft Greene Pl ☎0017188349253 remanski@earthlink.net

skireisen/skitouren

Skilanglaufreisen in Skandinavien
Viele Reisetage von Weihnachten bis Ostern, Unterkunft in Hütten oder Hotel, Luxusfahrten ab Kiel. Schneesi-

cher und viele Loipen - günstige Preise.
www.die-vagabunden.de Prog. unter ☎ 0 43 52 - 95 68 695

schweden

Schwedenhaus im Sommer zu vermieten: Großes Rasengrundstück mit vielen Apfelbäumen, eine halbe Stunde zur Ostsee inmitten des smaländischen Seengebiets, 10 Schlafplätze, 2 Badezimmer + Sauna, große und vorzüglich eingerichtete Küche, Wohnzimmer, Satelliten-TV, DVD und CD-Spieler, Spülmaschine, 2 Fahrräder, Gartenmobiliar + Grill.
Wochenpreis: 950 Euro + Stromkosten. Frei noch bis 29. Juni, zwischen dem 13. und 27. Juli sowie vom 24. bis 31. August.
Infos unter ☎0170 290 77 40



Franz Lerchenmüller
Ich meld mich

Reisetipps fürs Herz der Finsternis

angjährige LeserInnen beklagen gelegentlich das Fehlen praktischer Lebenshilfe an dieser Stelle. Deshalb ab sofort dahingelauderte Reise-Ratschläge aus dem Nähkästchen. Zu Beginn: Nützliches bei Tropenreisen. Ich bin, und Sie müssen jetzt ganz tapfer sein, liebe Funktionsklamotten-Provider, oberbekleidungstechnisch in den Tropen nur mit Leinenhemden unterwegs. Die Kolonialisten hatten nicht in allem unrecht: Sie wussten wohl, dass in heißen Gegenden nichts besser kühlt und weniger Geruch aufnimmt als der alte Knitterstoff.

Waschen allerdings lassen sie sich schlecht. Ohne Bügeleisen erinnern sie hinterher an die Gesichter besagter Kolonialisten, wenn sie nachts zuvor beim Gin wieder einmal ihr Schicksal im Herzen der Finsternis beweint hatten: wie der Faltenwurf eines zusammengeknüllten Plisseerocks nach zwei Wochen Wäschebeutel. Ich leiste mir deshalb den Luxus, für jeden Reisetag ein Hemd einzupacken. Gewicht spare ich beim Kulturbeutel: Zahnpasta und Shampoo in Portionsgrößen. Rasiercreme in fast ausgedrückten Tuben. Dazu Minirasierpinsel, wie man sie nur noch in Bürostgeschäften in den obskuren Hinterhöfen kleiner spanischer Städte findet. Das genügt. Manchmal sehe ich im Geist eine Reinigungsfrau im Hotel vor mir, wie sie mitleidig mein kleines Necessaire betrachtet und überlegt, mir 2, 3 Euro von ihrem Trinkgeld zu spendieren für ein paar Spritzer Aftershave.

Schuhe? Zwei Paar. Leichteste, braune Halbschuhe. „No brown after six“, diktierten zwar die Kolonialisten von einst ebenfalls. Aber ich komme selten in die Verlegenheit, bei ihnen zum Dinner aufzulaufen. Dazu diese seit 25 Jahren unverwüstlichen Sandalen aus Hartgummi. Hut? Den faltbaren mit der breiten Krempe gibt es nur in Australien. Nachteil? Arachnophobische Mitreisende brechen regelmäßig in Panik aus: Vorn zierte ihn das Logo einer Spinne.

Und schließlich ist da noch mein Stressvermeidungstäschchen. Es enthält: Schweizer Taschenmesser, Mini-Taschenlampe, Ersatzlesebrille, Stahlseilsäge, USB-Stick, Pfefferminz. Gebraucht habe ich außer dem Korkenzieher nie etwas davon. Aber hätte ich es nicht dabei, passierte Folgendes: Ich würde meine Lesebrille im Zug verlieren, auf dem Weg zum Guesthouse-Klo stockdunkle Treppen hinunterdonnern, hätte kein Speichermedium, wenn mir jemand hochbrisantes Enthüllungsmaterial überspielen wollte, und würde am Ende an einem Bakterium in meinem Mund leiden, so dass sich alle Gesprächspartner abwendeten. Aber so weit kommt es nie – meinem Täschchen sei Dank.

So weit für heute. Demnächst folgen: Suspensorienwahl für arktische Regionen. Reise-Essbesteck oder nicht? Das Für und Wider des Taschenkamms im Regenwald.

POLITISCHE 2019 RADREISEN

05.05. - 11.05.2019:
Radreise durch die Pommersche Seenplatte (Polen)

25.05. - 30.05.2019:
Reise in die Heimat der Roma in der Ostslowakei

08.06. - 15.06.2019:
Auf dem Rad durchs polnisch-belarussische Urwaldgebiet

22.09. - 29.09.2019:
Jubiläumsreise Pfalz/Nordelsass: Rebellion in der Pfalz (1789 - 1849)

Bildungsurlaub evt. möglich Infos: thomashandrich@aol.com
www.politische-radreisen.de

John Lloyd Stephens: Reiseerlebnisse in Centralamerika, Chiapas und Yucatan

Der Jurist erhielt 1839 den Auftrag, den politischen Zustand Zentralamerikas zu untersuchen. Auf dieser Reise unternahm er die erste wissenschaftliche Erforschung der Maya-Ruinensstätten von Copán, Palenque und Uxmal und untersuchte ausführlich die Streckenführung für den Nicaragua-Kanal.

ISBN 978 3 941924 04 8, 968 Seiten, Leinen, 49 € (D). Erweiterte Neuausgabe mit 10 Karten, vielen Hintergrundinformationen und über 100 Abbildungen. In jeder Buchhandlung oder unter www.verlag-der-pioniere.de

stellenmarkt

stellenangebote

Zimmereibetrieb mit ökologischer Ausrichtung sucht qualifizierte Gesell*in oder Meister*in. Wir wünschen: verantwortungsbewusstes und eigenständiges Handeln, wir bieten: tolles Team, gute Bezahlung, Raum Göttingen, www.holzwerkenergie.de

Tischlermeister*in/-gesell*in / Holztechniker*in gesucht für Frauenteam! Komplette Stellenausschreibung unter www.holzart-berlin.de/Stellenangebote/

Für unser Büro in Münster suchen wir zum nächstmöglichen Zeitpunkt eine*n **Mitarbeiter*in** im Bereich Projektfinanz (Vollzeit) zunächst auf 3 Jahre befristet, max. 39 Wochenstunden

Bewerbungen bis 20.01.2019 an bewerbung@ci-romero.de Mehr unter: www.ci-romero.de

Dunkelziffer e.V. sucht in Vollzeit per sofort eine(n) beruflerfahrene(n) **Diplom-Pädagogen/in, Sozialpädagogen/in, Dipl. Psychologen/in** oder vergleichbare Qualifikation.

Ihre Aufgaben:

- Beratung von Kindern und Jugendlichen sowie Bezugspersonen und pädagogischen Fachkräften
- Durchführung von Präventionsprojekten vom Kindergartenalter bis zu Jugendlichen
- Durchführung und Entwicklung von Fortbildungsveranstaltungen zum Themenschwerpunkt sexualisierte Gewalt
- konzeptionelle Arbeit
- Öffentlichkeitsarbeit zum Fachgebiet

Ihre Kompetenzen:

- fundierte Kenntnisse zum Themenkomplex sexualisierte Gewalt
- fundierte Kenntnisse in der Beratungsarbeit bei besonderen Problemlagen
- Erfahrung und Kenntnisse im Umgang mit von sexueller Gewalt Betroffenen und ihren Bezugspersonen
- hohe Belastbarkeit, Stabilität und Kompromissfähigkeit in stress- und konfliktreichen Situationen
- Offenheit für die Entwicklung neuer Arbeitsfelder
- sicheres, eloquentes Auftreten in der Öffentlichkeit
- selbständiges und reflektierendes Arbeiten

Wir bieten:

- einen interessanten Arbeitsplatz mit Raum für Innovationen
- eine verantwortungsvolle Tätigkeit in einem starken, engagierten Team
- eine abwechslungsreiche Beschäftigung mit verschiedenen Tätigkeitsfeldern
- Supervision und Fortbildung
- Bezahlung orientiert an TVöD

Bitte schicken Sie Ihre aussagefähige Bewerbung an: Dunkelziffer e.V., Julia Gommeringer, Albert-Einstein-Ring 15, 22761 Hamburg Tel.: 040 42 10 700 0 oder per E-Mail an: mail@dunkelziffer.de

sonstiges

an- und verkauf

Wir kaufen Wohnmobile + Wohnwagen
☎ 03944-36160, www.wm-aw.de Fa.

aufwurf

Die AfD soll zwei gefälteste Gerichtsprotokolle (BT-Pet 046685) für richtig beurkundet haben! @CDU-Sachsen, fordert Aufklärung! Erhard.de ☎035955-369475

kontakte + freunde

www.Gleichklang.de: Die alternative Kennenlern-Plattform im Internet für naturnahe, umweltbewegte, tierfreundliche und sozial denkende Menschen. Sei jetzt dabei!

transporte

zapf umzüge, ☎ 030 61 0 61, www.zapf.de, Umzugsberatung, Einlagerungen, Umzugsmaterial, Beiladungen, Materiallieferungen, Akten- und Inventarlagerung

verschiedenes

Die Wissenschaft hat alles im Griff! So dachten viele, die in blühender Wissenschaft vor der Sündflut lebten. Doch durch Kriege zerstörten sie sich selbst. Lernen wir daraus? Der Prophet Jakob Lorber offenbart die Vergangenheit und warnt vor kommenden Katastrophen! Kostenloses Buch unverbindlich anfordern bei Helmut Betsch, Bleiche 22/69, 74343 Sachsenheim

Guppenhaus: www.zaubermuehle.de
Musikfreizeit: www.klezmermuehle.de
Weidenflechten: www.ateliermuehle.de

Erste Hilfe!

Leisten Sie erste Hilfe für die Tiere dieser Welt!

OIFAW INTERNATIONALER TIERSCHUTZ-FONDS
Tel.: 040-866 500-0
Email: info-de@oifaw.org



Die taz sucht zum nächstmöglichen Zeitpunkt eine/n **MitarbeiterIn für den telefonischen Kundenservice**

Als Dienstleister der taz ist es unser Ziel, AbonnentInnen und KleinanzeigenkundInnen authentisch freundlich, aufmerksam und absolut zuverlässig zu betreuen.

Wir suchen eine/n KollegIn, der/die bereits Telefonerfahrung hat und gute EDV-Kenntnisse besitzt. Sie/Er sollte Freude am Umgang mit intelligenten und anspruchsvollen Menschen haben, sollte sich flexibel und zuvorkommend auf die Wünsche unserer KundInnen einstellen können und auch in hektischen Zeiten mit Gelassenheit und Humor die taz nach außen repräsentieren.

Sie arbeiten in einem freundlichen Team mit wechselnden Arbeitszeiten (30 Std./Woche), 30 Tagen Urlaub und Entlohnung nach taz-Haustarif. Diese Stelle ist auf 1 Jahr befristet.

Bewerbung bis zum 27. 1. 2019 per Mail an rtute@taz.de

wohnungsmarkt

immobilien ausland

GR-Westpeloponnes - 5100 m² traumhaft gelegener Baugrund, schöne, ruhige Lage, mit Baugenehmigung und Architektenplänen für 80 m² Haus, (Bilder siehe unter „Immozentral: Ort: Alfiousa“) zwischen Alfiousa und Epitalio bei Pyrgos Ilias (alle Einkaufsmöglichkeiten), 250m Landstr., eingezäunt, eig. Brunnen, 5 km Ionisches Meer, 15 km Olympia, Preis: 39.000,00 € VB von privat, ☎ +49(0)82959695807

Kanada - Atlantik Grundstück in West-Berlin, Nova Scotia ca. 38 000 qm für nur 42.000€ ☎ 06436 / 3444 o. 0176 / 21511846

immobilien inland

Wohnprojekt in schöner Natur an einem See im Norden Hamburgs sucht neue Mitbewohner. Ein wunderschönes Reihenendhaus ist zu verkaufen. 5,5 Zimmer, 136 m², Baujahr 2014, www.sonnenfeld10.de

wohnen biete

Biete Wohnung in Spandau ab 1.2.2019, 2 Zi, Küche, Bad, 80qm, Miete inkl. Neben- und Heizkosten 550€. Ausschließlich Menschen mit eigenem Einkommen, Interesse am Hausprojekt und an handwerklichen Tätigkeiten. Keine Haustiere. jagow15@gmx.de

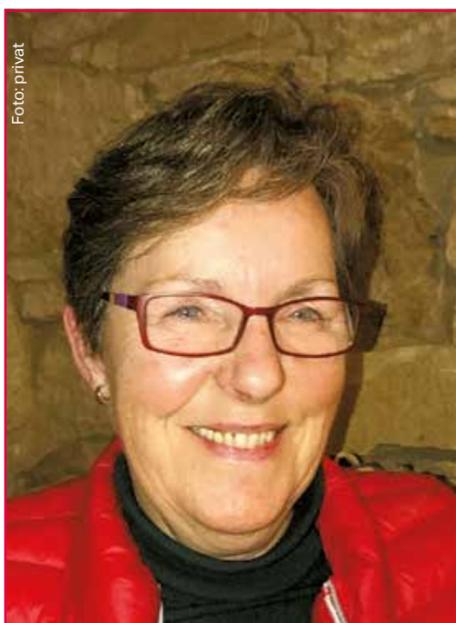
wohnprojekte

Beratung & Wandern für Gemeinschaftssuche/gründung weltweit. Rundbrief kostenlos. Festival Taunus überregional f. Gemeinschaften & Interessierte jährl. Pfingsten & Silvester ☎ 07764-933999 oekodorf@gemeinschaften.de

Region Syrien/Irak
Wir unterstützen Frauen und Mädchen in Kriegs- und Krisengebieten.

Spendenkonto/IBAN: DE92 3705 0198 0045 0001 63
BIC: COLSDE33
Sparkasse KölnBonn

www.medicamondiale.org



taz panterstiftung

GLS-Bank Bochum | BIC GENODEM1GLS | IBAN DE97 4306 0967 1103 7159 00
Weitere Infos: stiftung@taz.de | Tel. (030) 25 90 22 13 | www.taz.de/stiftung

familienanzeigen

Wir nehmen Abschied von
HELGA BOYE-JAGNOW
1945-2018

Ihre Freundinnen und Freunde

c/o Legde, Arneckestrasse 61, 44139 Dortmund

Ändere die Welt, sie braucht es.
Bertolt Brecht

Wir trauern um
Nils Riekemann

Mit Dir haben wir gelacht, gelebt, gelernt und gekämpft.

Wir vergessen Dich nicht.
Deine Freund*innen aus dem Arbeitskreis
kritischer Jurist*innen Freiburg

taz newsletter
Jede Woche exklusive Neuigkeiten aus der taz
www.taz.de/newsletter

taz thema

Gesunde Ernährung

Hier dreht sich alles um neue und alte Ernährungstrends. Dazu gibt es Tipps, wie wir uns auch einfach ausgewogen ernähren können. Diese Themen sind in der Bundesausgabe geplant:

- Das unterschätzte Gemüse: Pastinaken
- Wir zeigen, warum Protein nicht gleich Protein ist und suchen nach der richtigen Dosis
- Welche Fette sind gesund und von welchen lässt man lieber die Finger?
- Ein Kraut für jede Lebenslage; welche Kräuter gedeihen gut zu Hause?

Anzeigenschluss: 8. Februar 2019
Erscheinungstermin: Samstag, 23. Februar 2019

Ihr Kontakt in der taz:
Anzeigenabteilung | Dennis Dührkoop
T (0 30) 2 59 02 - 133 | anzeigen@taz.de

taz thema

Anthroposophie

Die Anthroposophie liefert in diversen Lebens- und Arbeitsbereichen Ansätze zum Umdenken. Folgende Themen haben wir für die kommende Ausgabe geplant:

- Ganzheitlich studieren
- Anthroposophische Altenpflege
- Integrative Medizin
- Waldorfpädagogik
- Anthroposophische Heilkunde

Anzeigenschluss: Freitag, 22. Februar 2019
Erscheinungstermin: Samstag, 9. März 2019

Weitere Informationen und Leserschaftsdaten:
taz-Anzeigenabteilung | Natalie Stöterau
T (030) 259 02-156 | anzeigen@taz.de

taz thema

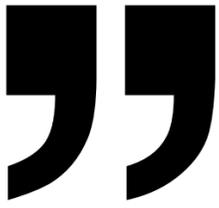
Beruf & Qualifikation

Für die Veröffentlichung am 16. Februar 2019 sind diese Themen geplant:

- Bildungs-Chancen-Lotterie: Förderung von Bildungsprojekten
- didacta: vom 19. bis 23. Februar 2019 in Köln
- Waldorf 100: Die Waldorfschulen feiern Jubiläum und suchen Lehrer*innen
- Logistikbranche: Fachkräfte gesucht
- Porträt: Ein Archäologe geht der Geschichte auf den Grund

Anzeigenschluss: 1. Februar
Erscheinungstermin: Samstag, 16. Februar

Ihr Kontakt in der taz:
Anzeigenabteilung | Anke Fest
T (0 30) 2 59 02 - 940 | anzeigen@taz.de



„Jedes Mal, wo bürgerliche Politiker die Idee des Europäertums, des Zusammenschlusses europäischer Staaten auf den Schild erhoben, da war es mit einer offenen oder stillschweigenden Spitze gegen die ‚gelbe Gefahr‘, gegen den ‚schwarzen Weltteil‘, gegen die ‚minderwertigen Rassen‘, kurz, es war stets eine imperialistische Missgeburt“

Rosa Luxemburg, „Friedensutopien“, Mai 1911

wortwechsel

„Trotz kalten Regens in bester Laune“

Warum ist die Spielzeit einer CD, wie sie ist? Was tun mit der „bleiernen Melancholie“? Nachhaltigkeit trotz Einmalverpackung – wie geht das? Subvention der Hausfrauenehe?

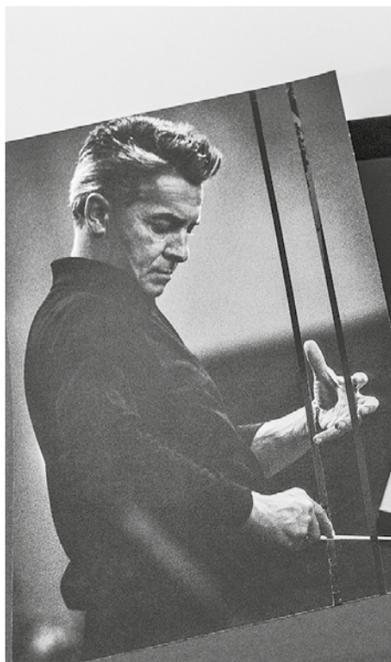
74 Minuten

„Viele Musiker sind an dem Druck zerbrochen“, taz vom 29. 12. 18

Andreas Hartmann gibt in seiner Frage an Clemens Trautmann von der Deutschen Grammophon ein seit Jahrzehnten falsches Karajan-Bonmot wieder.

Die Spieldauer der CD ist definitiv weder von Herbert von Karajan von der Industrie verlangt worden, genauso wenig übte er in dieser Sache irgendwelchen Einfluss auf seine Labels DG oder EMI aus. Am wahrscheinlichsten trifft den Kern der Sache, dass die Furtwängler-Aufnahme der Neunten Symphonie von Beethoven Pate dieser Geschichte im Sony-Konzern ist.

Vorausgegangen ist aber im Wesentlichen eine Einigung von Sony und Philipps. Diese beiden Firmen waren führend in dieser Technologie, sodass letztlich sie den industriellen Standard der CD vorgeben. Sony arbeitete experimentell mit 10 Zentimeter und Philips mit 11,5 Zentimeter Scheibendurchmesser. Letztlich kamen durch Einigung in dieser Gruppe die dann gebräuchlichen 12 Zentimeter Durchmesser zustande. Daraufhin musste man sich international noch auf eine einheitliche Codierung einigen. Der vorgegebene Durchmesser und die damals vereinbarte Codierung bildeten dann den Ausgang der 74 Minuten Gesamtlauzeit. Das alles hatte mit Karajan leider einmal doch nichts zu tun. Schade, dass das offensichtlich bei der DGG niemand mehr richtig weiß. Tilo Büttner, Tübingen



Herbert Karajan, noch jung, dirigiert
Foto: Murat Tueremis

sie ihr Lied und sammelten Geld für behinderte Kinder in Peru und Schokolade für sich selbst. Es machte ihnen einfach Spaß, etwas Gutes zu tun! Unsere „bleierne Melancholie“ sollten wir mit unserem Therapeuten behandeln.

Natürlich können wir das Ende der Menschheit auch selbst herbeiführen, sehr schnell mit dem gesammelten nuklearen Potenzial, oder langsam mit Umweltzerstörung. Aber da wissen die jetzt Lebenden seit einigen Jahrzehnten, wie sie es verhindern können. Also ist das die primäre Aufgabe aller Politik, Pädagogik, Wissenschaft und Technik.

Das Silicon Valley ist nicht der Nabel der Welt, Bill Gates und Marc Zuckerberg sind keine Erlöser. Enttäuscht sein kann nur, wer sich Illusionen gemacht hat. Aber es gibt auch in Amerika Hoffnungsträger wie Donella und Dennis Maedows, Amory Lovins und das Rocky Mountain Institute. Schließlich persönliche Freund*innen, die mir ihre Freude mitteilen, weil sie im Herbst in einem interessanten Tür-zu-Tür-Wahlkampf entscheidende Sitze im Kongress für die Demokraten gewonnen haben. Und die Nutzung regenerativer Energien in den USA steigt rapide, trotz Trump! Wolfgang Wiemers, Münster

Besser unverpackt

„Outsourcing kann sehr nachhaltig sein“, taz vom 7. 1. 19

Mein Glückwunsch an i+m Naturkosmetik für das tolle Abschneiden beim Deutschen Nachhaltigkeitspreis! Es ist löblich, dass i+m auf möglichst wenig Verpackung, als ein Aspekt für Nachhaltigkeit, setzt und dabei auf Umverpackungen verzichtet, aber das ist nicht genug in Sachen Ressourcenschonung. Zur bestmöglichen Vermeidung von Müll müsste die Produktpalette auf „unverpackt“ umgestellt werden, sodass die Konsument*innen die leeren Behälter (bevorzugt aus Glas statt Kunststoff) wieder selbst befüllen können, oder diese zumindest im Glas-mehrwegsystem angeboten werden.

Auf der Webseite von i+m ist viel zu lesen über Co₂-Neutralität und dem Suchen nach der Verpackung mit der besten Klimabilanz. Das finde ich anerkennenswert. Doch meine größere Anerkennung würde ich dem Unternehmen zollen, wenn es Nachhaltigkeit auch dahingehend umsetzt, dass Behälter nicht für den einmaligen Gebrauch produziert werden, das heißt gefüllt werden, von Konsument*innen geleert und entsorgt (gegebenenfalls recycelt) werden, sondern das Unternehmen auf Reinigungssysteme zurückgreift, die mit erneuerbarer Energie betrieben werden sowie wasser- und reinigungsmittelschonend arbeiten. Und wenn i+m die Möglichkeit eröffnet, „unverpackt“ einkaufen zu können. Das neue Verpackungsgesetz (seit Januar in Kraft) berücksichtigt diese „Einmalprodukte“ leider nicht. Mechtild Lutze, Berlin

Total 50er Jahre

„Solidarität mit Scholz!“, taz vom 8. 1. 19
Liebe taz, es gibt Sätze, die möchte ich in eurer Zeitung nicht geschrieben sehen, weil sie total 50er Jahre sind: „Ein Familienvater (was ist das für ein Wortungetüm?) mit zwei Kindern zahlt den Soli erst, wenn er mehr als 52.000 Euro im Jahr verdient.“ Offenbar unterschlägt Frau Herrmann in ihrer Rechnung eine Hausfrau und dass das Einkommen das Familieneinkommen ist; ergo pro Erwachsenen nur 26.000 Euro zu versteuern sind. Dies nennt sich Ehegattinnensplitting beziehungsweise Hausfrauenprämie. Ich bin eine Familienmutter, würde aber mit einem Einkommen von 52.000 Euro 344 Euro Soli zahlen, weil ich nämlich als Alleinerziehende nach dem Grundtarif versteuert werde. Als alleinerziehende Familienernährerin muss ich die kuschelige Hausfrauenehe subventionieren. Ute B., Kreis Unna

AOK-Mannschaft?

„Einfach springen lassen“, taz vom 31. 12. 18

„Warum sollte man das noch mit öffentlichen Geldern unterstützen?“ Diese Frage ist notwendiger denn je. In den nächsten Tagen sind die Handballer der Nationalmannschaft wieder medienwirksam unterwegs. Oder sind es die Handballer der AOK-Betriebsmannschaft? Es ist unerträglich, dass mit den Krankenkassenbeiträgen bestens verdienende Profisportler gesponsert werden. Siehe auch mehrere Fußballbundesligavereine. Dafür also wird mir als Rentner der Zusatzbeitrag abgezogen. So werden Steuern und Zwangsbeiträge den eigentlichen Aufgaben entzogen. Friedrich Lösch, Ostfildern

Gelebte Demokratie

„Habeck schießt den Vogel ab“, taz vom 8. 1. 19

Glückwunsch an die taz zu diesem Titelblatt zu dem Tweet des Grünen-Chefs Robert Habeck!
Das ist gelebte Demokratie! Super! Ich kann als Leser das Ja und das Nein zweier kluger taz-Redakteure lesen, mir meine eigene Meinung bilden und habe Hilfe erhalten. Bravo bravissimo. Nicht von Demokratie reden, sondern sie praktizieren! Danke. Armin Kröning, Bergisch Gladbeck

meinungsstark

That's it, der Kapitalismus!

„Fall Ribéry: Das Problem heißt Kapitalismus“, taz v. 8. 1. 19
That's it, der Kapitalismus, jedes zusätzliche Wort verwischt die so einfache wie präzise Wahrheit. Stephan Lessenich sagt „Externalisierungsgesellschaft“, für Ulrich Brand und Markus Wissen ist es die „Imperiale Lebensweise“, Lenins klassische Analyse mündet im „Imperialismus“, Jean Ziegler in der „kannibalen Weltordnung“, man kann auch von Neokolonialismus reden: Quintessenz aller Versuche, den jahrhundertelangen Ausbeutungs- und Zerstörungszug Nord gegen Süd begrifflich zu fixieren, ist der Wohlstand der einen – also unser – auf Kosten des Elends der anderen.

Prinzipiell macht es da keinen Unterschied, ob jemand ein vergoldetes Entrecôte verspeist, mit einem ressourcenfressenden und giftschleudenden SUV Augen und Ohren belästigt, Flüchtlingen Deutschunterricht erteilt oder gegen TTIP auf die Straße geht – wer das kapitalistische Grundmuster der Kumpanei von Profit und Politik nicht radikal infrage stellt, trägt zu seinen Verbrechen bei. „Grüner Kapitalismus“ oder ‚intelligent wachsen‘ sind die Antworten, die medienkompatible Formeln des kollektiven Selbstbetrugs sind, aber keine Auswege aus dem strukturellen Dilemma“ (Stephan Lessenich). Günter Rexilius, Mönchengladbach

Der Hot-Spot-Vulkan

„Vulkaninsel“, taz vom 8. 1. 19

Lieber Herr Schaaf, Hawaii ist zwar der höchste Berg unseres Planeten und „gehört zu einer Kette von 128 weiteren“ (früheren) Vulkanen, aber eben nicht „entlang der Linie, an der sich die Pazifische Platte unter die Nordamerikanische Platte schiebt“. Der Mauna Kea ist Teil der Emperor-Kette, Hawaii und der Mauna Kea liegen mitten (!) auf der Pazifischen Platte und haben mit den Subduktionsvulkanen des Ring of Fire nichts gemeinsam. Der Mauna Kea ist ein klassischer Hot-Spot-Vulkan, dessen Ursprung tief im unteren Erdmantel, also weit unterhalb von 600 Kilometer Tiefe, liegt. Das muss man sich als eine lange Kette aufsteigenden heißen Gesteinsmaterials vorstellen. Dieses heiße Material setzt sich an der Oberfläche (dem Meeresgrund) ab und formt so einen Vulkan.

Zum einen bewegt sich die Pazifische Platte über diesen Hot Spot weg und nimmt so sukzessive die Vulkane mit. Zum anderen ändert der Ursprung des Hot Spots im Erdmantel ebenfalls seine Lage. Auf der Oberfläche sieht man als Resultat dieser beiden Prozesse die Emperor-Kette, zu der auch Midway gehört. Mit dem Krustenvulkanismus an den Subduktionszonen des pazifischen Feuerrings, zu der auch die „Linie“ gehört, hat Hawaii also nix zu tun. Franz Ossing, Berlin

korrekturen und klarstellungen

„Horizont“ ist unabhängig

In der taz am Dienstag hieß es, das Medienfachblatt *Horizont* müsse über den Erfolg des *Handelsblatts* bei einem fragwürdigen Zitate-Ranking berichten, da beide Blätter zum Holtzbrinck-Konzern gehörten. Das war bedauerlicher-

weise falsch. Denn nur das *Handelsblatt* erscheint bei Holtzbrinck, *Horizont* dagegen in der konzernunabhängigen dfv Mediengruppe, die mehr als 100 Fachtitel herausgibt, darunter beispielsweise die *Lebensmittel Zeitung*.



taz die tageszeitung,
friedrichstraße 21
10969 berlin, briefe@taz.de

Die Redaktion behält sich Abdruck und Kürzen von LeserInnenbriefen vor. Die veröffentlichten Briefe geben nicht unbedingt die Meinung der taz wieder.

Ein Teil unserer Auflage enthält Beilagen von Plan International, Wir haben es satt

taz die tageszeitung

erscheint tägl. Montag bis Samstag, Herausgeb.: taz die tageszeitung, Verlagsgenossenschaft eG

Hausanschrift: Friedrichstraße 21, 10969 Berlin
Postanschrift: Postf. 610229, 10923 Berlin
Telefon: 030 | 25 902-0 | www.taz.de
Chefredaktion: Georg Löwisch, Katrin Gottschalk (stellv.), Barbara Junge (stellv.)
Chefreporter: Peter Unfried
Lokalredaktionen:
Nord-Hamburg: Stresemannstraße 23, 22769 Hamburg, 040 | 38 90 17-0
Bremen: Pieperstraße 7, 28195 Bremen, 0421 | 96026 0
Berlin: Friedrichstraße 21, 10969 Berlin, 030 | 25 902 0
Verantwortlich i.S. des Pressegesetzes: Georg Löwisch
LeserInnenbriefseite: Gaby Sohl
Anzeigen Gesamtansgabe: Margit Jöhnk
Berliner Lokalteil: Bert Schulz | alle Berlin
Regionalteil Nord: Jan Kahlcke | Hamburg
Anzeigen: Andrea Bodirsky | Bremen
Manfred Frenz | Hamburg
LeserInnenbriefe E-Mail: briefe@taz.de
Fax: 030 | 25 902 516
Die Redaktion übernimmt keine Haftung für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos und Illustrationen. Die taz und alle in ihr enthaltenen Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Mit Ausnahme der gesetzlich zugelassenen Fälle ist eine Verwertung ohne Einwilligung des Verlages strafbar. Alle Anbieter von Beiträgen, Fotos und Illustrationen stimmen der Nutzung in den taz-Ausgaben im Internet, auf DVD sowie in Datenbanken zu.
Kleinanzeigen: Überregional und Berlin taz-Kleinanzeigen, Friedrichstraße 21
Telef. Mo.-Fr., 9-15 Uhr: 030 | 25 902 222
Fax: 030 | 2 59 02 444
E-Mail: kleinanz@taz.de
taz Shop | Tel.: 030 | 25 902 138
Anzeigenverkauf: Überregional und Berlin taz-Anzeigenabteilung, Friedrichstraße 21
Telef.: 030 | 25 902 238 | -290 | -289
Fax: 030 | 25 106 94 |
E-Mail: anzeigen@taz.de
Lokalteil Hamburg | taz Entwicklungs GmbH & Co Stresemannstraße 23, 22769 Hamburg, **Telef.:** 040 | 38 90 17 470
Lokalteil Bremen taz Entwicklungs GmbH & Co | Pieperstraße 7, 28195 Bremen, **Telef.:** 0421 | 960 26 10
Verlag: taz Verlags- und Vertriebs GmbH Friedrichstraße 21, 10969 Berlin
Geschäftsführer: Karl-Heinz Ruch
Gesellschafter | 99,96%: taz Verlagsgenossenschaft eG, Berlin
Vorstand: Pascal Beucker, Redakteur Andreas Bull, Kaufmann Isabel Lott, Fotoredakteurin Berit Lusebrink, Verlagsmitarbeiterin Karl-Heinz Ruch, Kaufmann | alle Berlin
Aufsichtsrat: Stefanie Urbach, Kommunikationsberaterin, Berlin | Johannes Rauschenberger, Wirtschaftsprüfer/Steuerberater, Stuttgart | Hermann-Josef Tenhagen, Journalist, Berlin
Druck: auf PALM Recyclingpapier: A. Beig Druckerei und Verlag GmbH & Co. KG, 25421 Pinneberg | prima Rotationsdruck Nord GmbH & Co. KG, 19243 Wittenburg | MDV GmbH & Co. KG, 35390 Gießen
Abo-Service: 030 | 25 902 590
9.00 – 16.30 Uhr | Mo. – Fr.
Fax: 2 59 02-680
E-Mail: abo@taz.de
Abo-Nummer nicht vergessen!
Mtl. Mindestpreis regulär 31,90 €



press-schlag

Katar oder: Was dem Fußball droht



Oliver Bierhoff lässt sich beim WM-Gastgeber 2022 alles zeigen und erklären. Und ist begeistert

Die einen machen sich Sorgen, die anderen schauen interessiert hin. „Katars Söldner-Team – droht das 2022 auch beim Fußball?“, fragen die, na ja: Kollegen der Bild-Zeitung anlässlich des Auftritts der Handballer des Emirats bei der aktuellen WM. Derweil reist Oliver Bierhoff – für die Leser, die nicht so sehr vom Fach sind: Das ist jemand, der nicht erst 2022 dem Fußball droht –, reist also dieser Nationalmannschaftsmanager Oliver Bierhoff durch Katar und schaut sich an, wie weit das Emirat mit den Vorbereitungen für die Fußball-WM 2022 ist. „Ich glaube, von der Organisation werden sie das hier leisten können“, vertraute Bierhoff Journalisten an und fügte hinzu: „Es wird eine andere WM sein.“

Eine etwas andere Weltmeisterschaft hatte Katar ja 2015 schon im Handball ausgerichtet, und das „Söldner-Team“ wurde damals Vizeweltmeister. Wenn eine ähnlich zusammengesetzte Kickertruppe 2022 das Finale der Fußball-WM erreichen würde ... Doch, das wäre schon eine „andere WM“.

Bierhoff hat also recht, und nicht einmal, dass sich der Herr Manager in diesem Land schon mal umschaute, wo eine von Jogi Löw oder wem auch immer betreute Auswahl absteigen könnte (wohlgemerkt: absteigen im Sinne von unterkommen), will man kritisieren. Zwar weiß nicht einmal Bierhoff bislang, gegen wen sich die DFB-Auswahl blamieren könnte, aber rechtzeitig ein Hotel zu reservieren ist immer richtig. „Wenngleich unsere volle Konzentration auf einer erfolgreichen EM-Qualifikation liegt“, wie Bierhoff es formulierte, „sehe ich es als unsere Verantwortung an, den Blick zu weiten und schon heute Bedingungen, Gegebenheiten und Ansprechpartner kennenzulernen, um im Falle einer WM-Qualifikation auf erste Erfahrungen zurückgreifen zu können.“

Vor zwei Monaten wurde bekannt, dass Katar einige WM-Teams im Iran unterbringen will; auch Fans sollen eventuell in iranischen Hotels übernachten. Ehe die DFB-Auswahl in einem Hotel in Teheran unterkommen muss, so könnte man vermuten, denkt sie vielleicht wieder daran, sich wie vor fünf Jahren selbst ein Häuslein zu bauen. Die Neubau-WM 2014 in Brasilien ging bekanntlich für den DFB wesentlich erfolgreicher aus als die Hotelbuchungs-WM 2018 in Russland.

Vielleicht besichtigte Bierhoff mit seiner Delegation ja auch deswegen interessante Neubauten im Emirat, genauer: die „Aspire Academy“. Das ist jene Anlage, in der der FC Bayern München – für Fußballdesinteressierte: ein Klub aus der erweiterten Bundesligaspitze – aktuell schon wieder eines jener Trainingslager veranstaltet, die mit Politik gar nichts zu tun haben.

Bierhoff nannte die Aspire Academy, durch die man ihn führte, eines der „modernsten und beeindruckendsten Sportzentren der Welt, sie bietet Spitzenathleten herausragende Möglichkeiten“. Nicht zuletzt zwölf Fußballfelder gibt es dort.

Damit hat Katar also schon wieder etwas, was auch unserem Fußball droht. Der DFB beginnt nämlich bald in Frankfurt mit dem Bau einer eigenen Akademie, und mit Blick auf dieses Projekt will Bierhoff „interessante Impulse gewinnen und den Austausch forcieren“.

Katar präsentiert sich schon seit Jahren als Fußball-, ja, allgemein als Sportgroßmacht. Gerade mit dem Sport versuchen die Scheichs der Isolation, der ein Regime, das Terror finanziert und Menschenrechte missachtet, zu Recht ausgesetzt ist, zu entgehen. Das ist so durchschaubar, dass sogar Saudi-Arabien glaubt, über Menschenrechte in Katar daherreden zu dürfen.

Nur der Herr Bierhoff ist von der schönen neuen Fußballwelt, die er in Katar besichtigen durfte, begeistert.

Ja was droht dem Fußball bis 2022 denn noch alles?
Martin Krauß

Ein bisschen Frieden auf der Platte

Zum Auftakt der Weltmeisterschaft beschert das gemischtkoreanische Team dem Handball einen großen Auftritt auf der sportpolitischen Bühne. Großer Sport ist dabei nicht zu sehen

Aus Berlin
Andreas Rüttenauer

Nach dem Spiel gab es noch ein Gruppenbild mit Frieden. Thomas Bach, der Präsident des Internationalen Olympischen Komitees, ließ sich nach dem Auftaktspiel der Handball-Weltmeisterschaft in Berlin zusammen mit dem Team aus Korea ablichten. Das IOC schickte das Bild via Twitter um die Welt. Es soll die Geschichte von der friedensbringenden Kraft des Sports erzählen. Wie beim olympischen Fraueneishockeyturnier im vergangenen Jahr war eine Mannschaft mit Spielern aus Süd- und Nordkorea aufgefallen. Es wurde die weiß-blaue Fahne, auf der die ganze koreanische Halbinsel zu sehen ist, in die Halle getragen und statt einer Hymne erklang ein in beiden Staaten beliebtes Volkslied. „Handball ist mehr als ein Spiel“, sagte Hassan Moustafa, der Präsident der Internationalen Handballföderation, bevor Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier das Turnier eröffnete.

Eineinhalb Stunden später hatte die deutsche Nationalmannschaft das vollkommen überforderte Team aus Korea haushoch mit 30:19 geschlagen. Über das Spiel, in dem Bundestrainer Christian Prokop alle Spieler auf die Platte schickte und fast alle ein Tor werfen durften, gab es nicht viel zu sagen. Die einen zeigten das wenige, was sie können, die anderen mussten nicht zeigen, wozu sie in der Lage sind. Und so wurde vor allem über Emotionen gesprochen. Die Deutschen muss-

ten zusehen, dass sie vor lauter „Stolz und Freude“ (Linksaußen Matthias Musche) beim Heimturnier vor 13.500 in der ausverkauften Halle nicht vergaßen, Handball zu spielen. Die anderen hatten sich auf die Suche nach dem Teamgeist der vereinigten Mannschaft zu begeben.

Von dem schwärmte nach dem Spiel der südkoreanische Trainer Cho Young Shin. Nach nur 20 Tagen Vorbereitungszeit hatte er tatsächlich eine echte Mannschaft gesehen. Ende Dezember war das Team nach Deutschland gekommen – 16 Südkoreaner und vier Spieler

15 Minuten lang spielen nur Südkoreaner, dann betritt Ri Kyong Song die Platte

aus Nordkorea, von denen der Trainer bis zum ersten Treffen in Berlin nichts wusste. Die hatten bis dato noch kein einziges Länderspiel, aber auch die Südkoreaner sind alles andere als eine erfahrene Truppe. Auf zusammengerechnet 124 Länderspiele kam das Team bis zum WM-Beginn – ein bisschen weniger als der deutsche Rechtsaußen Patrick Groetzki alleine. Was sagt man als Trainer nach einer Partie gegen einen solchen Gegner? „Vielen Dank für das nette Spiel!“, meinte Prokop nach dem Spiel zu Cho.

Der hatte bis zur Hälfte der ersten 30 Minuten gewartet, bis er einen Nordkoreaner ein-

gewechselt hat. Nach einem gelungenen Anspiel an den Kreis und vielen arg übermotivierten Aktionen musste Ri Kyong Song nach fünf Minuten wieder vom Feld. Mitte der zweiten Halbzeit kam er wieder, gab wieder alles und warf sogar ein Tor. Aufgeregt sei er gewesen, über setzte eine Reporterin von *Seoul Sports* nach der Partie die Worte des Rückraumspielers. Wenn er auf dem Feld so aufgeregt war wie beim Interview danach, bei dem seine rechte Hand fortwährend an der linken herumnestelte, dann war es gewiss ein bemerkenswerter Abend im Leben des jungen Mannes. Fragen von deutschen Reportern will er nicht beantworten. Das sagt zumindest ein Betreuer, der Ri Kyong Song schnell wieder aus der Mixed Zone schiebt.

Zu ein paar Minuten Spielzeit kam noch ein anderer Nordkoreaner. Ri Song Jong durfte für eine Handvoll Angriffe die linke Seite der Koreaner besetzen. Einmal bekam er sogar den Ball und hat dabei keinen weiteren Schaden angerichtet. Die beiden anderen Männer aus dem Norden saßen 60 Minuten auf der Bank. Sie blieben die ganze Spielzeit über getrennt vom Vereinigungsteam.

Es hätte nicht zur bedeutungsschwangeren Atmosphäre gepasst, wenn Trainer Cho das thematisiert hätte. Brav lobte er die Teamarbeit von Nord und Süd. Als dann aber nach der politischen Bedeutung des Abends gefragt wurde, reagierte Cho abweisend: „Wir haben uns auf den Sport konzentriert. Mit Politik hat das nichts zu tun.“ Vielleicht ist Handball ja doch nur ein Spiel.

Mit vollem Einsatz: der Nordkoreaner Ri Kyong Song in seinem ersten Länderspiel
Foto: imago



Die Zahl

28

Tennisprofis sollen in einen Wettskandal verwickelt sein. Es ist von einem europaweiten Netzwerk die Rede, das von der armenischen Mafia gesteuert sein soll. Die spanische Polizei, die die Ermittlungen aufgenommen hat, teilte mit, dass sie insgesamt 83 verdächtige Personen im Visier habe. Es sollen vor allem Partien der zweitklassigen Tourserien manipuliert worden sein. Einer der beschuldigten Profispieler hat letztes Jahr an den US Open teilgenommen.

der hingucker



Wanderarbeiter Stange
Foto: reuters

Kurze syrische Episode

Der 70-jährige Fußballtrainer Bernd Stange, der ein gewisses Faible für prekäre Jobs hat, muss sich nach einer neuen Arbeit umschauen. Am Donnerstag wurde der ehemalige Trainer von Irak, Weißrussland und Hertha BSC als syrischer Nationalcoach entlassen. Stange hatte sein Amt erst im Februar 2018 angetreten. Ausschlaggebend war die 0:2-Niederlage gegen Jordanien bei der Asienmeisterschaft. Nach zwei Partien und nur einem Punktgewinn sind die Chancen auf das angestrebte Erreichen des Achtelfinales nur noch gering. Im letzten Spiel gegen Australien werde das Team von dem syrischen Trainer Fadschr Ibrahim vorbereitet, teilte der nationale Verband mit.

der weitblick

Olympische Korruptionäre

Wurden die olympischen Sommerspiele, die 2020 in Tokio stattfinden, gekauft? In Frankreich wird wegen Korruption bei der Vergabe der Spiel gegen Tsunekazu Takeda, den Präsidenten des japanischen Olympischen Komitees, ermittelt. Ein entsprechender Bericht der Tageszeitung *Le Monde* wurde von Justizkreisen in Paris bestätigt. Der 71-jährige Takeda soll Bestechungsgelder in Höhe von 2 Millionen Euro gezahlt haben. Dem Internationalen Olympischen Komitee droht ein neuer Skandal.



Ende Legende

Will mit seiner Vergangenheit nicht mehr konfrontiert werden: Karl Kahr sucht Ablenkung beim Golfen

Der österreichische Skitrainer Karl Kahr, 86, scheitert vor Gericht mit einer Klage wegen übler Nachrede gegen eine frühere Skirennläuferin und ihren Ehemann. Im Prozess tauchen neue Details einer Kultur des sexuellen Missbrauchs auf

Aus Wien Johann Skojek

Das ist Kasperltheater pur!“ Annemarie Moser-Pröll (65) macht noch ihrer Verachtung des Gerichts Luft, als sie aus dem Saal stürmt. Sie war „umsonst daher angereist“, weil der Anwalt des Klägers Karl Kahr, Manfred Ainedter, sie zum zweiten Mal als Entlastungszeugin einvernehmen wollte. Aber Richterin Daniela Flatz hatte sich am Nachmittag des zweiten Verhandlungstages in der Causa Kahr bereits ein Bild gemacht und wies die Zeugin Moser-Pröll ab. Die protestierte lautstark aus dem Zuschauerraum heraus. „Wir sind hier nicht im Skizirkus“, beehrte sie der Verteidiger der Angeklagten, Martin Mennel.

Die Richterin erinnerte die aufgebrauchte einstige Skilegende daran, dass man im Gerichtssaal seine Emotionen „bei sich behalten“ müsse. Widrigenfalls werde man des Saales verwiesen. Moser-Pröll ging von selbst.

Die bizarre Szene ist typisch für die ungeschriebenen Machtgesetze, nach denen Österreichs Werteordnung funktioniert. Die katholische Kirche und der Skisport sind die identitätsstiftenden Institutionen, wobei im einen Fall weniger der Glaube und im anderen Fall weniger der Sport zählt, sondern die jeweilige Ordnung den wichtigsten Halt gibt. Der Verlauf des Prozesses zeigte am Beispiel von Karl Kahr, Annemarie Moser-Pröll und Anwalt Ainedter in geradezu prototypischer Ausprägung, zu welchen Mitteln Vertreter und Profiteure dieser Ordnung zu greifen gewillt sind, wenn sie ihre Welt bedroht wähen.

Der erstangeklagte Ehemann der Ex-Skirennläuferin hatte Moser-Pröll eine WhatsApp-Nachricht geschickt, in der sie aufgefordert wurde, über Kahr „endlich die Wahrheit zu sagen“. Kahr, der mit „Toni Sailer zusammen viele Mädchen missbraucht und gebrochen habe“ werde 2018 ohnehin „auffliegen“.

Die zweitangeklagte Ex-Skirennläuferin schrieb ihrer ehemaligen Zimmerkollegin Moser-Pröll, sie solle sich daran erinnern, dass „Kahr dich entjungfert hat. Du warst nicht einmal 16.“ Zu Nicola Werdeniggs Schilderungen, die im Rahmen der # MeToo-Kampagne von weitverbreiteter sexualisierter Gewalt und von systematischem Machtmissbrauch im Bereich des österreichischen Skisportbetriebs berichtet hatte, hatte Moser-Pröll in einem TV-Interview gesagt, es gehörten zu einer Vergewaltigung „immer zwei dazu“, und sich lobend über Kahr geäußert.

Anlass der Nachricht des Ehemannes war ein Treffen, das tags zuvor in der Wohnung Werdeniggs mit zwei Journalisten des *Standards* und dem ehemaligen *Stern*-Reporter Bernd Dörler stattgefunden hatte. Der hatte Mitte der 70er den Skandal von Zakopane vor Ort recherchiert, als ÖSV-Sportdirektor Anton Sailer eine Prostituierte vergewaltigt und mit einer Flasche lebensgefährlich verletzt hatte. Die Frau wäre beinahe verblutet. Dörler schilderte als Zeuge unter Wahrheitspflicht die damals, wie er sagte, von Sex und Suff geschwängerte Atmosphäre im ÖSV-Skiteam. Auch die Vorwürfe an Kahr seien ihm bekannt gewesen; im Skizirkus sei offen über „sexuelle Gefälligkeiten“ gesprochen worden, die ÖSV-Trainer für Startplätze entgegennahmen.

Kahr soll im Suff sogar damit angeben haben, junge ÖSV-Skiläuferinnen „alle selbst“ zu entjungfern. Selbst Kahrs inzwischen verstorbener Bruder Luis habe ihm, Dörler, gestanden, die Familie Kahr schäme sich für den alkoholkranken und übergriffigen Karl. Auch ein hoher ÖSV-Funktionär, dessen Name er nicht nennen wollte, schilderte ihm Kahr als im Vergleich zu Sailer größeres Problem. Doch es fand sich niemand, der die Vorwürfe auch notfalls vor Gericht hätte bestätigen wollen. Das Schweigekartell, das laut Dörler auch die Journalisten umfasste, hielt.

Bis Werdenigg 2017 den Diskurs über Macht und Machtmissbrauch im Skisport eröffnete. An diesem Nachmittag im Dezember 2017 in Werdeniggs Wohnung „kamen so viele Details zur Sprache“, sagte Werdenigg, dass der Erstangeklagte als Außenstehender „leicht etwas verwechseln konnte“. Im Zeugenstand bestätigte Werdenigg, dass in der Substanz die Nachricht aber sehr wohl nachvollziehbar sei. Werdenigg erzählte eine Geschichte, die den Umgang mit Frauen im damaligen ÖSV-Team charakterisiert. So habe ein ÖSV-Mitarbeiter in Discos junge Mädchen unter dem Vorwand von „Probeaufnahmen“ angelockt. Anderswo und in einem Fall sogar in Kahrs Haus in Schladming seien dann pornografische Film- und Fotoaufnahmen angefertigt worden. Die Filme „kursierten im privaten Umfeld vom Herrenskiteam“, sagte Werdenigg. Aus den Fotos habe man Alben zusammengestellt. Werdenigg: „Alle wussten davon, es wäre – abstrus, wenn Karl Kahr nichts davon gewusst hätte.“

Für Kahr und Sailer gilt zwar die Unschuldsvermutung. Aber um deren Schuld ging es in Bludenz gar nicht. Es ging darum, ob die Angeklagten Kahr übel nachgeredet hätten oder ihre Nachricht in gutem Glauben und nicht öffentlich verbreiteten. Womit der Tatbestand der üblen Nachrede nicht erfüllt wäre.

Der Anklagevertreter wählte Mittel der Diskreditierung, die schließlich von der Richterin als untauglich und nicht zur Sache gehörend qualifiziert wurden. So führte er – Kahr selbst war nicht anwesend – zwei Protokolle von ÖSV-Sitzungen von Mitte der 70er Jahre als Beweis dafür an, dass es keinen Tatbestand der Vergewaltigung durch Sailer in Zakopane 1974 gegeben habe. Es war fast rührend, zu sehen, wie Ainedter ein Statement eines ÖSV-Funktionärs vorlas, der sich auf Sailers Behauptung, es sei „nichts vorgefallen“, bezog und

die Zeitungen entsprechend informiert habe. Als wäre Sailers Schutzbehauptung in eigener Sache und der gute Glaube des ÖSV so etwas wie ein Wahrheitsbeweis. Tatsache ist freilich, dass das Zusammenwirken der polnischen Regierung und des österreichischen Bundeskanzlers Bruno Kreisky Sailer vor gerichtlicher Verfolgung in Polen bewahrt hatten.

Ainedter griff eine von Werdenigg irrtümlich an eine Nachbarin Moser-Prölls versendete Nachricht auf. Sie habe die Frau kontaktiert und gebeten, die Nachricht zu löschen, doch die sei bei Moser-Pröll und bei einem TV-Sender gelandet, sagte Werdenigg.

Ein Zeuge schilderte die von Sex und Suff aufgeladene Atmosphäre im ÖSV-Skiteam

Eine Ausstrahlung habe sie mit gerichtlichen Mitteln verhindern können. Nun begann Ainedter dennoch ungerührt, die private und nicht zur Sache gehörige Nachricht vorzutragen. Da schlug Werdenigg auf den Tisch und verlangte: „Das lesen Sie hier nicht vor, es geht um meine verstorbene Mutter.“ Ainedter las ungerührt weiter, bis die Richterin eingriff, ihm den Vortrag untersagte und das Publikum des Saals verwies.

Nachdem das Publikum wieder zugelassen worden war, wies die Richterin sämtliche Zeugen und Beweisangebote des Anklagevertreters ab. Er wollte unter anderen ÖSV-Generalsekretär Klaus Leistner aufmarschieren lassen. Die Richterin hatte nicht den Eindruck, dass sie die bis dahin gewonnenen Einsichten in die Glaubwürdigkeit der Angeklagten würden erschüttern können. Die Richterin sah durch

die Verteidigung den Beweis für den guten Glauben erbracht und sprach die Angeklagten frei.

Zurück bleibt der Eindruck, dass der Ex-ÖSV-Angestellte Kahr durch seinen Anwalt vor Gericht Praktiken walten lässt, die wiederum nicht gerade von Respekt vor anderen zeugen. Die Fortsetzung findet eine Instanz höher im Landesgericht Feldkirch statt. Mit jeder Runde vor Gericht stehen Kahr, Sailer und der ÖSV und sein Umgang mit der Würde des Sportlers infrage. Der Eindruck verfestigt sich, der Skirensport in Österreich funktioniere als Machtssystem. Dazu tragen auch Fälle wie der der Frau bei, die im *Spiegel* von ihrer Vergewaltigung durch Anton Sailer 1975 in Innsbruck erzählte. Damals habe ihr niemand geglaubt, sagte sie in einem Interview im Dezember 2018 in Wien. Ein Psychologe habe sie gefragt, ob das nicht eine Jungmädchenfantasie sei. Sie verstummte, Magersucht, Bulimie, alle Folgen des grässlichen Erlebnisses holten sie ein. Mittlerweile ist der Kampf mit ihrem Körper, den sie nach jenem traumatischen Erlebnis ablehnte, überstanden.

Der Kampf um die Vergangenheit des ÖSV hat erst begonnen, Kahrs Prozess ist nur eine von vielen Facetten, von denen Teile der Öffentlichkeit und des ÖSV bis heute nichts wissen wollen. Doch es wird schwieriger, sich der Vergangenheit zu entziehen.

Ende 2018 bestätigte eine Untersuchungskommission des Landes Tirol, dass es in Skisportschulen sexualisierten Missbrauch gegeben habe. Ein ehemaliger Zögling der Schule betätigte das in einem Zeitungsinterview. Ende Oktober 2018 entließ ÖSV-Präsident Peter Schröcksnadel einen Trainer, der vor Jahren in eine Gruppenvergewaltigung verwickelt und seither unauffällig gewesen sein soll. Per Presseaussendung ließ Schröcksnadel verbreiten: „Es gibt Vorfälle, die mögen juristisch verjährten, aber nicht moralisch.“

Sarg aus Fleisch, schweißgebadet

Rückblick: Die Weihnachtsvöllerei und der traditionelle Alkohol-Abusus zwischen den Jahren zeitigen gravierende Folgeschäden

Von Uli Hannemann

An Heiligabend ist noch alles in Ordnung. In alter Tradition sitze ich ganz allein zu Hause und gucke „Narcos“: Schnee, Gewalt und bigotte Psychopathen – immerhin die Wahl der Netflix-Serie ist meine augenzwinkernde kleine Reminiszenz an Weihnachten. Der 24. Dezember bleibt auch der letzte mir erinnerliche Tag, an dem ich mich normal ernährt und Sport getrieben habe.

Am nächsten Morgen nehme ich den Zug ins wunderschöne Schlaraffenland. Dort wohnen fromme Menschen, die es sich zum Ziel gemacht haben, mein Volumen zu vergrößern. Wir sollen wachsen, so will das Gott. Wenn ich nicht gerade bei irgendwem zu Hause sitze und mich füttern lasse, bin ich unterwegs, um mich nach christlichem Brauch zuzulöten. Oft kombiniere ich auch beides. Erst füttern, dann zulöten. Oder erst zulöten, dann füttern. Oder gleichzeitig löten und zufüttern – erlaubt ist, was gefällt.

Obwohl ich mit Religion so gar nichts am Hut habe, will ich dennoch auf keinen Fall abseitsstehen: Fische, Enten, Schokolade – tot oder lebendig, sie oder ich. Und noch einen gesotenen Schweinebrocken mit Fettklößen und Furzkraut, und noch einen, und damit das alles auch besser rutscht, ein Gläschen vom sehr guten Klabus-terbeerenlikör, und damit das Gläschen besser rutscht, noch ein zweites Gläschen, und auf zwei Beinen kann ja keiner stehen, schon gar nicht nach zwei so wohlwollend eingeschenkten Humpen „Original Köthener Klabus-terbeere“. Dass ich schon nach zwei Tagen der Vollmast über die Proportionen und die Statik eines Kasta-

nienmännchens verfüge, erhöht die Standfestigkeit auch nicht gerade.

Nach den Weihnachtsfeiertagen wird es bloß noch schlimmer. „Zwischen den Jahren“, wie man in der vergeblichen Hoffnung auf deren völliges Vergessen sagt, muss nämlich alles weg, was bis dahin noch keiner gegessen hat. Sonst zürnt Gott.

Ich werde auffallend kurzatmig. Nach nur wenigen Treppenstufen keuche ich wie ein Mops. Treppab, versteht sich – treppauf benutze ich den Lastenaufzug. Ich bin mittlerweile bei einer Art Hexenfamilie untergebracht, die mich vorbereitend für die Silvesterfeier mäset. Zwischen den Mahlzeiten lasse ich mich auf einer Sackkarre aus gehärtetem Speck herumfahren. Nach dem Essen begeben wir uns sofort wieder in die stabile Seitenlage, um Energie zu sparen. Auch können Zucker, Fett und Alkohol auf diese Weise gleichmäßiger zerlaufen. Dann passt wieder mehr rein.

Verpuppt bei den Wanstwesen

Nachdem ich erst wie eine Raupe alles kahlgefressen habe, verpuppe ich mich nun. Kopf, Hals und Gliedmaßen sind bei der Puppe des Riesenweihnachtsfettspinners als solche kaum mehr zu erkennen. Sie werden zunehmend eins mit seinem Rumpf. Darin wirft die Verdauung mit lautem Grollen ihre mächtige Maschine an. Christstollen und Rinderbraten, Geißlein und Wackersteine rumpeln und pumpeln in meinem Bauch herum, werden zerschrotet, gemahlen und mit Magensäften gemischt.

Aufnahmen und Ausscheiden sind die alles überlagernden Körperfunktionen. Meine einzigen verbliebenen Gänge sind Stuhlgänge. Danach be-

gebe ich mich vollkommen ermattet zurück aufs Sofa oder ins Bett.

Ich träume schlecht. Wahrscheinlich sollte man nicht schwer essen, kurz bevor man schlafen geht, und es ruhig auch mal einen Abend ohne Alkoholvergiftung versuchen. Doch offenbar habe ich mich zu einem vorbildlichen Christen gewandelt. Gläubig befolge ich sämtliche Festtagsrituale: Fressen, Saufen, Rumliegen. Aber ob das jetzt wirklich immer so weitergeht?

Es knackt und kracht

In meinem Traum bin ich ein riesiges rundes Kuckucksküken. Ich sitze oben auf einem viel zu kleinen Nest und sperre. Die anderen Küken habe ich aus dem Nest verdrängt oder gleich selbst aufgefressen. Nun warte ich auf die Vogelmutti, die nicht meine ist, aber egal. Sie ist einfach zu blöd, um den Betrug zu checken – der Biologe nennt das euphemistisch „Mutterinstinkt“. Sie kommt herbeigeflogen und bricht mir weich das vorverdaute Futter in den weitgeöffneten Schnabel: Butterplätzchen, Geflügelsalat, Hirschgulasch und Rotwein. Der Eichenbaum, auf dessen stärkstem Ast das Nest ruht, schwankt. Die Vogelmutti wiegt nur zwanzig Gramm und doch ist sie der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen bringt. Es knackt und kracht.

Schweißgebadet wache ich auf. Mein Kiefer ist brethart. Das Knacken und Krachen muss von den Zähnen her rühren. Die sind keinen Moment der Untätigkeit mehr gewohnt, so dass sie des Nachts im Leerlauf unablässig weiter vor sich hin mahlen. Ansonsten hat mich eine lähmende Lethargie gepackt. Selbst das Verdauen wird mir zu anstrengend. Die Plätzchen kullern nur noch durch wie in der Kugelbahn.



Illustration: Kittihawk

Silvester werde ich von den anderen Wanstwesen aufs Dach gerollt, zum Glück ist es ein Flachdach. Mit dicken Augen beobachte ich das Feuerwerk, während eine Flasche Sekt durch einen Trichter unablässig in meinen Rachen läuft.

Schluck- und Schließmuskel haben mittlerweile alle anderen ersetzt – dafür sind sie kräftiger denn je. Ich bin ein bisschen stolz auf diese konsequente Selbsterstörung – Janis Joplin, Kurt Cobain, Fats Domino –, das ist ja irgendwie auch Rock 'n' Roll, wenn gleich in einer sehr gemächlichen Spielart. Live fat, die young.

Verzweifelte Rufe, unerhört

Sterben respektive Platzen will ich allerdings noch nicht – so lautet auch mein einziger Vorsatz für 2019. Am besten, ich mache es wie Keith Richards. Der lässt jedes Jahr zehn Monate komplett die Sau raus, um sich anschließend sechs Wochen lang auf einer ayurvedischen Gesundheitsfarm das Blut waschen, die Adern entkalzen und den Sack aufpumpen zu las-

sen. Doch das muss man sich in dieser Form natürlich leisten können. Qualität kostet nun mal. Das geht ja schon mit dem Heroin los. Der Stoff von solchen Leuten ist derart sauber; der ist gesünder als Radler beziehungsweise als kein Heroin.

Ich könnte den Aufenthalt in Richards' Wiederaufbereitungsanlage wohl kaum bezahlen, aber spätestens ab dem Dreikönigstag beginne ich mich zu langweilen. Ich wünsche mir deshalb, auch in eine solche Einrichtung verbracht zu werden, wo man mich entschlackt, entfettet und wieder für mein altes Leben (Arbeit, Ankleiden, aufrechter Gang) fit macht. Und zwar ohne den geringsten geistigen und körperlichen Einsatz meinerseits. Nur, wie kann ich mich bemerkbar machen? Tief drin in dem unbeweglichen Weihnachtsfetttsack, der mich wie ein Sarg aus Fleisch gefangen hält, bin ich noch immer geistig rege, rank und schön sowie voller Pläne und Sehnsüchte.

Ich rufe verzweifelt, doch keiner kann mich hören.

gurke der woche

Deutschland, müdes Land, gar schleppend verläuft jenseits deiner aufgeregten Timelines in sozialen Medien der Einstieg ins bereits total verrumpelte 2019. Gleich zwei treudeutsche Schlafes-Brüder-Meldungen funkten uns die Agenturen jüngst ins abgedunkelte Kontor: „Schlafwandler irrt am Flussufer umher“, flötete die dpa aus Wertheim am Main, und AFP schalmeite aus dem südwestfälischen Hagen was von „Autoknacker schläft auf Fahrersitz ein“. Wir sind dann weggeratzt.

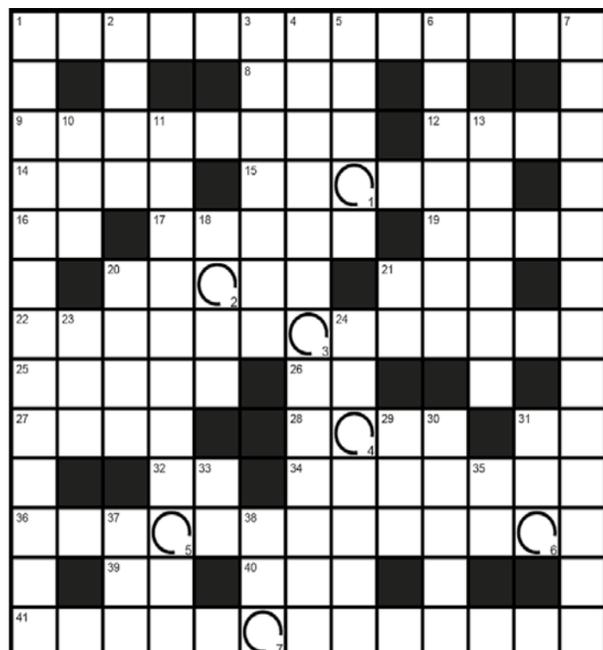


das wetter

Humorforschung

In Sachen „Timing“ haben die beiden Komiker Stannis Proktor und Marty Gämbel bis heute unerreichte Maßstäbe gesetzt. 1954 wurden die beiden Nachwuchskünstler für eine Show im „Salted Flamingo“ in Las Vegas gebucht, die bis heute andauert. Während Proktor seinen Einstiegsmonolog immerhin Ende der Achtziger mit der Pointe „Nein, in Hawaii!“ abschloss und seitdem einen Witz erzählt, in dem es entweder um Hunde,

einen Donut und den Immanenzbegriff bei Kierkegaard geht, irrt Gämbel noch immer orientierungslos durch seinen ersten Act – eine Pantomime. Mittlerweile ist die erste Publikumsgeneration verschwunden, sodass niemand mehr den Anfang der Nummer erlebt hat, und Gämbel selbst zeigt deutliche Zeichen von Demenz. Humorforscher glauben jedoch, dass er hinter einer nicht vorhandenen Glas-scheibe zu stehen glaubt.



Wahres Rätsel 331 von RU

Die Ziffern hinter den Fragen zeigen die Buchstabenanzahl.

1. Mal merkt der Geistinhaber gar nichts mehr, mal geht er mit übermäßiger Begeisterung an die Sache (13); In diesem Standardwerk des Volkshumors steht eine Frau im Mittelpunkt (13)
2. Zwischen Spiel und Sieg (4)
3. Ein Näschen für Pferde (7)
4. Spätestens nach neun Monaten kommt es wieder in den Schrank (13)
5. Weihnachtsland (5)
6. Der sprachlich Behauchte (7)
7. Der Ort der größten Gefährdung (13)
8. Marsellus' Mia war ihr Durchbruch (Vorn.) (3)
9. So ist das Hoch, das sich nicht von der Stelle bewegt (8)
10. Nichtreligiöser Aufruf zur Umkehr (3)
11. Nach Ernst Neger sind wir's alle und es war immer so (11)
12. 2,54 cm (4)
13. Walther erfand eine Lampe, allerlei Kriegsgerät, bekam aber den Nobelpreis und eine posthume Würdigung von Einstein (6)
14. Nicht der letzte, aber doch der dritte Schrein neben Asakusa und Toshogu (4)
15. Zustand dessen, der sich nicht mehr rührt (6)
16. Der Vornehmheitsnachweis mitten in 22 (2)
17. Auch dort ließ der Kini eines seiner Schlösser errichten (5)
18. Hat es wirklich keine Seele? (4)
19. Der Nebenfluss von Duero und Po ist auch mittelerdenotiert (4)
20. Auf denen lief Heinrich IV. Richtung Canossa (5); Verhält sich zu Nico wie Michael zu Mick (4)
21. Sie macht Arbor zur Großstadt (3); Schmerz! (2)
22. Platt klingt zu platt (13)
23. Der Zug, der aus der Kälte kam (3)
24. Zumindest dürfte Aristoteles der Erste gewesen sein (7)
25. Buchender Baum in spe (5)
26. Auferlegt ein Schweigegebot (2)
27. Strudelt (4)

28. Der Titan aus dessen vier Buchstaben ist nur entfernt so mächtig wie das Original (4)
29. Auch er hat eine Vorsteherdrüse (3)
30. Die Zahl wurde durch alle bekannt (5)
31. Mailt Österreich etwa im Auftrag der Bibel? (2); So ziemlich das Größte (3)
32. Der Ton schlechthin beim Trallala (2)
33. Namentlicher Kehrwert ebendieses (2)
34. Die schimmernd-geflogelte Räuberin über den Teichen (7)
35. Verlängert 32 zur Laternensteherin-besingerin (Vorn.) (2)
36. Rechnerchip plus Rheinende plus Netz-gewebe, zusammen hochvernünftig (13)
37. Jonathan gehört zu Jogis Jüngeren (3)
38. Wird gern geerntet (3)
39. Wenn der Hänger zum Künstler wird (2)
40. Ostseesinselchen (3)
41. Wo gebissen wird, bleiben sie zurück (13)

Auflösung vom 5. 1. 2019: ZAUNKOENIG
 1 STIEFELKNECHT, SCHARFSICHTIG;
 2 ISCHE; 3 EPHESE; 4 FAZ; 5 LEINE-
 STAEDTER; 6 KUTE; 7 ETTER; 8 CHARADE;
 9 HAG; 10 TRESORKNACKER; 11 SPA; 12 EU;
 13 THAR; 14 HOCHZEITSTAGE; 15 SUBITO;
 16 HE; 17 NEUER; 18 RUESCHE; 19 CRI; 20
 HOF; 21 BRAVO; 22 VICIT; 23 EROS; 24 DIR;
 25 SCHRIFTSTUECK; 26 HOREX; 27 SPE;
 28 APO; 29 IN; 30 ROTSEE; 31 OTTOS;
 32 SALBE; 33 RUTA, RAH; 34 URNER; 35
 HOET; 36 OELE; 37 AD; 38 AAR; ACTA; 39
 TEXTILTECHNIK; 40 ELF; 41 IL; 42 BELT; 43
 GEISTERFAHRER
 Gewinner: Günter Stremmel, Bonn; Xaver
 Rimmele, Immenstadt, Tim Stoffers, Spreit-
 bach
 Zu gewinnen gibt es je ein Buch eines
 taz-Autors oder einer taz-Autorin. Schi-
 cken Sie das Lösungswort bitte bis zum
 Einsendeschluss am 16. 1. 2019 (Datum
 des Poststempels) per Postkarte an: taz,
 Friedrichstraße 21, 10969 Berlin, oder per
 E-Mail an: raetsel@taz.de. Der Rechtsweg ist
 wie immer ausgeschlossen.

POLITIK

Das hätte Rommel seinen ParteifreundInnen nicht durchgehen lassen, egal auf welchem Felde der Stadtpolitik. Wider besseres Wissen, wider die Vernunft und die vielen Erkenntnisse rund um den Erdball wird eine sinnvolle Diskussion unterbunden. Immer die billigen politischen Punkte und den nahenden Wahlkampf im Blick, gibt der CDU-Kreisvorsitzende Stefan Kaufmann seine „Empörung“ und seine „Fassungslosigkeit“ zu Protokoll, weil Fritz Kuhn die alte Debatte über eine sinnvolle Verkehrslenkung neu beleben will. Zudem, so Kaufmanns Behauptung, habe Kuhn im Wahlkampf das Gegenteil versprochen und sei insofern wortbrüchig geworden. Vielleicht würde Rommel einen seiner berühmten Sprüche auspacken, mit denen er sein Publikum zu unterhalten pflegte, bis die Tränen kamen. Auf jeden Fall würde schnell klar, auf welcher Seite der Alt-OB stünde: nicht auf der seiner Partei.

Denn mit voller Absicht werden zwei Begriffe vermengt. Kuhn hatte in seinem Wahlkampf 2012 tatsächlich erklärt, eine City-Maut werde es mit ihm nicht geben. Und obwohl die Nahverkehrsabgabe ein völlig anderes Instrument ist, stecken die CDU-Kommunalpolitiker beides in einen Sack, um ordentlich darauf einprägen zu können. Anders als die City-Maut verlangt die Nahverkehrsabgabe von allen, die mit ihrem Auto nach Stuttgart fahren wollen, einen Betrag abzuführen bis hin zum Jahresticket für den öffentlichen Personennahverkehr, kurz: ÖPNV.

Dahinter steckt die realistische Hoffnung, dass dieses Ticket immer öfter genutzt und das Auto stehengelassen wird. Er kenne seine Schwaben, so Rommel Anfang der 1990er Jahre: Wenn sie erst einmal bezahlt hätten für Bus und Bahn, dann würden sie auch einsteigen. Die City-Maut hingegen muss bei jeder Einfahrt entrichtet werden. Immerhin lenken 14 europäische Städte ihren Verkehr auf diese Weise, von Bergen und Oslo über Edinburgh und London bis Mailand und Rom. In Stuttgart, dem Mekka der Premium-Hersteller, ist so etwas allerdings politisch nicht durchsetzbar.

Die CDU spielt mal den Antreiber, mal den Bremser

Als Erwin Teufel vor 28 Jahren Ministerpräsident wurde, strebte die Debatte um verkehrslenkende Maßnahmen einem ersten Höhepunkt entgegen. Aufgegriffen hatte diese Idee der Grünen ausgerechnet ein CDU-Mann, Manfred Rommel, damals Präsident des Deutschen Städtetags. In einem dpa-Gespräch vom Januar 1991 vertrat er die Ansicht, auf Dauer führe an einer solchen Abgabe „kein Weg vorbei“.

Turnusmäßig trafen sich damals Unionsfraktionschefs aus Bund und Ländern in Stuttgart, erstmals saßen jene



Rommels Erbe ausgeschlagen

Gerade erst rühmte die Stuttgarter CDU Manfred Rommel anlässlich seines 90. Geburtstags. Sein politisches Vermächtnis zählt jedoch wenig. Denn der populäre OB war Anhänger einer Nahverkehrsabgabe – wie sein Nachfolger Fritz Kuhn. Weil der aber ein Grüner ist und die Kommunalwahl ansteht, müssen die Schwarzen heute mit Vehemenz dagegen sein.

Von Johanna Henkel-Waidhofer

aus den neuen Ländern mit am Tisch. Eine gemeinsame Resolution schrieb der Verkehrspolitik „eine neue Dimension“ zu, nicht nur zwischen West und Ost, sondern auch im Verhältnis Straße zu Schiene. „Die Zahlen unterstreichen den Handlungsbedarf“, sagte Heinrich Haasis, damals CDU-Fraktionsvize im Stuttgarter Landtag und später Deutschlands Sparkassen-Präsident. Von 1970 bis 1989 hatte sich der Straßenverkehr etwa verdoppelt, während es auf der Schiene „kaum Zuwachs“ gab. Und Haasis berief sich auf eine Shell-Studie, die für 2010 eine massive Zunahme der Autodichte gerade in Innenstädten vorhersagte.

Besonders beeindruckt waren vor dem beginnenden Landtagswahlkampf 1992 die Verkehrspolitik aller Fraktionen im baden-württembergischen Parlament von den Warnungen der Münchner Experten der Intraplan Consult. Bei gleichbleibender Verkehrspolitik „stranguliert sich

das Automobil selbst“, erläuterte deren Geschäftsführer Hans-Ulrich Mann bei einer Anhörung. Mit einer Erhöhung der Mineralölsteuer, mit einer „Sonderabgabe für Autos“ oder mit beidem müsse gesteuert werden. Selbst die FDP wollte sich dem in einem Gesamtkonzept nicht verschließen, wie Fraktionschef Walter Döring erklärte.

In der Stuttgarter CDU saßen Antreiber wie Bremser. Rommel argumentierte mit dem weiteren Ausbau des öffentlichen Nahverkehrs, der ohne Abgabe „sehr erschwert“ werde, weil Kosten allein aus Steuermitteln nicht zu bestreiten seien. Gerhard Mayer-Vorfelder, Kreisvorsitzender und Finanzminister, stellte sich offen gegen den Parteifreund und wollte die „Autofahrer nicht weiter schröpfen“. Die drangvolle Enge in den Straßenbahnen lasse ein Umsteigen gar nicht zu.

An Rommels und Teufels Seite stand Günther Oettinger. Nach Späths Rück-

tritt war der heutige EU-Kommissar neuer Fraktionschef im Landtag geworden. Nach seiner Meinung würden „die Bürger unangenehme Neuerungen akzeptieren, wenn rechtzeitig gesagt wird, was zu erwarten ist“. Besonders eng war der Schulterschluss zwischen Rommel und Thomas Schäuble. Teufel hatte den jüngsten von drei Schäuble-Brüdern zum Chef eines eigenständigen Verkehrsministeriums berufen. Und der wollte Nägel mit Köpfen machen, gestützt auf ein Rechtsgutachten, das einer Nahverkehrsabgabe seinen Segen gegeben hatte, wenn die Einnahmen daraus allein in den ÖPNV flössen.

Aus der fortschrittlichen Idee wurde nichts. Einen ersten förmlichen Beschluss gegen den eigenen Ministerpräsidenten Teufel fasste der Bezirksverband Nordwürttemberg im Juni 1991. Nein, konterte Teufel, die Idee sei damit „nicht tot“. De facto war sie es. In der Großen Koalition von CDU und SPD ab 1992 gab es zwar noch einzelne Vorstöße aus der Regierung, die Karten waren aber neu gemischt. Unter anderem, weil die CDU dem ungeliebten SPD-Umweltminister Harald B. Schäfer einen derartigen Erfolg nicht gönnen mochte.

Erst 2005 kommt die Idee in der CDU wieder auf die Tagesordnung, als 75 Euro jährlich vorgeschlagen waren, die beim Kauf einer VVS-Fahrkarte verrechnet würden. Oettinger, inzwischen Ministerpräsident, sah sich aber an seine früheren Einsichten nicht mehr gebunden: „Die Erhöhung der Kosten für das Auto und Verringerung der Kosten für den öffentlichen Personennahverkehr sind die beiden Standbeine einer künftigen Verkehrspolitik“, hatte er Anfang der 1990er Jahre verkündet. Ein gutes Jahrzehnt später sah er die Sache ganz anders: Eine Nahverkehrsabgabe sei „zu bürokratisch und mittelstandsfeindlich“.

Alles nicht richtig, aber für die CDU offenbar zentral. Damit fällt sie sogar

U-Bahn vor: AutofahrerInnen könnten den ÖPNV finanzieren helfen.
Fotos: Joachim E. Röttgers

dem „großen Mann der CDU in Stadt und Land“ (Kaufmann) in den Rücken. „Wir sind dankbar dafür, dass Manfred Rommel diese Stadt mehr als zwei Dekaden geprägt hat“, sagt der Kreisvorsitzende, der besser mal ins Archiv gestiegen wäre. O-Ton Rommel Anfang 1991: Er wünsche sich die Einführung einer Nahverkehrsabgabe „so schnell wie möglich“.

Inzwischen hat die CDU das Thema wieder so sehr Grünen überlassen, dass Ministerpräsident Winfried Kretschmann laut über eine neue Studie nachdenkt, quasi zu Umerziehungszwecken. Auch wenn vor dem Gutachten nach dem Gutachten ist. Denn eine sogenannte „Grundlagenuntersuchung“ liegt bereits seit dem vergangenen August vor. Daraus geht hervor, dass die Nahverkehrsabgabe – in Mobilitätsausweis umbenannt – „die beste Lösung ist“. Sie würde zur Nutzung von ÖPNV-Angeboten berechtigen, müsste von allen erworben werden, die mit ihrem Auto in die Stadt fahren wollen.

„Das ist eine versteckte City-Maut“, reagierte die parlamentarische Geschäftsführerin der CDU-Fraktion unverzüglich und warf ebenfalls beide Instrumente in einen Topf. Reflexe wie diese bestärken den Regierungschef erst recht, an der Idee einer Untersuchung, etwa durch Prognosen, festzuhalten. Nur so seien „Kontroversen zwischen Grün und Schwarz auflösen“, nur so Einschätzungen „durch Tatsachen zu widerlegen“. Gutachten seien „ein gutes Mittel“, sagt Kretschmann, weil, „wer nicht zu tief im ideologischen Schützengraben sitzt, dann den Kopf herausstrecken kann“. Für die Stuttgarter CDU müsste eigentlich schon die Erinnerung an Manfred Rommel reichen, um ebendieses zu bewerkstelligen.

**ZEITGE
SCHEHEN**

Der Anspruch darauf, als Mensch wahrgenommen, anerkannt und respektiert zu werden, war in den historischen Frauenbewegungen immer auch mit dem Interesse verbunden, Einsichten in die Mechanismen von Herrschaft und Ausschluss zu gewinnen. Das machte sie zu einer (herrschafts-)kritischen Kraft, und damit wurden sie für die vorherrschenden Ordnungen auch gefährlich.

Es ist bemerkenswert, wie heftig – und auch hasserfüllt – das Bemühen um Gleichberechtigung heute erneut attackiert wird. Von so etwas wie „Gender-Ideologie“ (oder „Frauengedöns“) zu sprechen, bedeutet, die Fragen nicht anzuerkennen, die sich auf Ungleichheit, Ungerechtigkeit und Herrschaft in den Geschlechterverhältnissen beziehen. Sie vielmehr entweder zu verzerren, zu dämonisieren, oder auch zu verharmlosen und zu verniedlichen.

Vieles an den heutigen Debatten erinnert auf beunruhigende Weise an die Verachtung demokratischer Prozesse zur

Frauengedöns

Vor hundert Jahren wählten Frauen in Deutschland zum ersten Mal. Der Stuttgarter Landtag feiert das mit der Festveranstaltung „Herrengedeck und Frauengedöns“. Unsere Autorin moderiert dort einen Arbeitskreis. Einige Gedanken zu einer Jahrhundertfeier.

Von Gastautorin Susanne Maurer

Zeit der Weimarer Republik. Eins ist für mich klar: Das Eintreten für (mehr) Freiheit und Gerechtigkeit in den Geschlechterverhältnissen bedeutet auch ein Eintreten für (mehr) Freiheit und Gerechtigkeit für alle Menschen. Es geht ums Ganze der Herrschaftskritik. Vielleicht nerven Feminismus und an Vielfalt und Pluralität orientierte Positionen deshalb so, vielleicht fallen die Attacken deshalb so

hässlich aus? In aktuellen gesellschaftlichen Tendenzen scheint die Bereitschaft zur respektvollen Auseinandersetzung zu schrumpfen, der Raum des Demokratischen sich zusammenzuziehen.

Die Vergegenwärtigung der Kämpfe um gleichberechtigte, gleichrangige und gleichermaßen anerkannte politische und gesellschaftliche Teilhabe zeigt uns,

dass einmal errungene Rechte und Möglichkeiten nicht für alle Zeiten gesichert sind. Sie erscheinen gerade heute wieder gefährdet. Vor allem dann, wenn sie nicht bewusst gewürdigt und verteidigt werden; wenn sie nicht in – zugegeben, manchmal recht mühsamen und auch langwierigen – demokratischen Prozessen lebendig gehalten und weiterentwickelt werden. In diesem Jahr feiern wir auch 70 Jahre Grundgesetz, und doch scheint der Geist dieses Grundgesetzes vielen fremd geworden zu sein.

Eine radikal-demokratische Haltung zeichnet sich aus durch ein entschiedenes Bekenntnis zu Egalität und Pluralität. Dazu gehört die Bereitschaft zur gerechten Umverteilung – von Macht, materiellen wie immateriellen Ressourcen. Dazu gehört die Bereitschaft zur Anerkennung von Verschiedenheit und „Andersheit“, mag das auch noch so irritierend sein. Hilfreich ist hier sicherlich ein leidenschaftliches Interesse an dem noch Unbekannten, noch Ungekannten (auch in uns selbst!); eine Neugier auf die mannigfaltigen Möglichkeiten des Menschlichen. Hilfreich ist die Liebe zur Frage, nicht zur

schnellen Antwort. Unabdingbar auch: der Mut zum Dissens.

Demokratie in diesem Sinne, als gelebte Praxis, die wirklich alle meint und mit einbezieht, ist keine bequeme Sache. Sie verlangt uns Geduld und Durchhaltevermögen, einen langen Atem für die Klärung von komplexen Sachverhalten und Aufgabenstellungen, ein Aushalten von Widersprüchlichem, Mehrdeutigem, Konflikthaftem.

Die historischen Erfahrungen derjenigen, die nicht gemeint waren, die nicht teilhaben sollten, denen der Zugang zur Welt – mit all ihren immateriellen und materiellen Schätzen – nicht gewährt werden sollte, legen davon beredtes Zeugnis ab.

Sie können uns auch heute als „Rohstoff der Erfahrung“ dienen, uns ebenso beflügeln wie zaudern lassen. In jedem Fall fordern sie uns heraus, genau hinzuschauen, was gerade geschieht. Und zugleich laut und deutlich für das einzutreten, was erkämpft und erarbeitet worden ist, weil wir dessen Kostbarkeit plötzlich wieder besser wahrnehmen und spüren können.

POLITIK

Herr Hermann, Stuttgart 21 trägt extrem zur Finanzierungslücke und dem desolaten Zustand der Bahn bei, die Sie in ihrem Brandbrief anprangern (siehe Teil 1 des Interviews in Kontext 405). Bis 2021 soll der Anteil des Projekts an den Nettoinvestitionen der DB auf ein Fünftel steigen. Wäre so gesehen ein Ausstieg nicht besser für die Bahn?

Grundsätzlich muss man sagen: Alle Großprojekte haben die Bahn schwer belastet. Die Planungs- und Baukapazitäten fehlen einfach in anderen Bereichen. Die Konzentration auf die Großprojekte mit viel Geld hat den Effekt gehabt, dass das Nebennetz, das aber für den ländlichen Raum und den Nahverkehr wichtig ist, nicht elektrifiziert ist, nicht auf dem neuesten Stand ist, ganz zu schweigen vom Güterverkehr. Stuttgart 21 ist im Unterschied zu den Aus- und Neubaustrecken, die der Bund komplett finanziert, ein Projekt der DB, das hat das Verkehrsministerium immer betont. Und ich glaube, wenn man heute eine Abstimmung im Bahnvorstand machen würde, würde man nicht mehr viele Befürworter für Stuttgart 21 finden.

Warum also nicht den endlosen Schrecken beenden?

Mit Verlaub, ein Höhlenwerk und eine Grube, für die man schon mindestens drei Milliarden Euro ausgegeben hat und mindestens anderthalb Milliarden fest gebunden sind, jetzt abbrechen, das kann man niemandem mehr erklären und rechtfertigen. Selbst wenn man jetzt den Kopfbahnhof modernisieren oder das Kombimodell machen wollte – man müsste komplett von vorne anfangen mit einer neuen Planfeststellung. Und wir wissen ja, wie lange das dauern kann; am Flughafen gibt es ja bis heute noch keine Planfeststellung, obwohl da schon 20 Jahre geplant wird.

Genau das spräche ja eher für einen Ausstieg.

Diejenigen, die immer noch aussteigen wollen, glauben vermutlich, dass das eine einfache und schnelle Lösung wäre. Das ist aber ein großer Irrtum: faktisch und politisch. Der Volksentscheid ist eben so gelaufen, dass damit eine Regierung gebunden ist. Sie muss das Projekt zwar nicht realisieren, aber die vertraglich zugesagten 930 Millionen Euro zahlen und das Projekt förderlich begleiten. Denn Bauherr ist ja die Deutsche Bahn, nicht das Land Baden-Württemberg, nicht die Stadt oder die Region. Und wir im Ministerium haben festgestellt: Seit das Verhältnis geklärt ist, können wir mit den Fachleuten der Bahn ganz gut arbeiten und kommen auch an die Schwachstellen des Projekts ran. Und die arbeiten wir sukzessive ab. Aber grundsätzlich rumdrehen können wir das Projekt nicht mehr.

Trotzdem haben Sie Stuttgart 21 als „größte Fehlentscheidung in der Eisenbahngeschichte“ bezeichnet.

Da habe ich den Mund vielleicht ein bisschen voll genommen, weil ich nicht die gesamte Eisenbahngeschichte kenne. Aber Stuttgart 21 ist auf jeden Fall eine grandiose Fehlentscheidung gewesen, die in jeder Hinsicht sehr teuer ist. Schauen wir uns nur an, was die Baustelle alles an Verkehrsstörungen und Minderung der Lebensqualität in der Stadt auslöst. Bis die Entscheidung zum Bau gefallen ist, hat sie 20 Jahre lang alle Modernisierungsinvestitionen in die Stadt und in das Schienensystem blockiert. Heute ist Stuttgart eine einzige Großbaustelle, und das Ding wird und wird nicht fertig. Nur immer teurer.

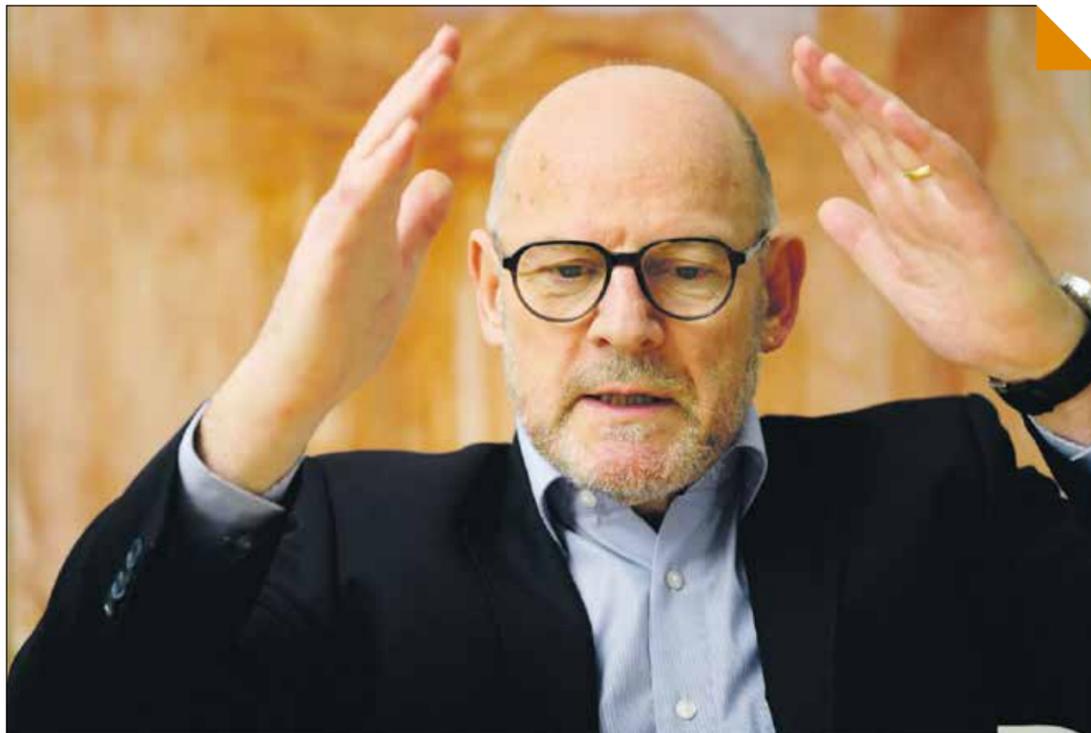
Wie lautet Ihre Prognose? Wann ist S 21 fertig und zu welchem Preis?

Meine Antwort lautet: Einstweilen Ende 2025 und einstweilen liegt der Kostenrahmen bei 8,2 Milliarden Euro.

Die Betonung liegt auf einstweilen.

Die Betonung liegt auf einstweilen. Und für die Fertigstellung der Gäubahn-Anbindung über den Flughafen kann die Projektgesellschaft kein Datum nennen. Sie haben betont, das Projekt habe inzwischen drei Milliarden Euro verschlungen. Jetzt sei ein Abbruch nicht mehr vermittelbar. Wackersdorf, die milliardenteure Wiederaufbereitungsanlage, ist sogar nach der Fertigstellung beerdigt worden.

Die Wiederaufbereitungsanlage brauchte man nicht mehr, es ergab keinen ökonomischen Sinn für die Betreiber. Aber einen funktionierenden Bahnhof braucht die Bahn. 2013, als der große Kos-



„S 21 bleibt eine grandiose Fehlentscheidung“

Im zweiten Teil des Kontext-Interviews erklärt Verkehrsminister Winfried Hermann, warum er einen Ausstieg aus Stuttgart 21 nicht für realistisch hält, wie er die Bahn-Klage zur Mehrkostenübernahme beurteilt – und wie er mit der Kritik von Projektgegnern umgeht.

Interview von Oliver Stenzel

tensprung von 4,5 auf 6,5 Milliarden Euro bekannt wurde, hat die Bahn noch einmal erwogen, Stuttgart 21 zu stoppen. Damals wurde zum ersten Mal im Bahnvorstand und im Aufsichtsrat über Wochen und Monate gerechnet. Und damals war noch vergleichsweise wenig Geld ausgegeben beziehungsweise gebunden, etwa ein oder zwei Milliarden Euro. Das war der letzte Zeitpunkt, zu dem man mit gemeinsamem politischem Willen sinnvollerweise hätte aussteigen können. Dafür habe ich mit guten Argumenten geworben. Allerdings war dieser Wille beim damaligen Koalitionspartner SPD und letztlich auch bei der DB nicht vorhanden.

Heißt das, dass die Bahnspitze auch damals nicht unbedingt weiter bauen wollte?

Bahnmanager haben mir gegenüber betont, dass sie nicht an dem Projekt hängen, dass sie sich nach der Politik richten würden. Sie seien vertraglich verpflichtet zu bauen. Wenn die Politik beziehungsweise die Vertragspartner Stopp gesagt hätten, wäre das für sie auch in Ordnung gewesen. Stattdessen aber hat der damalige Finanzminister Wolfgang Schäuble öffentlich erklärt, das Projekt sei von allergrößter Bedeutung für Deutschland, die Kanzlerin sprach von einer überragenden nationalen Bedeutung, es gehe um den Ruf Deutschlands in der Welt, als Industrienation, die Großprojekte kann. Und deshalb haben sie es dann durchgezogen.

Hardliner hinter jeder Ecke.

Der Stuttgarter Gemeinderat ist mehrheitlich nach wie vor dafür, die Regionalversammlung ebenso, CDU, SPD und FDP stehen sofort auf der Matte, wenn über Alternativen nachgedacht wird, und im Landtag haben wir das gleiche Spiel. Auch wenn angesichts der Verzögerungen und Kostensteigerungen das peinliche Schweigen vieler Befürworter von einst unüberhörbar ist, gibt es nach wie vor leidenschaftliche Verfechter des Projektes.

Das weiß auch die Bahn und klagt seit Ende 2016 auf die Übernahme der Mehrkosten.

Ich darf daran erinnern, dass es der frühere Ministerpräsident Günther Oet-

tinger und Stuttgarts Ex-OB Wolfgang Schuster waren, die im Finanzierungsvertrag rund zwei Drittel der Kostenrisiken von 1,5 Milliarden Euro fest übernommen haben. Darüber hinaus gibt es nur eine Sprechklausel, die keinen Anspruch der Bahn auf Übernahme weiterer Mehrkosten begründet. Im Übrigen hat die damalige Bahnspitze lieber die finanzielle Festzusage der Projektpartner angenommen als eine prozentuale Risikobeteiligung. Die haben doch selbst geglaubt, dass damit die Finanzierung geklärt sei.

Es ist erstaunlich ruhig an dieser Front. Sie gehen davon aus, dass der Bund einspringen wird.

Ich kann nur sagen: Der Bund hat letztlich politisch entschieden, weiterzumachen, auch wenn es teurer und womöglich unwirtschaftlich wird, und damit hat er auch die Verantwortung für das Projekt übernommen.

Die Bahn muss jetzt ans eigene Geld.

Die größten Anteile der bisherigen Ausgaben sind von den Projektpartnern bezahlt worden. Jetzt kommt die Bahn selbst immer stärker in die Finanzierung, und das tut weh. Daher rühren ihre Aufschreie, und nun muss der Bund eben überlegen, ob er sein Unternehmen weiter in die roten Zahlen rutschen lässt wegen der Infrastrukturkosten, oder ob er sagt: Für den Ausbau der Autobahnen und Bundesstraßen zahlen wir auch Milliarden, allerdings direkt aus dem Haushalt.

Auch Ministerpräsident Kretschmann, für den der Käs gegessen war, ist plötzlich unwirsch und schimpft auf die Bahn. Was ist passiert?

Das war ein emotionaler Ausbruch angesichts der Nachricht, dass der Flughafen ein Jahr lang abgehängt wird von der S-Bahn. Fröhlich stimmt ihn wahrscheinlich auch nicht, dass alle unsere Prognosen, alle unsere Bedenken, die wir gegenüber S 21 geäußert haben, Realität geworden sind, und er sie jetzt mittragen muss.

Trotzdem: Die Regierung zieht immer den Volksentscheid als Legitimation für ihre Pro-S-21-Politik heran.

Wir haben in der Tat dadurch eine Verpflichtung, das Projekt zu unterstützen.

Es war einer meiner größten Irrtümer, zu glauben, Stuttgart 21 würde im Volksentscheid krachend scheitern. Ich war bis zum Schluss davon überzeugt, dass die Mehrheit uns Kritikern glaubt und Nein zu dem Projekt sagen würde. Hat sie aber nicht. Viele hatten offenbar gedacht, okay, es wird ein bisschen teurer und es dauert ein bisschen länger, wie alles im Leben. Hätten sie gewusst, dass es so viel teurer wird und so viel länger dauert, wäre der Volksentscheid womöglich anders ausgefallen. Da haben einige Leute schon böse die Wahrheit verdreht oder Wahrheiten nicht ausgesprochen, die auch damals schon bekannt waren. Rüdiger Grube hat dreist behauptet, dass 1,5 Milliarden bis zwei Milliarden Euro schon ausgegeben wären. Es waren tatsächlich maximal 400 Millionen Euro.

Da sind die Wähler offensichtlich nach Strich und Faden belogen worden.

Es gab in der Tat eine üble Desinformation, keine Frage. Aber das hilft heute nicht mehr. Recht haben hat in der Politik noch nie zum Erfolg geführt.

Wir erinnern uns: Nicht die Wahrheit entscheidet über die Lüge, sondern die Mehrheit über die Minderheit.

In der Demokratie haben alle ein Wahlrecht. Die Informierten und die weniger Informierten, auch die, die einfach anderer Meinung sind als man selbst. Das hat bisher im Großen und Ganzen funktioniert. Im Übrigen wurden damals in der Broschüre der Landesregierung zur Abstimmung die Argumente beider Seiten klar dargestellt.

Selbst die „Süddeutsche Zeitung“ hat S 21 als das „dümmste Bauprojekt“ Deutschlands bezeichnet.

Ich bewahre immer noch einen handgeschriebenen Brief von S-21-Vater Professor Gerhard Heimerl auf, in dem er versichert, nie dafür erworben zu haben, alles unterirdisch anzulegen und den Kopfbahnhof völlig aufzugeben. Er wollte eine Kombilösung, wie wir Grünen, mit einem optimierten Kopfbahnhof.

Die Aussicht auf das frei werdende Gelände hat dann offenbar die Phantasie der Entscheidungsträger angeregt.

Es gab einmal eine Zeit, Mitte der 1990er, in der behauptet wurde, S 21 würde allein durch den Verkauf des Geländes finanziert. Tatsächlich hat es die Bahn 2001 für umgerechnet 459 Millionen Euro an die Stadt verkauft. Und jetzt kommt's: Oberbürgermeister Schuster hat damals vertraglich vereinbart, dass die Bahn erst ab 2020 Zinsen zahlen muss, wenn das Gelände zu diesem Zeitpunkt nicht bebaubar ist. Wer hätte je gedacht, dass der

Vertraglich verpflichtet zum Weiterbau? Verkehrsminister Winfried Hermann steht Kontext Rede und Antwort. Foto: Joachim E. Röttgers

Schuster-Vertrag zur Geltung kommen würde und die Stadt für jedes Jahr nach 2020 aufsteigend bis zu 20 Millionen Euro kriegt?

Das ist aber schön für die Stadt.

Ich glaube, dass die Stadt Stuttgart am Ende den größten Vorteil aus dem Projekt zieht. Nicht in verkehrspolitischer Hinsicht, sondern wegen der Grundstücke. Das war auch immer das Hauptargument derer, die für Stuttgart 21 getrommelt haben. Für jeden Verkehrs- und Bahnpolitiker war klar, dass S 21 nicht geeignet sein würde, einen guten zukunftsfähigen Schienenverkehr mit viel regionalem Nahverkehr zu bewältigen. Wer einen Bahnhof baut, der für Fernverkehr optimiert ist, und für Nahverkehr eher eine Verschlechterung bringt, der hat ganz andere Absichten.

Deshalb sprechen nicht nur die Kritiker, sondern auch die Immobilienbranche immer wieder vom Immobilienprojekt S 21. In verkehrspolitischer Sicht aber ist der neue Bahnhof ein Rückbau, bietet weniger Kapazität als der Kopfbahnhof.

Ich schaue jetzt mal auf den Bahnhof, wie er heute dasteht. So sehr ich an ihm hänge, aber er ist längst nicht mehr so leistungsfähig wie er war. Er hat die 16 Gleise nicht mehr, mit entsprechenden Zulaufgleisen, die über marode Brücken und Strecken führen. Ich glaube nicht, dass der neue Bahnhof weniger leistungsfähig sein wird. Meine Befürchtung ist eher, dass er nicht ausreicht, wenn der Verkehr, so wie wir es vorhaben, verdoppelt wird.

Und dass nichts mehr funktioniert, wenn ein Tunnel mal gesperrt werden muss, etwa zur Sanierung wegen quellenden Anhydrits – wie der Engelberttunnel.

Das ist das eigentliche Risiko des neuen Bahnhofs. Wenn du nur einen Tag einen Tunnel sperren musst, ist das schon eine Katastrophe. Das bleibt ein unterirdisches anfälliges Engpasssystem, das von den Befürwortern natürlich so nicht gesehen wird. Nicht von ungefähr ist die Bahn beim sogenannten Stresstest während der Schlichtung von Heiner Geißler immer von einem funktionierenden System ausgegangen. Das ist ja der Trick der Bahn: Sie tut so, als wäre alles durchgeplant und getaktet. Und wir wissen, dass die Bahn-Welt so nicht ist.

Zum Schluss noch eine Frage zur persönlichen Befindlichkeit bei diesem Thema: Wenn Winfried Kretschmann für viele S-21-Gegner ein Verräter ist, sind Sie zumindest ein halber.

Für mich ist das sehr bitter, weil ich sicherlich einer derjenigen bin, die mit am längsten und intensivsten gegen Stuttgart 21 gekämpft haben. Manche dieser Damen und Herren, die heute dagegen protestieren, habe ich in der Phase, in der wirklich noch etwas bewegt werden konnte, nicht gesehen. Viele sind erst aufgewacht, als die meisten Entscheidungen schon gefallen waren. Aber heute so zu tun, als sei man im Besitz der alleinigen Wahrheit und der Volksentscheid nur Betrug gewesen, ist ärgerlich und demokratisch fragwürdig.

Für Sie offenbar Schlachten von gestern.

Da sind so viele gescheiterte Leute dabei, die ihre Zeit damit verschwenden, immer und immer wieder nachweisen zu wollen, dass dies oder jenes eine Lüge war. Man kann auch ein Leben in der Vergangenheit verbringen. Was hätten wir gewonnen, wenn wir alle zusammen versucht hätten, aus Stuttgart eine Stadt moderner Mobilität zu machen. Mehr Radverkehr, mehr öffentlicher Verkehr, mehr Veränderungen dort, wo wir noch etwas verändern können. Es gibt auch ein Leben nach Stuttgart 21.

Das Jahrhundertloch: Stuttgart 21

Immer neue Kostensteigerungen, Risiken durch den Tunnelbau, ungelöste Brandschutzfragen, ein De-facto-Rückbau der Infrastruktur – das sind nur einige Aspekte des Milliardengrabs. Unser Dossier zum Jahrhundertloch finden Sie unter www.kontextwochenzeitung.de/dossiers



Joachim E. Röttgers

Der mit den Schlangen ringt

Exklusiv in Kontext: das erste Foto vom S-21-Laokoon aus dem Atelier von Peter Lenk. Nur der Kopf fehlt, er bleibt noch geheim. Jetzt geht's um die Finanzierung. Ein Besuch beim Skandal-Bildhauer in Bodman, wo einem wieder mal das Lachen im Hals stecken bleibt.

Von unserer Redaktion

KULTUR

Für Kontext steigt der Meister, inzwischen 71 Jahre alt, auf die Leiter. Er will den richtigen Blickwinkel festlegen für seine Skulptur, an der er seit einem Jahr arbeitet. Sie zeigt einen kämpfenden Laokoon. Auf dem Bild darf er aber nur ohne Kopf zu sehen sein, weil es noch streng geheim ist, wer hier mit den Schlangen ringt. So viel haben wir in Kontext schon enthüllt: Die Ungeheuer sind unschwer als ICE zu erkennen, und das Ganze soll ein Denkmal für Stuttgart 21 werden. Für den „irren Tunneltrip durch Gipskeuper und Mineralbäder“, wie der Künstler sagt.

Lenk wäre nicht Lenk, wenn er nicht versuchen würde, bis zuletzt zu verbergen, was er genau im Schilde führt. Immerhin: Bei seiner Privatführung durch das Bodmaner Atelier lässt er erkennen, wer alles aufs Korn genommen wird. Diverse Ministerpräsidenten, sozialdemokratische Spitzenpolitiker, unerbittliches Justizpersonal, bohrende Unternehmer und weihrauchschwingende Pfarrer. Ihre Namen bittet der Bildhauer (noch) zu verschweigen; die Erfahrung hat ihn gelehrt, so lange wie möglich Identitäten nicht preiszugeben, um sich vor Klagen zu schützen.

Man schaute sich's an und lachte sich scheckig, wenn es nicht so bitter wäre. Lenk nennt sein Werk, an dem er bereits seit einem Jahr hingebungsvoll arbeitet, nicht von ungefähr „S 21 – Das Denkmal. Die Chronik einer grotesken Entgleisung“. Und wer seine Plastiken und Reliefs kennt, weiß, dass die verantwortlichen Figuren sauber modelliert und jederzeit identifizierbar sind, was zum Beispiel Martin Walser veranlasst hat, seinen Friseur in Überlingen zu wechseln. Auf dem Weg zum Barbier steht der „Bodensee-Reiter“, der ihn in gekrümmter Haltung auf dem Pferd zeigt, mit Schlittschuhen an den Füßen, und da wollte der Großdichter nicht mehr dran vorbei gehen.

Ein Wahrzeichen wie die „Imperia“ in Konstanz

Nun ist das eher eine kleine Episode verletzter Eitelkeit. Der Personen-Zug auf dem irren Tunneltrip ist eine andere Kategorie. Natürlich wegen der politischen Dimension, aber auch wegen der schieren Größe. Neun Meter hoch ragt die Skulptur, so hoch, dass man von unten nur noch vermuten kann, wer ganz oben schwebt. Es könnte ein Oberstaatsanwalt sein.

Und jetzt ist die Frage: Wo soll das Denkmal stehen? Verkehrsexperte Winfried Wolf und seine Freunde von der



S-21-Front hätten es gerne auf dem Stuttgarter Schlossplatz, dort, wo seit zehn Jahren demonstriert wird. Am vergangenen Montag war es das 447. Mal. Wolf meint, es könnte ein Wahrzeichen werden wie die Lenksche „Imperia“, die an der Konstanzer Hafeneinfahrt grüßt und inzwischen zu den bekanntesten Statuen Deutschlands zählt. Das habe doch „ausgesprochen positive Auswirkungen auf

Wirtschaft und Tourismus“, betont der Vetter von Justizminister Guido Wolf (CDU), wenn es zu einem „eindrucksvollen Kristallisationspunkt des öffentlichen Interesses“ werde.

Die Stadtverwaltung, solchen Effekten sonst zugeneigt, reagiert eher kühl. Zum einen, sagt Rathausprecher Sven Matis, sei die Kommune für den Schlossplatz nicht zuständig, weil Landesterrain, zum

Das hat Größe: Bei Lenks Kunstwerk, gerade mal zur Hälfte im Bild, reicht die 1,70 Meter große Belustigte nicht mal ans Feigenblatt heran.
Foto: Kontext

ändern habe das Kulturrat „aktuell auch kein Geld“, um neue Kunstwerke für den öffentlichen Raum anzuschaffen. Außerdem könne seine Behörde die Arbeit nicht, da sich Herr Lenk beim Kulturrat nicht gemeldet und auch kein Angebot unterbreitet habe.

Über solche Ängstlichkeiten, womöglich vor trojanischen Pferden, freut sich der Anarcho vom Bodensee. Geld von der Stadt? Iwo. Er wünscht sich nur einen angemessenen Standort und ist begeistert, wenn er hört, dass sich Verkehrsminister Winfried Hermann einen Platz direkt vor dem Hauptbahnhof vorstellen kann. Das Geld beschaffen andere.

Winfried Wolf zum Beispiel. Dass er geübt ist im Spendensammeln, hat er zuletzt im September 2018 bewiesen, als er für eine Anzeige in der FAZ („Stoppen Sie Stuttgart 21 jetzt“) nicht nur 2.800 Unterschriften gefunden, sondern auch mehr als 50.000 Euro zusammenbekommen hat. Viele davon sind wieder dabei, vereint im Lenkschen Credo, den öffentlichen Raum nicht den Spießern zu überlassen. Unter ihnen Lenks Freund Jürgen Resch von der Deutschen Umwelthilfe, Vincent Klink von der Wielandshöhe, Christine Prayon von der „heute-show“, der Regisseur Volker Lösch mit seinen S-21-Widerständlern Walter Sittler und Wolfgang Schorlau.

Sie werden wieder als Frontleute für eine Kampagne gebraucht, die diesmal mindestens 100.000 Euro erbringen soll, wobei die gesamten Kosten deutlich höher liegen. Dafür gibt es ein Denkmal beziehungsweise ein Mahnmal, das stets daran erinnern wird, wie unterirdisch Stuttgart 21 ist. Es werde, verspricht Lenk, in jedem Fall im Frühjahr 2020 fertig und aufgestellt – wo auch immer.

Auf der Website www.lenk-in-stuttgart.de finden sich weitere Informationen zu der Spendenkampagne.

WIRTSCHAFT

Wenn Uli Burchardt (CDU) eines Tages mal nicht mehr Oberbürgermeister von Konstanz am Bodensee ist, könnte man ihn sich auch gut auf der Bühne einer Fuck-Up-Night vorstellen. Das sind diese gerade überall sehr beliebten Abende, an denen Menschen auf einer Bühne möglichst lustig über ihr Scheitern reden. Burchardt hätte da eine gute Geschichte parat. Sie geht in Kurzform so: Eine Stadt wünscht sich seit Jahrzehnten ein Veranstaltungshaus. Der OB sieht plötzlich eine Chance dafür und setzt alles auf eine Karte. Der Plan geht schief. Das Sehnsuchtsziel wird zum Millionengrab. Vorerst.

Tatsächlich ist das einstmalige als „Jahrhundertchance“ beworbene Projekt „Bodenseeforum“ seit der Eröffnung im Herbst 2016 böse abgestürzt. 20 Millionen Euro hat die Stadt in den Kauf und Umbau einer ehemaligen Fabrikhalle investiert, vier Geschäftsführer haben es in zwei Jahren nicht geschafft, das groß angekündigte Kongress- und Tagungsgeschäft ins Laufen zu bringen. Die Einnahmen blieben zu gering, die Kosten galoppierten davon. Aktuell hat das Haus ein jährliches Defizit von rund 2,8 Millionen Euro. Der Blick in die Zukunft ist nicht wesentlich rosiger: Insider gehen davon aus, dass man auch in den kommenden Jahren mit einem Minus zwischen 2 und 2,5 Millionen Euro rechnen muss. Pro Jahr. Erste Reaktion darauf: Ende Dezember wurde mit Jochen Lohmar der vierte Geschäftsführer des Hauses gefeuert.

Schon die Vorgeschichte des Bodenseeforums war schwierig (Kontext berichtete in Ausgabe 307), nach der Eröffnung wurde es eher noch komplizierter: Ständige Wechsel im Personal, unzufriedene Gäste, ausbleibende Nachfrage. Und so hat, knapp zweieinhalb Jahre nach der Eröffnung, die Debatte über die Zukunft des Hauses begonnen. Sämtliche Szenarien von Verkauf bis Neuausrichtung sind inzwischen möglich. Für die Stadt und vor allem für Oberbürgermeister Uli Burchardt entwickelt sich das Veranstaltungs- und Kongresshaus zunehmend zum Desaster. Ein Großteil der Bevölkerung hat



Millionenspiel am Bodensee

Durchgeboxt als „Jahrhundertchance“, vorerst geendet als Millionengrab: Das Bodenseeforum in Konstanz zeigt exemplarisch, wie Kommunen an Großprojekten scheitern können.

Von Michael Lünstroth

sich von dem Projekt abgewendet, auch in der Politik schwindet der Rückhalt. Selbst aus bürgerlichen Kreisen hört man inzwischen Sätze wie diesen: „Man hätte das Haus zum 1. Januar dichtmachen sollen, um nicht weiter Geld zu verbrennen“, sagt Anselm Venedey, Stadtrat der Freien Wähler. Das Haus habe keines der Versprechen gehalten, die im Vorfeld gemacht wurden.

Da ist was dran. Weder wurde das Bodenseeforum ein Haus für alle Konstanzer, noch brachte es Konzerte und Kulturveranstaltungen in die Stadt, die es hier vorher nicht gab, und das ganze Tagungsgeschäft kam ohnehin nie in Fahrt. Das aufregendste, was bislang in dem Haus mit Seerhein-Blick stattfand, war der Landesparteitag der Grünen im

vergangenen Oktober. Wirtschaftlich gesehen ist die Bilanz vernichtend: Statt der in der Planung bereits für 2018 vorhergesagten Gewinne wird das Finanzloch Jahr um Jahr größer. Das macht diese Geschichte auch zu einem Beispiel dafür, wie Politik sich Millionenprojekte schön rechnet, wenn sie durchgepeitscht werden sollen.

Mit blumigen Versprechungen gelockt

Die Stadt selbst hat in einer knapp 30-seitigen Aufarbeitung des Falls mehrere Gründe für die Entwicklung ausgemacht: Die unglücklichen Personalentscheidungen, die explodierenden Kosten sowie ein früherer Berater, dem man zu lange vertraut habe. Das ist aber nur ein Teil

Hier geht viel Geld den Bach runter: Bodenseeforum in Konstanz.

Foto: Patrick Pfeiffer

der Wahrheit. Dazu kommen auch handwerkliche Fehler, mangelndes Fingerspitzengefühl (der OB ließ zu, dass auch seine Ex-Frau über Monate ohne Ausschreibung als Beraterin engagiert wurde) und insgesamt eine fehlende Idee dazu, was man mit dem Haus eigentlich will. „Wir haben nicht gefragt, welches Konzept wir für unsere Stadt brauchen“, fasst Winfried Kropp, Fraktionsreferent der SPD im Gemeinderat, die entscheidenden Versäumnisse in der Projektplanung zusammen.

Weshalb wird so ein millionenschweres Projekt nicht sorgfältiger geplant? Liest man den Bericht der Stadtverwaltung zur Aufarbeitung des Falls, dann kann man den Eindruck bekommen, dass der frühere Berater Michel Mauge weitgehend schalten und walten konnte, wie es ihm gefiel.

Das ganze Desaster jetzt aber nur einem Berater anzulasten, wäre zu einfach. Der Gemeinderat hat auch seinen Anteil daran: Wesentliche Beschlüsse zu Kauf und Umbau der Fabrikhalle sind mit großer Mehrheit gefasst worden. Einzig die Linke Liste hat sich immer klar gegen das Projekt gestellt. Haben sich die restlichen gewählten Vertreter blenden lassen? Anselm Venedeys (Freie Wähler) Antwort darauf ist bemerkenswert: „Ich hatte von Anfang an Bedenken bei dem Projekt. Aber ich habe wie viele andere wahrscheinlich auch gehofft, dass es schon funktionieren würde“, so der Stadtrat offen.

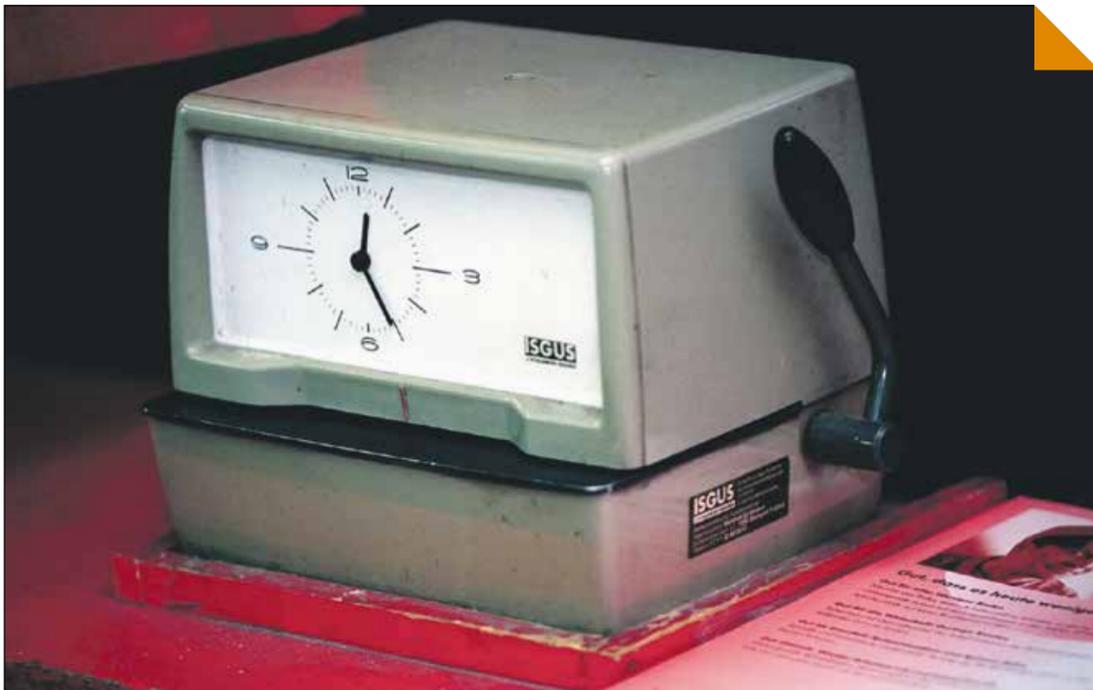
Die größte Verantwortung für das Projekt liegt beim Oberbürgermeister. Uli Burchardt hat das Vorhaben unter großem Druck durchgesetzt. Selbst wenn man ihm zugute halten möchte, dass er das Haus als Zukunftschance für seine Stadt sah, stellt sich die Frage, weshalb er vor der Abstimmung über den Kauf des Hauses so großen Zeitdruck aufbaute. Als sei das ganze eine Jetzt-oder-nie-Entscheidung. Dabei steckte der damalige Eigentümer der Immobilie, der Solaranlagenbauer Centrotherm, mitten im Insolvenzverfahren. Die Stadt hätte locker warten können.

Auch das andere von Burchardt damals oft erwähnte Argument, dass man mit dem Kauf des Gebäudes einen Umzug der Industrie- und Handelskammer (IHK) nach Singen verhindern könne, halten heute viele für aufgebauscht. Kaum einer in der Politik glaubt heute noch daran, dass es diesen Druck seitens der IHK überhaupt gab. Aber allein die Spekulationen darüber spielten dem Oberbürgermeister vor der Abstimmung im Gemeinderat in die Karten. So bekam er, was er wollte.

Große Zweifel an seinem Handeln sind dem Oberbürgermeister seither nicht gekommen. Das Haus brauche besseres Management, dann würde das Geschäft früher oder später besser laufen, sagte Burchardt angesichts der aktuellen Zahlen. Er selbst würde heute genauso handeln wie bei der Entscheidung für den Kauf der Immobilie, erklärte er im Gemeinderat. Nur zwei Dinge würde er demnach anders machen: Die vorgelegten Zahlen des Beraters kritischer hinterfragen und dem Projekt nach dem Kauf und vor der Eröffnung mehr Zeit für die Entwicklung geben.

Für den OB bleibt der Fall heikel: Scheitert das Bodenseeforum endgültig, sinken die Chancen für seine Wiederwahl 2020 dramatisch. Also will er nun einen Neustart beim Veranstaltungshaus. Eine Klausurtagung im Frühjahr 2019 soll Zukunftsszenarien für das Haus entwickeln, Ergebnisse sollen im Sommer vorliegen. Neue Geschäftsführerin soll zumindest übergangsweise Ruth Bader werden. Die 44-Jährige war bis zuletzt Organisationschefin des Konziljubiläums in Konstanz. Sie ist erfahren im Veranstaltungsmanagement, aber unerfahren im Kongressgeschäft. Ob sie dem angeschlagenen Haus wirklich weiterhelfen kann? Bader selbst will dazu derzeit noch nichts sagen, „weil es nichts zu sagen gibt“, wie sie gegenüber Kontext erklärt. Die Gespräche über ihr mögliches Engagement sind offenbar noch nicht abgeschlossen.

Bis zu 150.000 Euro will die Stadt erneut in externe Beratung investieren. Mittel, die übrigens aus Mehreinnahmen bei der Vergnügungssteuer stammen. Zumindest ihren Humor haben die Konstanzer noch nicht verloren.



Alte analoge Stechuhr.
Fotos: Joachim E. Röttgers

POLITIK
Wen genau sie mit „Wir“ meint, konkretisiert die baden-württembergische Wirtschaftsministerin nicht weiter. Doch laut Nicole Hoffmeister-Kraut (CDU) stellen „wir“ in der Praxis fest, „dass moderne Arbeitswelt und Arbeitszeitrecht in vielen Branchen immer häufiger in Konflikt miteinander geraten“. Das betonte die Ministerin Ende November im StZN-Interview. Dem Wunsch nach Flexibilität und Arbeitszeitsouveränität, den auch Arbeitnehmer äußern würden, will sie wie folgt entsprechen: „Sie sollen maximal zwölf Stunden an einem Tag arbeiten können.“

Weniger ist mehr

Wirtschaftsnahe Organisationen wollen die maximalen Arbeitszeiten in Deutschland „flexibilisieren“. Jetzt hat es die Forderung nach einem 12-Stunden-Tag in die Politik geschafft – angeblich im Interesse der Beschäftigten. Doch Erfahrungen aus Österreich zeigen das Gegenteil.

Von Minh Schredle

Einen Monat später verlangt auch der bayerische Wirtschaftsminister Hubert Aiwanger (Freie Wähler) „endlich mehr Flexibilität“ im Arbeitszeitgesetz, hier allerdings (vorerst) beschränkt auf das Gastgewerbe, wo sich die „praxisfremden“ rechtlichen Vorgaben „mittlerweile zur Wachstumsbremse“ entwickelt hätten.

Ganz neu sind diese Gedanken nicht. Und auch die Wortwahl wirkt passagenweise eigenartig vertraut. Eine restriktive, realitätsfremde und rückständige Gesetzgebung soll modernisiert werden, damit die Wirtschaft wächst und alle von mehr Flexibilität (sprich: Deregulierung) profitieren können? Da haben natürlich auch die üblichen Verdächtigen ihre Finger im Spiel. Denn arbeitgebernahe Organisationen, insbesondere der Deutsche Hotel- und Gaststättenverband (Dehoga), fordern genau das in Bezug auf Arbeitszeiten bereits seit Jahren. „Das deutsche Arbeitszeitgesetz war gut für das Industriezeitalter“, schrieb auch der Ökonom Christoph Schmidt in einem Gastkommentar für die „Süddeutsche Zeitung“ bereits im November 2017: „Für die digitale Welt taugt es nicht mehr.“

Es sei zudem „deutlich restriktiver, als es die EU-Arbeitszeitrichtlinie zulassen würde“, und „Arbeitnehmer brauchen und wollen mehr Flexibilität.“ Schmidt, Vorsitzender des fünfköpfigen Sachverständigenrats zur Begutachtung der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung (oft als „Wirtschaftsweise“ bezeichnet), argumentiert, der Gesetzgeber dürfe „den Beschäftigten ruhig mehr Selbstbestimmtheit vertrauen“. Das ist ihm so wichtig, dass er es in seinem nur neun Absätze umfassenden Kommentar gleich drei Mal erwähnt.

Ausgeblendet, wer die Arbeitszeiten bestimmt

Bemerkenswert ist dabei, dass Schmidt die Verlängerung der maximalen Arbeitszeiten als Interesse der Beschäftigten darstellt. Denn in der Vergangenheit tat sich der neoliberale Ökonom vor allem durch arbeitgebernahe Positionen hervor. 2013 bezeichnete er die Forderung nach einem gesetzlichen Mindestlohn in einem Gastbeitrag für die „Bild“-Zeitung als „Spiel mit dem Feuer“. Die Argumentation: „Jeder Arbeitsplatz muss sich wirtschaftlich tragen, sonst fällt er weg. Daher muss der Mindestlohn niedrig angesetzt werden: 8,50 Euro ist entschieden zu hoch.“

Dass sich die Schwarzmalerei vom Mindestlohn als Beschäftigungsbremse nicht im mindesten bewahrheiten sollte und er mit seiner Prognose völlig daneben lag, tat Schmidts Expertenruf als obers-

ter Wirtschaftsweiser der Nation keinen Abbruch. Er will außerdem den Kündigungsschutz weiter lockern, und die Rente mit 67 ist für ihn „nicht zukunftsfähig“.

Laut dem Deutschen Gewerkschaftsbund (DGB) Baden-Württemberg hätten „diejenigen, die sich nun als Speerspitze vermeintlicher Beschäftigteninteressen inszenieren, ausschließlich die betrieblichen Interessen im Sinn“. Pressesprecherin Andrea Gregor erläutert im Gespräch mit Kontext, dass zwar das Narrativ bemüht werde, mehr Flexibilität stelle eine Win-Win-Situation für alle Beteiligten dar. „Dabei wird aber ausgeblendet, wer die Gestaltungshoheit über die Arbeitszeiten hat.“ In der betrieblichen Realität werde das meist nicht gleichberechtigt ausgehandelt, sondern vom Arbeitgeber bestimmt.

Und auch der DGB-Landesvorsitzende Martin Kunzmann schreckt nicht vor deutlichen Worten zurück: „Berge unbezahlter Überstunden, Arbeit auf Abruf, permanente Arbeitsverdichtung sowie gravierende Mängel beim Arbeits- und Gesundheitsschutz – das sind doch die Probleme, unter denen viele Beschäftigte jeden Tag leiden.“ Für Kunzmann wäre es wichtiger, hier den Hebel anzusetzen und lieber gegen bestehende Rechtsbrüche bei der Überschreitung maximaler Arbeitszeiten vorzugehen, „anstatt auf die Legalisierung von zwölfstündigen Mega-Schichten zu dringen“. Nach Einschätzung des DGB sei das Arbeitszeitgesetz in seiner bestehenden Form zudem „alles andere als verstaubt“. Und „hochflexible Arbeitszeitmodelle“ mit „vielen Ausnahmemöglichkeiten für verschiedene Berufe und Branchen“ ermögliche das Gesetz schon heute.

Im Interview mit den StZN will Wirtschaftsministerin Hoffmeister-Kraut zwar „ganz klar betonen“, dass es ihr „nicht um eine Erhöhung der Wochenarbeitszeit“ gehe. So solle die „durchschnittliche wöchentliche Höchstarbeitszeit“ unberührt bleiben, und was darüber hinausgehe, müsse „wie bisher innerhalb einer Sechsmonatsfrist ausgeglichen werden“. In Österreich, wo der 12-Stunden-Tag seit dem vergangenen Herbst bereits Realität ist, zeigt sich jedoch, dass die Belastung für viele Beschäftigte seither drastisch zugenommen hat.

Im Nachbarland wurden Warnungen vor einer Verlängerung der Arbeitszeiten als Panikmache und Schmutzkampagnen abgetan. Die Regierungsparteien ÖVP und FPÖ versprachen zudem, dass die

Änderungen auch im Interesse der Beschäftigten stünden, Stichwort: Flexibilisierung. Die Bereitschaft zum 12-Stunden-Tag sei zudem freiwillig. Doch nur wenige Wochen nach Inkrafttreten der Gesetzesänderung deckte die österreichische Bundesarbeitskammer (AK) bereits extreme Missbrauchsfälle auf.

Erzwungene Freiwilligkeit

So veröffentlichte die AK Auszüge aus Dienstverträgen, in denen es heißt: „Der Arbeitnehmer erklärt seine ausdrückliche und freiwillige Bereitschaft, bei Vorliegen eines erhöhten Arbeitsbedarfes eine Tagesarbeitszeit von bis zu 12 Stunden sowie eine Wochenarbeitszeit von bis zu 60 Stunden leisten zu wollen.“ Wie eine Sprecherin der AK gegenüber Kontext prognostiziert, werde sich das Ausmaß der Problematik in den kommenden Monaten noch deutlicher abzeichnen: „Viele Menschen wollen weiterhin in ihrem Job arbeiten und durchhalten, bis es nicht mehr geht.“ Es sei aber davon auszugehen, dass immer mehr Beschäftigte unter der zunehmenden Arbeitslast zusammenbrächen.

„In Sachen Arbeitszeit wurden die Forderungen der Industriellenvereinigung fast wortgleich ins Koalitionsprogramm übernommen“, berichtet der „Tagesspiegel“ über die Gesetzgebung der Regierung unter Sebastian Kurz. Eine Kostprobe aus dem Koalitionsvertrag: „Flexible Arbeitszeitmodelle sind unter Bedachtnahme auf Arbeitnehmer- und Arbeitgeberinteressen im Sinne einer Win-win-Situation auszubauen.“ Das klingt bekannt: Angeblich sollten alle profitieren. Und an anderer Stelle klingt es fast, als habe man beim Wirtschaftsweisen Schmidt abgeschrieben: „Die österreichischen Arbeitszeitregelungen sind deutlich restriktiver, als die Europäische Arbeitszeit-Richtlinie vorgibt.“ (Zur Erinnerung die Schmidt'sche Variante: „Sie [die Regelungen zur Arbeitszeit] sind deutlich restriktiver, als es die EU-Arbeitszeitrichtlinie zulassen würde“). Übrigens: Wie auch in den Worten der baden-württembergischen Wirtschaftsministerin hieß es damals aus Österreich, an der wöchentlichen Durchschnittsarbeitszeit werde sich nichts verändern.

Ein Blick auf die Wortwahl hierzulande und den grün-schwarzen Koalitionsvertrag. Leicht paraphrasiert wird die Absicht, das Arbeitsrecht zu deregulieren,

dort im Abschnitt „Für eine moderne Arbeitswelt“ wie folgt ausformuliert: „Wir stehen dafür, dass den Wünschen der Beschäftigten nach mehr Arbeitszeitsouveränität und den Flexibilitätsanforderungen der Arbeitgeber Rechnung getragen und vorhandene Hürden abgebaut werden.“

Doch nicht nur der DGB bezweifelt, dass die Beschäftigten tatsächlich von einem von der CDU flexibilisierten Arbeitsrecht profitieren würden. Im Landtag bezeichnete der SPD-Fraktions- und -Landesvorsitzende Andreas Stoch den Vorstoß und die Argumentation von Ministerin Hoffmeister-Kraut als „Schlag ins Gesicht der Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer“, das Land brauche Beschäftigte, „die unter würdigen Bedingungen arbeiten und nicht als flexibilisierte Arbeitstiere gezählt werden“.

Anfang November vermeldeten zwei CDU-Abgeordnete vorschnell, die grün-schwarze Landesregierung habe sich auf Initiative der Union bereits „auf Eckpunkte zur Flexibilisierung der Wochenarbeitszeit geeinigt“. Sie mussten allerdings zurücksrudern, nachdem der Koalitionspartner davon gar nichts mitbekommen hatte. Auf Anfrage von Kontext positioniert sich die Fraktion der Grünen nun gegen den Vorstoß der Wirtschaftsministerin: „Eine pauschale Ausweitung der Tageshöchst-arbeitszeit auf 12 Stunden lehnen wir ab. Für uns steht der Gesundheitsschutz der Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer im Vordergrund“, sagt Andrea Lindlohr, die wirtschaftspolitische Sprecherin der Grünen im Landtag. Tatsächlich biete das bisherige Arbeitszeitgesetz bereits eine Reihe von Möglichkeiten, flexiblere Arbeitszeiten zu vereinbaren, etwa im Bereich der Landwirtschaft, der Pflege und Gesundheitsberufe und im Ruf- und Bereitschaftsdienst. „Wir sind bereit, dort Flexibilisierungsmöglichkeiten zu diskutieren, wo sie nach Ansicht der beteiligten Tarif- und Betriebsparteien gebraucht werden. Darum ist es für uns der richtige Weg, die Rolle der Sozialpartner im Arbeitszeitgesetz zu stärken“, so die Grünen.

Und Bernd Riexinger, der Vorsitzende der Linkspartei, kommentiert: „Mit ihrer Forderung macht sich die Wirtschaftsministerin zur Handlangerin der Arbeitgeberverbände.“ Stattdessen solle die wöchentliche Arbeitszeit laut dem Stuttgarter Bundestagsabgeordneten besser reduziert werden, etwa auf 30 Stunden, sodass „Leben und Arbeiten, Verantwortung und Zeit für Kinder und Freundschaften und gesellschaftliches Engagement in Einklang gebracht werden können.“

Eine solche Tendenz, die Arbeitszeiten lieber zu verringern als auszubauen, ist derzeit in Skandinavien zu beobachten. Im November 2017 berichtete Reinhard Wolff in der „taz“ über Erkenntnisse aus Schweden: „Hier gilt der Achtstundentag schon länger nicht mehr als der Weisheit letzter Schluss. Man hält auch nichts von einer ‚Flexibilisierung‘, die die tägliche Arbeitszeit faktisch nur ausweiten würde. Allerdings haben die Skandinavier gute Erfahrungen mit dem Sechsstundentag bei gleichem Lohn gemacht.“

Der verblüffende Befund, den Modellversuche im Pflegebereich lieferten: Bei verringerter Arbeitszeit stieg die Produktivität. Denn ArbeitnehmerInnen, die weniger unter Stress leiden, sind motivierter, zufriedener, seltener krank und ihnen unterlaufen weniger Fehler. Eine echte Win-win-Situation.



Möchte 12-Stunden-Tag: CDU-Wirtschaftsministerin Hoffmeister-Kraut.

Mehr Kontext online auf kontextwochenzeitung.de:

Bahn auf dem Kreuzweg

Es war ein schmerzreiches Jahr für die Deutsche Bahn, urteilt der Verkehrsexperte Winfried Wolf. Die Leiden sind groß, der Kreuzweg ist lang, und Stuttgart 21 trägt seinen Teil dazu bei. Ein schwerer Gang über sieben Stationen.

„Für uns hat auch niemand gezahlt“

Die SPD will per Volksabstimmung gebührenfreie Kitas durchsetzen. Doch schon die erste Unterschriften-Aktion auf dem Stuttgarter Schlossplatz sagt einiges aus über die Bereitschaft zur Solidarität im reichen Baden-Württemberg. Von Johanna Henkel-Waidhofer



Die rote Rosa

Vor 100 Jahren wurde Rosa Luxemburg am Ende der Berliner Januarkämpfe ermordet. Die Comiczeichnerin Kate Evans hat ihr eine einfühlsame, fesselnde und mit Quellen gesättigte graphische Biographie gewidmet – die zugleich ein guter Einstieg in das Werk der Sozialistin ist. Von Oliver Stenzel

Kontext fördern

Unterstützen Sie KONTEXT dauerhaft mit einer regelmäßigen Spende von 10,00 € / Monat – gerne auch mehr. Sie finden das Soli-Formular unter www.kontextwochenzeitung.de/soli. Gerne schicken wir Ihnen auch per Post oder E-Mail ein Formular zu.

Unser Spendenkonto bei der GLS Bank:
IBAN: DE80 4306 0967 7011 8506 00
BIC: GENODEM1GLS

KONTEXT e. V. ist gemeinnützig, Sie erhalten automatisch zum Jahresanfang eine Spendenbescheinigung. Teilen Sie uns dazu bitte Ihre Adresse mit. Wenn Sie Fragen haben, senden Sie uns eine E-Mail an verwaltung@kontextwochenzeitung.de oder rufen Sie uns an unter **Telefon 0711 66 48 65 48**.

Impressum

KONTEXT:Wochenzeitung ist unabhängig. Sie wird von keinem Wirtschaftsunternehmen oder anderen Lobbyisten finanziert. Getragen wird sie von Menschen, die wissen, dass eine freie Presse das Brot der Demokratie ist. **KONTEXT:Wochenzeitung** erscheint mittwochs online auf www.kontextwochenzeitung.de und samstags als Beilage der taz. **Herausgeber:** KONTEXT Verein für Ganzheitlichen Journalismus e. V., Hauptstätter Str. 57, 70178 Stuttgart, Telefon: 0711 66 48 65 48, verein@kontextwochenzeitung.de. Der Verein wird vertreten durch die Vorstandsmitglieder Uli Reinhardt (Vors.), Anni Endress, Jürgen Klose und Johannes Rauschenberger. **Redaktion:** KONTEXT:Wochenzeitung, Hauptstätter Str. 57, 70178 Stuttgart, Telefon: 0711 66 48 65 48, Fax: 0711 66 48 65 47, redaktion@kontextwochenzeitung.de. **Redaktionsleitung:** Susanne Stiefel (verantwortl. gem. § 8 PresseG BW / § 55 RStV.) **Produktion:** Michael Uszinski, Berlin **Druck:** prima Rotationsdruck Nord GmbH & Co. KG, 19243 Wittenburg; A. Beig Druckerei und Verlag GmbH & Co. KG, 25421 Pinneberg; MDV GmbH & Co. KG, 35390 Gießen

Die Redaktion übernimmt keine Haftung für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos und Illustrationen. KONTEXT:Wochenzeitung und alle in ihr enthaltenen Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Mit Ausnahme der gesetzlich zugelassenen Fälle ist eine Verwertung ohne Einwilligung der Redaktion strafbar. Alle Anbieter von Beiträgen, Fotos und Illustrationen stimmen der Nutzung in der KONTEXT:Wochenzeitung-Printausgabe, im Internet, auf DVD sowie in Datenbanken zu.

Staatspräsident Erdoğan versichert beharrlich, dass es keine Wirtschaftskrise gibt. Doch die Menschen leiden. Der Metzger von Maltepe kann ein Lied davon singen



Muharrem Culhas Metzgerei ist eine der beliebtesten im Viertel. Nun wartet er auf Kund*innen Foto: Vedat Arık

Am liebsten Hackfleisch

Von **Pelin Ünker**

Blumentöpfe und Fotos mit Gulasch und Steak dekorieren die Wände, daneben hängt die Preistafel. Seit dreißig Jahren arbeitet Muharrem Culha, 44, in der kleinen weißgekachelten Metzgerei in Maltepe, einem der ältesten Viertel auf der asiatischen Seite von Istanbul. Hin und wieder kommen an diesem Tag Kund*innen, die meisten verlangen Huhn und Hackfleisch.

Culha fing in jungen Jahren bei seinem Vater in der Metzgerei an, dann übernahm er sie und machte sie zu einer der beliebtesten im Viertel. Als jüngst die Devisenkurse durch die Decke gingen, brach sein Geschäft ein. „Herrscht derzeit eine Krise?“ Die Frage verblüfft ihn. „Wie jetzt, gibt es etwa keine Krise?“

Wirtschaftskrisen treffen die kleinen Leute zuerst, etwa die Menschen in Maltepe. Und sie treffen die kleinen Handwerker, zum Beispiel den Metzger im Ort. In seinem Laden ist jene Krise, die Präsident Recep Tayyip Erdoğan heftig abstreitet, wie unter einem Mikroskop zu beobachten.

Culha verkauft nur noch zwei Kälber pro Woche

Culha verkauft vor allem heimisches Fleisch: An den Wänden seines Geschäfts hängen Zertifikate regionaler Produktion. Sie stammt aus der Gegend Balıkesir in der Westtürkei. Er kauft zum Beispiel für 35 Lira (umgerechnet ca. 5 Euro) pro Kilo Kalbfleisch vom Schlachthof ein. Das ist viel mehr als früher. Aber auch die Bauern müssen leben, Futter, Düngemittel und Treibstoff sind teurer geworden. Denn mit dem Anstieg der Devisenkurse müssen die Türk*innen für ausländische Produkte mehr bezahlen, etwa für Importfutter.

In den letzten sechs Monaten verteuerten sich die Preise von rund 7 auf 12 Euro pro Kilo. Entsprechend stiegen die Fleischpreise. Und Culhas Absatz brach um die Hälfte ein. Vor zwei Jahren habe er pro

Woche vier Kälber gekauft, heute nur noch zwei, sagt er.

Dann brach auch noch eine Seuche aus

Statt hundert Kund*innen am Tag kommen nun nur noch fünfzig in seine Metzgerei. Und die schauen genau auf die Preise, die Culha immer wieder neu an die Tafel schreibt – Tendenz nach oben. Wer früher ein Kilo Gulasch erwarb, kauft heute noch ein halbes oder auch nur 400 Gramm. Filet kostet 12 Euro, Kotelett 11 und Gehacktes rund 7 Euro pro Kilo.

Besuchen Sie das deutsch-türkische Webportal unter www.gazete.taz.de

„Am liebsten kaufen die Leute Hackfleisch“, sagt Culha. Er verkaufe inzwischen nicht mehr als vier Filets in der Woche, vor einem Jahr waren es noch acht. Jeder Türke und jede Türkin hatte 2017 rund 257 Euro im Monat zum Ausgeben.

Culha muss nun sparen, was nicht immer möglich ist. Die Kühlaggregate zum Beispiel müssen ununterbrochen brummen. Vor einem Monat bezahlte er für Strom noch fast 86 Euro, in diesem Monat waren es 150. Also dürfen seine beiden Kinder nicht mehr mit dem Schulbus zur Schule fahren, der kostete rund 28,50 Euro im Monat. Nun müssen sie den öffentlichen Bus nehmen.

Eines der größten Probleme für den Metzger von Maltepe ist die staatliche An-

stalt für Fleisch und Milch. Denn die wirft billig Importfleisch auf den Markt, um die Leute bei Laune zu halten – und er bleibt auf seinem Fleisch sitzen. Und dann brach auch noch eine Seuche aus. Die Behörden mussten eine Anlage im Ankaraner Landkreis Gölbaşı, wohin ein Teil von 6.968 Stück Schlachtvieh aus Brasilien und Irland verfrachtet worden war, am 27. August wegen Milzbrandes schließen. Anfang September meldeten sich im Bezirk Silivri von Istanbul 48 Personen mit Verdacht auf Milzbrand in Kliniken.

Fleisch, das vom Opferfest übrig geblieben ist

Deshalb kauften die Leute derzeit lieber weißes Fleisch, sagt Metzger Culha. Der Preis für Hühnerfleisch stieg in letzter Zeit um rund 20 Prozent.

Erdem Yılmaz kommt herein. Er ist Mitte siebzig und will sein vom Opferfest übrig gebliebenes Fleisch schneiden lassen. „Diesmal bitte Gulasch“, sagt der alte Mann. Er studiert die Preisschilder, kaufen will er aber nichts. Früher, sagt er, hätten sie in der Familie alle zwei Tage Fleisch gegessen, jetzt kommt es nur noch höchstens einmal in der Woche auf den Tisch. „Ich bin Rentner. Ich kümmere mich um zwei Enkelkinder. Das Leben ist schwer. Ich lebe in einer eigenen Wohnung, aber ich komme trotzdem nicht über die Runden.“

Metzger Culha zerhackt das Fleischstück. Er verlangt dafür rund 40 Cent pro Kilo. Viele Menschen bringen in diesen schweren Zeiten ihre Opfergaben – und anstatt, wie die religiöse Tradition eigentlich verlangt, einen großen Teil davon den Armen und Nachbarn zu spenden, essen sie das ganze Fleisch selbst.

Aus dem Türkischen von Sabine Adatepe

Dieser Artikel ist im zweiten gazete-Journal erschienen. Sie können das Magazin unter diesem Link bestellen oder als E-Paper hier im E-Kiosk downloaden.

Was ist die Stiftung?

Die taz Panter Stiftung wurde 2008 gegründet, um die Erfahrungen von unabhängigem Journalismus weiterzugeben. Sie unterstützt JournalistInnen aus Ländern, in denen die Pressefreiheit eingeschränkt ist. Mehr als **3.500 SpenderInnen** haben inzwischen fast **100 journalistische Projekte** finanziert.

Weitere Informationen zu den Projekten der taz Panter Stiftung finden Sie unter: www.taz.de/stiftung

Was ist taz gazete?

taz gazete ist die zweisprachige Onlineplattform für **Pressefreiheit in der Türkei**. Ein dichtes Korrespondentennetzwerk mit zum Teil arbeitslosen KollegInnen in und aus der Türkei ist entstanden und liefert wöchentlich neue Geschichten.

Bitte spenden Sie!

taz Panter Stiftung
GLS-Bank Bochum
IBAN: DE97 4306 0967 1103 7159 00
BIC: GENODEM1GLS
www.taz.de/spenden
Jede Spende zählt!
Ihre finanzielle Unterstützung kann steuerlich geltend gemacht werden.

10

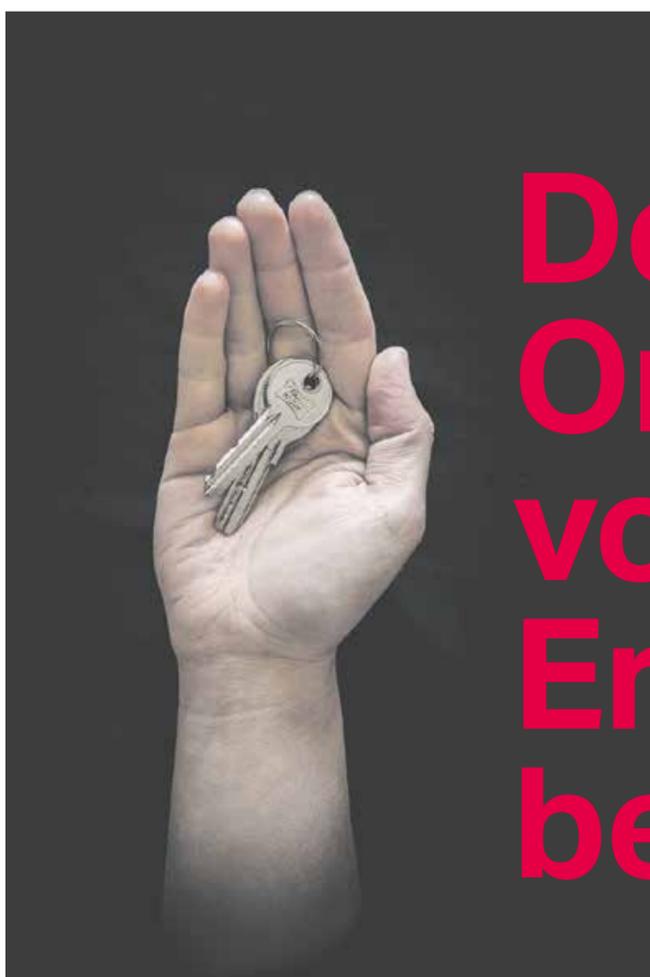
taz berlin



Bradley Secker fotografierte syrische Flüchtlinge in der Türkei mit den Schlüsseln ihrer zurückgelassenen Häuser in der Hand. Alle Bilder hier zeigen Schlüssel von Häusern in Aleppo, wo auch Widad Nabi lebte. Mehr aus der Fotoserie *Syrian Nakba* unter www.bradleys-ecker.com Fotos: Bradley Secker/laif

Freitag/sonntag, 12./13. januar 2019 taz am wochenende

2015 flüchtete die kurdische Dichterin Widad Nabi aus Syrien nach Berlin. Interview auf den Seiten 46 und 47



Der Ort von Erinnerung beleuchtet



Auf dem Weg zu deinem neuen Zuhause gibt es eine lange Straße der Sehnsucht, du wirst dort ewig entlanglaufen.

Berührst du das harte Metall des Busses hier, wächst dort eine Narzisse auf dem Metallgriff deiner Haustür. So bleiben die Häuser ihren vertriebenen Besitzern treu.

Mitten im Schlaf wachst du jede Nacht auf. Der Wasserhahn tropft immer noch in deiner alten Küche.

Das Leben wird nicht so schlimm, es schenkt dir ein neues Haus. Aber deine Seele bleibt ein Wolf, der jede Nacht heult auf der Stufe deines alten Hauses.

Auszug aus „Der Ort von Erinnerung beleuchtet“ von Widad Nabi

Anzeige

HEINRICH BÖLL STIFTUNG



Mo, 14. – Sa, 19. Januar, Fotoausstellung von Ines Meier **Tellerrand**

Mo, 14. Januar, 19 Uhr, Vortrag **Gentechnik – Alles neu?**

Di, 15. Januar, 19 Uhr, Diskussion **EU Agrarpolitik: Ein Blick über den Tellerrand**

Mi, 16. Januar, 19 Uhr, Lesung mit Krimiautor Oliver Bottini **Tod in den stillen Winkeln des Lebens – Landraub in Rumänien**

Do, 17. Januar, 18 Uhr, Diskussion **Nach dem Hype: Und wie retten wir jetzt die Insekten?**

Fr, 18. Januar, 15.30 Uhr, Diskussion **Agrarökologie stärken! Für eine zukunftsgerichtete Politik & Praxis**

Sa, 19. Januar, 12 Uhr **Demo – Der Agrarindustrie den Geldhahn abdrehen!** Brandenburger Tor

Sa, 19. Januar, ab 14.30 Uhr **Suppn' Talk** – Aufwärmen, Genießen, Vernetzen und Diskutieren in der Heinrich-Böll-Stiftung nach der Demo

Di, 22. Januar, 19 Uhr, Diskussion **Ein giftiges Geschäft – Kleinbauern im Fokus der Agrarindustrie**

boell.de/landwirtschaft-anders

Ort (wenn nicht anders angegeben):

Heinrich-Böll-Stiftung, Schumannstraße 8, 10117 Berlin

Info: T 030.285 34-312

E chemnitz@boell.de

www.boell.de

Anzeige

DIE GRÜNE BUNDESTAGSFRAKTION LÄDT EIN:

EUROPA À LA CARTE!
Was essen wir morgen?

Konferenz am 19. Januar 2019
im Deutschen Bundestag

Anmeldung und Information:
gruene-bundestag.de/alacarte
#igw19

UNS GEHT'S UMS GANZE

BÜNDNIS 90
DIE GRÜNEN
BUNDESTAGSFRAKTION
www.gruene-bundestag.de

die woche in berlin

Mit dieser Doppelspitze vollzieht die Brandenburger AfD, was sie über die letzten Jahre vorbereitet hat: den endgültigen Schulterschluss mit rechtsextremen Bewegungen

Malene Gürgen
über die Spitzenkandidaten der AfD in Brandenburg

Beruhet die Zustimmung vieler Berliner zur Enteignung großer Immobilienkonzerne auf einem Mangel an Information? Eine Änderung des Berliner Haushaltsgesetzes setzt die Bezirke unter Druck. Wenn die Brandenburger AfD mit ihren Rechtsaußen-Spitzenkandidaten Wahlerfolge erzielen kann, wird das bundesweit zum üblen Signal an die Partei. Dem queer-feministischen Hausprojekt Liebig34 droht die Räumung

Das geht auf Kosten vieler

Mehrheit für Enteignung von Großvermietern

Mehr als die Hälfte der Berliner ist dafür, große Wohnungsunternehmen zu enteignen, nur gut ein Drittel ist dagegen. Das sagt eine am Dienstag veröffentlichte Umfrage, die der *Tagesspiegel* in Auftrag gegeben hatte. Die Frage ist: War denen, die sich so festlegten, bewusst, was das kostet, weil ja eine Entschädigung fällig wäre? Und – noch wichtiger – auf wessen Kosten ein entsprechendes Volksbegehren ginge? Es liegt nahe, dass dem nicht so war – und dass ein Unternehmensverbandschef recht hat, der die Umfrage damit kommentierte, genauso hätte man auch nach Freibier für alle fragen können.

Natürlich wäre es schön, mehr Wohnungen in staatlicher Hand und damit mehr Einfluss auf den Wohnungsmarkt zu haben. Das dürfte aber via Enteignung trotz anderslautender Einschät-

War denen, die sich so festlegten, bewusst, was das kostet?

zung der Initiative, die hinter dem Volksbegehren steht, einen zweistelligen Milliardenbetrag kosten. Die Hauptbetroffene, die Deutsche Wohnen, bewertet ihre rund 100.000 Wohnungen in Berlin mit 15,6 Milliarden Euro. Und das Volksbegehren zielt ja nicht nur auf sie, sondern noch auf mutmaßlich rund zehn andere Unternehmen mit mehr als 3.000 Wohnungen in der Stadt.

Der komplette Haushalt des Landes Berlin für dieses Jahr ist mit 29,3 Milliarden Euro noch nicht mal doppelt so groß – für alles, vom Kugelschreiber übers Beamtensalär bis zum Feuerhauto. Natürlich könnte man künftig auf jegliche Schuldentilgung verzichten und stattdessen jährlich eine Milliarde Euro zur Entschädigung nutzen. Aber bleibt jedes Jahr so viel Geld übrig?

Und ja, Wohnraum ist ein schützenswertes Gut. Aber was ist mit Schule, Bus und Bahn, Sicherheit? Alle können mehr Geld gut gebrauchen. Und angeblich fehlen mehrere Tausend Polizisten, deren Bezahlung auch jenseits der Milliardengrenze läge.

Allein diese Zahlen erschlagen einen. Mit welchem Recht soll eine einzelne politische Entscheidung mit viel höheren Kosten Vorrang haben? Eine, von der eine Minderheit über eine hoffentlich verträgliche Miete profitiert. Aber fahren nicht noch mehr S-Bahn? Gehen nicht mehr zur Schule? Und mit welchem Geld soll das Land dann noch neue Wohnungen bauen?

Man kann das anders sehen und einer Enteignung mit milliardenschwerer Entschädigung den Vorrang geben – man sollte aber auch wissen, was das bedeutet. *Stefan Alberti*

Ein deutliches Signal

Die AfD Brandenburg hat ihre Kandidaten gekürt

Eigentlich ist sie nur konsequent, die Liste, mit der die Brandenburger AfD in den Wahlkampf zieht. Am vergangenen Wochenende kürte die Partei im südlich von Berlin gelegenen Rangsdorf ihre Kandidaten. Den Spitzenplatz konnte sich, wenn auch mit einigen Gegenstimmen, der Parteichef Andreas Kalbitz sichern.

Kalbitz war in den neunziger Jahren Mitglied der Republikaner, 2007 nahm er an einem Treffen der inzwischen verbotenen rechtsextremen Kaderorganisation Heimattreue Deutsche Jugend teil, er war Mitglied im völkischen Witikobund und noch bis 2015 Vorsitzender eines rechtsextremen Kulturvereins. In der AfD gehört er zum „Flügel“ um den thüringischen Fraktionschef Björn Höcke, und wer sich anhört, was Kalbitz in seinen Reden auf den Kyffhäuser treffen, der Zusammenkunft dieser Parteigliederung, so ins Mikrofon sagt, kann hinterher jedenfalls nicht behaupten, nichts von den Deportationsfantasien der AfD-Funktionäre gewusst zu haben.

Noch bemerkenswerter aber ist der zweite Listenplatz: Mit kaum weniger Stimmen als Kalbitz wählten die AfD-Delegierten den Labormediziner Christoph Berndt. Der Charité-Angestellte zog erst vor wenigen Jahren von Berlin in den Spreewald und begann dort prompt mit der rassistischen Mobilisierung gegen eine Flüchtlingsunterkunft. Bekannt wurde er als Chef des Vereins Zukunft Heimat, der mobilisierungsstärksten flüchtlingsfeindlichen Initiative in Deutschland nach Pegida, die ihren Schwerpunkt im Frühling 2017 nach Cottbus verlegte und dort im letzten Winter Demonstrationen mit mehreren tausend Teilnehmern veranstalten konnte.

Mit dieser Doppelspitze – und weiteren Kandidaten, die ebenfalls aus außerparlamentarischen rechten Initiativen stammen – vollzieht die Brandenburger AfD, was sie über die letzten Jahre vorbereitet hat: den endgültigen Schulterschluss mit rechtsextremen Bewegungen. Wie kaum ein anderer Landes-

Bewegung heißt in diesem Fall nun mal meist rechtsextrem

verband hat sich der Brandenburger dafür eingesetzt, dass die AfD Bewegungspartei sein soll – und Bewegung, das heißt in diesem Fall nun mal mindestens rassistisch, meist rechtsextrem, oft neonazistisch. Sollte die Partei, die momentan gemeinsam mit der SPD in Umfragen auf Platz 1 liegt, mit dieser Strategie an die Regierung kommen, ist das auch ein Signal an den Rest der Partei. Im Osten sowieso, aber auch darüber hinaus.

Malene Gürgen

Was wird aus dem Dorfplatz?

Eine Räumungsklage bedroht die Liebig34

Da fragen einen die BesucherInnen beim Spaziergang über die Rigaer Straße: „Wo ist denn jetzt eigentlich dieser Dorfplatz?“ Zugegeben, im Lichte eines gewöhnlichen Tages sieht die Kreuzung Rigaer Ecke Liebigstraße recht unscheinbar aus. Eine Bäckerei auf der einen Seite, ein Kinderladen auf der anderen, dazwischen ein Zebrastrreifen.

Das berüchtigte Hausprojekt Rigaer94 ist ein Stück entfernt, und wahrscheinlich wäre dies hier tatsächlich eine ganz gewöhnliche Straßenkreuzung, wäre da nicht das Eckhaus Liebigstraße 34: bunt bemalt, dazwischen noch das Graubraun der DDR-Fassade, beflaggt mit Solidaritätsbekundungen von anderen und dem eigenen queer-feministischen Projekt. Ende Dezember lief der Pachtvertrag aus, in dieser Woche hat der Eigentümer Räumungsklage eingereicht.

Man könnte dieses Haus als letzte Bastion an einem Ort betrachten, an dem sich Demonstrationen sammeln, Kundgebungen veranstaltet und Straßenfeste gefeiert werden oder einfach standesgemäß herumgelungert wird, ein Bier auf der Hand aus dem Bäckerladen, der auch Späti ist und es sich einst mit Polizisten verscherzte, weil er ihnen den Klogang verwehrte. Das ist der Dorfplatz.

Baustadtrat Florian Schmidt glaubt noch an eine Lösung

Vieles hat sich hier schon gewandelt, was dem Gelegenheits-Besucher entgehen mag. An der Liebigstraße 14, da, wo jetzt besagter Kinderladen residiert, erinnert nur eine unscheinbare Plakette deutlich über Blickhöhe daran, dass auch dies einst ein politisches Haus war. Bis zu 2.500 PolizistInnen sollen im Jahr 2011 bei der Räumung des hier damals ansässigen Hausprojekts beteiligt gewesen sein. Und der schwarze Asphalt, der die alten Gehwegplatten rund um den Dorfplatz aufs Hässlichste einsäumt, ist noch keine zwei Jahre alt. Er soll die wurfgeschosstauglichen Pflastersteine ersetzen, die hier eigentlich mal lagen.

Auch das Projekt Liebig34 sollte schon längst weichen, nach dem Willen des Eigentümers, der berüchtigten Familie Padovicz. Noch weigert sich das Kollektiv. Und auch Bezirksbaustadtrat Florian Schmidt (Grüne) glaubt trotz Räumungsklage an eine Lösung im Sinne aller Beteiligten.

Man braucht viel Fantasie, um sich vorzustellen, wie er einen renditeorientierten Immobilienunternehmer und ein anarcho-queer-feministisches Wohnprojekt, das mit allen Obriheiten auf Kriegsfuß steht, unter einen Hut bringen will. Gelingt dies nicht, dann wird die Frage „Wo ist denn jetzt eigentlich dieser Dorfplatz?“ zu einem Fall für historische Stadtrundgänge. *Manuela Heim*

Nicht unbedingt gerechter

Änderung im Haushaltsgesetz

Manchmal verbirgt sich hinter vermeintlich kleinen Streitereien ein weit grundsätzlicheres Problem. Das ist auch in Pankow der Fall, dort sorgte der Konflikt um die Finanzierung des Kinderbauernhofs Pinke Panke in der vergangenen Woche für Aufregung. Der Bezirk wollte die Unterstützung für dieses Jahr um die Hälfte zurückfahren, dem Bauernhof hätten damit auf einen Schlag rund 40.000 Euro an Projekt- und Honorarmitteln gefehlt. Doch eine im Dezember noch ins neue Haushaltsgesetz gerutschte Ergänzung schob diesen Plänen einen Riegel vor: Die Abgeordneten von Rot-Rot-Grün hatten beschlossen, dass die Bezirke

Projekte ohne Lobby könnten am Ende die Verlierer sein

nicht mehr aus der Finanzierung von Projekten aussteigen können, wenn die Landesebene diese kofinanziert. Pankows Jugendhilfeausschuss musste am Dienstag die im November beschlossenen Kürzungen zurücknehmen.

Böses Jugendamt, armer Bauernhof, richtiger Vorstoß von Rot-Rot-Grün? So einfach ist es nicht. Der Grundgedanke leuchtet zwar ein: Die Bezirke sollen sich nicht aus der Verantwortung stehlen können, wenn das Land zuschießt – um dann mit dem Geld irgendwo anders ein Haushaltsloch zu stopfen.

Tatsächlich sorgt die Gesetzesänderung jedoch nicht zwangsläufig für mehr Gerechtigkeit. In Pankow müssen nun fünf andere Projekte – etwa ein Mädchentreff und ein Club für benachteiligte Jugendliche –, die sich über die Pinke-Panke-Gelder gefreut hätten, wieder bangen: nämlich darum, dass der Bezirk die schon versprochenen Mittel noch irgendwo anders im Haushalt findet.

Pankows Jugendstadträtin Rona Tietje (SPD) ist zwar optimistisch und guten Willens, wie sie der taz sagt. Das ist einerseits schön, und es zeigt auch: Wenn eine gewisse Öffentlichkeitswirksame Aufmerksamkeit entsteht – die Pinke-Panke-Leute waren da mit Protestaktionen und einer Onlinepetition recht erfolgreich –, kann diese Gesetzesänderung positiven Druck erzeugen. So mancher Stadtrat oder so mache Stadträtin entdeckt da vielleicht doch noch einen Notgroschen im Bezirkssäckel.

Das muss aber nicht immer so laufen. Was die Änderung im Haushaltsgesetz also vor allem schafft: dass am Ende einzelne Projekte und Vereine die Leidtragenden sein können. Orte wie der Kinderbauernhof Pinke Panke verfügen über eine große Strahlkraft und eine auch politisch gut vernetzte Elternlobby, die öffentlichkeitswirksame Proteste auf die Beine stellen können. Bei einem Mädchentreff oder einem kleinen Jugendclub sieht das anders aus.

Anna Klöpfer



Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht auf Transparenten bei der LL-Demo im Januar 2018 Foto: Florian Boillot

Die Luxemburg-Liebknecht-Demo

Damals Mehr als 100.000 Menschen nahmen am 25. Januar 1919 an dem Trauerzug zum Friedhof Friedrichsfelde teil, wo an diesem Tag Karl Liebknecht und weitere Tote des Januaraufstands beigesetzt wurden. Nachdem ihre Leiche entdeckt worden war, wurde hier im Juni 1919 auch Rosa Luxemburg beigesetzt.

Heute Am Sonntag zieht die Luxemburg-Liebknecht-Demonstration vom Frankfurter Tor zur Gedenkstätte am Bahnhof Lichtenberg. Los geht es um 10 Uhr, 10.000 Teilnehmer sind angemeldet. Am Dienstag, wenn sich der Todestag der beiden jährt, wird es einen Spaziergang zu den Gedenktafeln im Tiergarten geben. (mgu)

Ungemütlich gedenken

100 Jahre nach der Ermordung Rosa Luxemburgs und Karl Liebknechts könnte die Erinnerung an die beiden Sozialisten-Führer und ihre Mitstreiter im besten Fall zu unbequemen Einsichten führen

Von **Malene Gürgen**

Es ist so einfach, sich lustig zu machen über diese Demonstration. Immer am zweiten Sonntag des Jahres, also nah dran am Jahrestag der Ermordung Rosa Luxemburgs und Karl Liebknechts am 15. Januar 1919, zieht die Luxemburg-Liebknecht-Demonstration zur Gedenkstätte der Sozialisten auf dem Zentralfriedhof in Berlin-Friedrichsfelde. Es geht pünktlich los, der Abstand zwischen den einzelnen Blöcken wird penibel eingehalten, politisch völlig irrelevante Splittergruppen haben hier ihren Auftritt des Jahres, ein Mao- oder Stalinbild findet sich auch immer irgendwo. Hipsterberlin ist sehr weit weg. Es ist einfach, sich über dieses jährliche Spektakel mit sinkender Teilnehmerzahl lustig zu machen. Man kann sich aber auch umhören unter denjenigen, die daran teilnehmen. Vielleicht bei denen, die weiter hinten laufen, nicht in einem der organisierten Blöcke. Bei denen, die selber mit einigen der Parolen, die hier gerufen werden, ihre Probleme haben und den Kopf schütteln angesichts so viel Folklore. Und die trotzdem mitgehen an

den meist eisigen Sonntagmorgen im Januar, die ehemalige Stalinallee entlang, und am Ende eine Nelke ablegen auf einer der Tafeln in dem Rondell der Gedenkstätte. Wenn man sich also umhört unter diesen Teilnehmern und fragt, warum sie hier sind, dann antworten viele, dass dieses Gedenken an Luxemburg, Liebknecht und die anderen ermordeten Sozialisten ihnen persönlich viel bedeute. Nicht nur wegen der Dinge, die Liebknecht und Luxemburg getan, geschrieben und gesagt haben. Sondern auch, weil dieses Gedenken selbst ein politischer Akt ist: Die Ermordung der beiden marxistischen, antimilitaristischen Politiker wurde jahrelang vertuscht. Noch heute gibt es insbesondere zu dieser Zeit unterschiedliche Auffassungen, insbesondere zur historischen Mitschuld der SPD. Erst vor wenigen Tagen wurde das wieder anschaulich, als die Redaktion der SPD-Zeitung auf Facebook und Twitter schrieb, es sei der Spartakusaufstand selbst gewesen, der zum Tod Luxemburg und Liebknechts geführt habe, während die SPD damals „mit Hilfe des Militärs“ die Demokratie verteidigt habe.

Sich an den Tod Luxemburgs und Liebknechts zu erinnern als das, was er war, nämlich ein heimtückischer Mord rechtsradikaler Militärs mit Billigung der politischen Führung, ist also an sich schon ein politischer Akt, weil diese Lesart bis heute gegen eine Geschichtsschreibung der Herrschenden erkämpft werden muss. Und es sind nicht nur offensichtliche politische Entgleisungen wie die der Vorwärts-Redaktion, gegen die dieses Gedenken verteidigt werden muss. Es ist auch eine Form des Erinnerns, die man gerade in den Super-Gedenkjahren 2018 und 2019 vielerorts finden kann: Da werden Liebknecht und insbesondere Luxemburg zu Popfiguren, zu Rosa und Karl, die irgendwie toll sind, aber auch für nichts weiter stehen als ein Quäntchen Revolutionsromantik. Die Ereignisse von 1918/1919 werden personalisiert und damit gleichzeitig entpolitisiert: Durch die Verengung auf Luxemburg und Liebknecht bei deren gleichzeitiger Reduzierung auf unterkomplexe Popstars wird etliches unsichtbar. Etwa die politischen Bedingungen des Januaraufstands 1919, der bei Weitem nicht nur ein Werk der Spartakusgruppe war. Unsichtbar werden auch die vielen anderen Ermorde-

ten des Jahres 1919. Unsichtbar wird die Rolle des Militärs, der Regierung, der Justiz, der Presse. Verschwinden diese strukturellen Zusammenhänge aus dem Blick, verschwindet auch, was uns die Geschehnisse von damals heute sagen können. Fern und isoliert erscheinen sie dann, aus einer ganz, ganz anderen Zeit. Doch das ist falsch. Natürlich, 2019 ist beileibe nicht 1919, um das festzustellen reicht der oberflächlichste Blick. Und plumpe, historisch nicht haltbare Vergleiche zwischen damals und heute helfen niemandem weiter. Und doch kann die Vergegenwärtigung der aktuellen politischen Situation einen Resonanzraum bilden, in dem die Ereignisse von damals anders zum Schwimmen kommen, als sie es ohne ihn täten, und umgekehrt. Auch heute wird insbesondere eine kosmopolitische Linke zum Hassobjekt der völkischen Rechten – ein Bild, das sich dann ergibt, wenn man die Ermordeten des Jahres 1919 in den Blick nimmt, gerade auch über Luxemburg und Liebknecht hinaus. Viele von ihnen sind heute weitgehend in Vergessenheit geraten: Wolfgang Fernbach, bereits am 11. Januar von Regierungs-

truppen erschossen. Leo Jogiches, langjähriger Lebensgefährte Luxemburgs, im März 1919 im Gefängnis in Moabit ermordet. Eugen Leviné, im Juni im Münchener Gefängnis getötet. Alle drei stammten aus jüdischen Familien. Konterrevolutionäre Flugblätter der damaligen Zeit strotzen vor Antisemitismus. Auch heute richten sich reaktionäre Kräfte gegen die progressiven Errungenschaften der letzten Jahre oder Jahrzehnte, indem diese als extern, als nicht zugehörig markiert werden. Damals versuchte die Rechte, die Errungenschaften von 1918 als von außen kommend zu konstruieren, auch das ein Grund für die starke Verbindung von Konterrevolution und Antisemitismus: Mit dem echten deutschen Volk habe das alles nichts zu tun. Die Verschwörungstheorie vom Juden George Soros, der Massenmigration nach Europa finanziere und auf der ganzen Welt als von außen kommender Störer Gesellschaften durch liberalen Verfall spalten wolle, ist ein aktuelles Beispiel für dieses rechte Denkmuster. **Fortsetzung und Schwerpunkt zum 100. Todestag von Luxemburg und Liebknecht 44,45**



Julia Boek
Teilnehmende Beobachtung

Schwitzen mit Schiller und Schalkragenbademänteln

Jetzt, da sich der Berliner Winter in all seinen Grautönen zeigt, gehe ich wieder ab und zu in die Sauna. Dabei stellte ich fest, wie nahe Entspannung und Verspannung beieinanderliegen. Den freundlich grüßenden Zuspätkommer in der Bio-sauna gingen die schwitzenden Bäuche und Busen während des Sandelholzaufgusses mit „Dit darf ja wohl nich wahr sein“, „noch so eener“ an. Die flüsternden Freundinnen, von denen die eine von der anderen wissen wollte, ob sich ihr Pier-

cing in der 92 Grad heißen Trockensauna in die Nase brennen würde, wurden ausgezischt, als hätte man einen Schwall Wasser über die glühenden Steine des Saunaofens gekippt. Derartige Rüffel wären in der Sauna des Weddinger Frauen-Fitnessstudios, das ich eine Zeit lang besuchte, undenkbar gewesen. Laut und deutlich sprachen hier Damen wie Özlem, Nevin oder Esra über ihre Liebesbeziehungen, zarte Haut oder über die Bäckereien, in denen es das süßeste Baklava der Stadt zu kaufen gab. Währenddessen

kämmten sie sich gegenseitig Kuren in die langen Haare und peelten die Arme und Beine mit einem Handschuh. So viel Nähe, nur eine Armlänge entfernt – das musste nun auch wieder nicht sein. Doch nicht nur der interkulturelle Horizont lässt sich in Berlins Saunen prima erweitern, man kann dort herrliche Milieustudios betreiben. In der Gewölbesauna in der Fröbelstraße unweit des Bürgeramts Prenzlauer Berg schwitzte ich mit alteingesessenen OstberlinerInnen. Jens, Katrin und Jürgen saunierten nackt und konzentriert. Anschließend wickelten sie sich in bunte Handtücher, die Werbebotschaften der DAK und von Fitness First trugen. Im rustikalen Gasträum mit Bar und 25 Biersorten wurde Weizenbier und Fassbrause getrunken, im Ruheraum laut berlinert. Neulinge erkannten die Stammgäste in der Fröbelstraße daran, wie diese sich auf den mit Kunststoff

bespannten Kippliegen bewegten. Bei Ungeübten knallte die Liege samt Schwungmasse auf die blanken Fliesen, wenn von der Sitzenden in die liegende Position gewechselt wurde. Derlei Weltliches hat man in der Olivin Wellness Lounge in der Schönhauser Allee längst hinter sich gelassen. Beim Eintreten in das ehemalige Fabrikgebäude eröffnet sich eine licht- und geräuschgedämpfte Wohlühlkulisse, in die feine Hölzer verbaut und gedeckte Farben gestrichen wurden. Olivin heißt der Edelstein, dem eine positive Wirkung wie Zuvorsicht und Gelassenheit nachgesagt wird. Beides empfangen

die großstadtgeplagten Architektinnen, Radioredakteurinnen und Projektmanager im Bambusgarten oder auf den beheizten Holzliegen, während sie ihre definierten Körper vor der Plexiglaswand präsentieren, auf die tosende Brandungen projiziert werden. Wengleich man sich im Olivin gemeinschaftlich ausruht, an- und auszieht und duscht, bleibt hier doch jeder für sich allein mit seinem weißen Schalkragenbademantel. Wenn man richtig Glück hat, wird einem in der Berliner Sauna sogar Hochkultur geboten. So wie im Paracelsus-Bad in Reinickendorf. „Zu Dionys, dem Tyrannen, schlich Damon, den Dolch im Gewande; Ihn schlügen die Häscher in Bande. ‚Was wolltest du mit dem Dolche?, sprich!‘“, intonierte Rentner Werner dort *Die Bürgschaft* nach Friedrich Schiller mit geschlossenen Augen und einem immer länger werdenden Schweißtropfen an der Nase.

Bei den ersten fünf Strophen, Damon hat soeben die Schwester verheiratet, war ich beeindruckt. Dann, Werner schickte Schillers Helden jetzt auf seine beschwerliche Rückreise nach Syrakus, dämmerte mir, warum die anderen Nackten fluchtartig die Sauna verlassen hatten, als der 80-Jährige zur Tür hereinkam. Inbrünstig rezitierte Werner Vers für Vers, ließ Damon flehen, kämpfen und weinen, während mir der Schweiß von der Stirn in die Augen tropfte und ich meinem Körper wie ein Taschenmesser zusammenklappte, um mich vor der brennenden Hitze zu schützen. Fast hätte ich aufgegeben, als Werner endlich sprach: „Es ist euch gelungen, Ihr habt das Herz mir bezwungen; Und die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn; So nehmet auch mich zum Genossen an.“

Fortsetzung von Seite 41

Auch heute gibt es Fälle, in denen die Presse zu großen Teilen ungeprüft übernimmt, was die Sicherheitsbehörden verlautbaren, wie sich erst diese Woche wieder beobachten ließ. Am Tag nach der Ermordung Luxemburgs und Liebknechts verbreitete das Wolffsche Telegraphenbüro eine Meldung, die fast wortgleich war mit der Erklärung der Garde-Kavallerie-Schützen-Division, die die Morde durchgeführt hatte – und die meisten Zeitungen übernahmen diese Agenturmeldung ungeprüft.

Auch heute gibt es rechten Terror. Auch heute gibt es rechten Terror, der von Sicherheitsbehörden mindestens gedeckt, wenn nicht sogar befördert wird, von staatlichen Stellen vertuscht. Und das gilt nicht nur für den NSU. Die, die davon betroffen sind, wissen das.

Für viele aber, die von diesem rechten Terror und insbesondere den staatlichen Verstrickungen nicht betroffen sind, sind diese Tatsachen auch heute noch eine unbequeme, eine ungemütliche Wahrheit, so wie es auch unbequem und ungemütlich ist, zu fragen, was uns die Ereignisse von damals über heute sagen

Auch heute gibt es rechten Terror, der von Sicherheitsbehörden gedeckt wird

und umgekehrt. Ungemütlich ist auch die Beschäftigung mit der Ernsthaftigkeit, der Konsequenz der damaligen Revolutionäre – nicht nur derer, die mit flammenden Reden berühmt geworden sind, sondern auch derer, die in jahrelanger Organisationsarbeit in den Fabriken überhaupt erst die Basis für die massenhaften Streiks und Aufstände geschaffen haben. Denn sich diese Ernsthaftigkeit zu vergegenwärtigen, kann einem auch die eigene Inkonsistenz vor Augen führen.

Wie viel bequemer ist es da, sich etwa aus dem Werk Luxemburgs nur dieses eine Zitat herauszunehmen, das davon handelt, dass Freiheit immer die Freiheit der Andersdenkenden sei. Wie viel bequemer, dessen damalige Aussagekraft dann so lange zu verwässern, bis nichts mehr übrig bleibt, als dass man doch irgendwie für alles Toleranz aufbringen müsse, dass das Wichtigste sei, die AfD nur ja nicht von irgendeinem „demokratischen Diskurs“ auszuschließen. Wie viel bequemer, sich darauf zurückzuziehen, dass nichts, aber auch gar nichts von dem, was damals passiert ist, im Heute wiederzufinden sei, schließlich haben wir doch jetzt das Grundgesetz, und dass etwa die Sicherheitsbehörden lügen oder selbst vor Gericht nicht immer Recht gesprochen wird, das gibt es schlicht nicht mehr.

Sich der enormen Errungenschaften des Heute bewusst zu sein, zu denen selbstverständlich auch das Grundgesetz zählt, und trotzdem nicht in diese Bequemlichkeit zu verfallen, ja sogar aktiv gegen sie anzukämpfen, kann sehr ermüdend sein. So wie es ermüdend sein kann, das Andenken an Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht gegen entpolitisierenden Personenkult und Geschichtsverdrehung zu verteidigen.

Aber gleichzeitig kann man aus diesem Gedenken auch Kraft schöpfen für genau diese Kämpfe – und deswegen kann es sich trotz allem auch sehr richtig anfühlen, eine Nelke durch einen kalten Vormittag im Januar zu tragen.

Tipps zum Weiterlesen: siehe Kasten rechts



Aufstand in Berlin 1919
Foto: Johannes Eisele/reuters

Regisseur und Buchautor Klaus Gietinger sieht kleine Fortschritte bei der Diskussion über die Verantwortung für die Morde an Luxemburg und Liebknecht



Foto: Edition Nautilus

Klaus Gietinger, 64, ist Regisseur, Drehbuchautor und Schriftsteller. Er war Regisseur diverser „Tatort“-Folgen, der Kinderserie „Löwenzahn“ und vieler Kino- und Fernsehfilme. Über die Geschehnisse 1918/1919 hat er mehrere Bücher veröffentlicht (siehe Kasten unten).

Interview **Malene Gürgen**

taz: Herr Gietinger, Sie beschäftigen sich seit den achtziger Jahren mit den Morden an Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht. Wie sind Sie zu diesem Thema gekommen?

Klaus Gietinger: Ich habe 1989 das 1969 veröffentlichte Fernsehspiel des SWR-Redakteurs Dieter Ertel über die Morde gesehen und mit ihm Kontakt aufgenommen, weil ich dachte: Da ist ja noch vieles unklar, da müsste man mal einen Film drüber machen. Das hat aber leider nicht geklappt, Ertel ging in Pension und ich habe das nicht finanziert gekriegt. Dann habe ich einfach weiterrecherchiert und bin an den Nachlass von Waldemar Pabst gekommen, den sonst noch niemand hatte. Dort habe ich sehr interessante Dinge entdeckt.

Der Offizier Waldemar Pabst veranlasste 1919 die Erschießung Luxemburgs und Liebknechts. Nachdem er jahrzehntelang geschwiegen hatte, prahlte er 1962 öffentlich mit dieser Tatsache. Hatte er nichts zu befürchten?

Er hat damals dieses sagenumwobene *Spiegel*-Interview gegeben mit dem Satz: „Ich ließ sie richten.“ Danach gab es Strafanzeigen gegen ihn, aber da ist nichts passiert. Im Gegenteil: Kurz vorher gab es eine Presseerklärung der Bundesregierung, in der die Morde als „standrechtliche Erschießung“ bezeichnet wurden. Dazu muss man wissen: Pabst hatte gute Kontakte zum damaligen Regierungssprecher, Felix von Eckardt – ein alter Nazi, der Drehbücher für NS-Propagandafilme geschrieben hatte. Der hat damals diese Erklärung herausgegeben, die übrigens nie widerrufen wurde.

Standrecht bezeichnet eine militärische Ausnahmegerichtsbarkeit. Was bedeutete es, dass die Morde als „standrechtliche Erschießung“ bezeichnet wurden?

Das ist ein Topos, der immer wieder angewandt wird in solchen Fällen und fast immer völliger Quatsch ist. So auch hier: Damals gab es ja gar keinen Belagerungszustand, das heißt, man hätte gar kein Standrecht anwenden dürfen, und selbst wenn, hätte es auch da eine Verhandlung geben müssen. Und außerdem: Weswegen sollte

man die denn standrechtlich erschießen lassen? Rosa Luxemburg hat Artikel geschrieben in der *Roten Fahne*, sie hat keine Waffe in die Hand genommen. Auch Liebknecht hat keine Waffe in die Hand genommen, der hat zwar mitgemacht bei den Aufständen, aber das allein hätte niemals für ein solches Urteil gereicht.

Die Bundesregierung hat damals mit dieser Bezeichnung versucht, den Morden nachträglich Legalität zuzuschreiben?

So ist es. Ich habe übrigens auch Dokumente des Ministeriums für Staatssicherheit gefunden, aus denen hervorgeht, dass auch die Stasi auf das *Spiegel*-Interview aufmerksam wurde. Die dachten damals eigentlich, Pabst sei schon tot. Damals hat der Generalstaatsanwalt der DDR einen Haftbefehl gegen Pabst erlassen und den an den damaligen Justizminister der BRD geschickt, aber da ist nie darauf geantwortet worden. Das Verrückte ist ja: Mord verjährt ja nicht und ist auch damals nicht verjährt. Man hätte Pabst vor Gericht bringen können. Aber es hat sich in der gesamten Bundesrepublik kein Staatsanwalt gefunden, der das gemacht hätte.

Wie sind Sie an den Nachlass von Pabst gekommen?

Eigentlich durch Zufall: Der lag im Militärarchiv Freiburg und hatte eine Sperrfrist, die 1989, als ich mich darum bemüht habe, noch lange nicht verstrichen war. Aber ich habe ihn einfach immer wieder bestellt und irgendwann haben sie ihn mir dann hingelegt (*lacht*).

Was waren die zentralen Erkenntnisse, zu denen Sie dann gekommen sind?

Einmal, dass es tatsächlich der junge Offizier Herrmann Souchon gewesen war, der damals Rosa Luxemburg erschossen hat, und nicht Kurt Vogel, wie man jahrzehntelang geglaubt hatte. Vogel wiederum war ja damals von Wilhelm Canaris, einem der Richter im Prozess 1919, der übrigens später Adolf Hitlers Abwehrchef wurde, die Flucht ermöglicht worden. Gegen Dieter Ertel hatte Souchon noch geklagt, weil er das in seinem Fernsehspiel so darstellen wollte. Die zweite Erkenntnis betraf die Verstrickung der SPD.

„Man hätte Pabst vor Gericht bringen können“

Inwiefern?

Ich konnte nachweisen, dass Pabst damals mit dem SPD-Oberbefehlshaber Gustav Noske gesprochen hatte und dass der die Erschießung der beiden abgenickt hatte. Ich habe auch mit Otto Kranzbühler gesprochen, dem Anwalt Souchons, der damals noch lebte und der Verteidiger in den Nürnberger Prozessen gewesen war, ein beeindruckender Mann. Der hat mir bestätigt, dass Pabst auch ihm – sozusagen „unter Offizieren“ – von dieser Absprache mit Noske erzählt hatte.

Hat sich denn diese Sicht, dass die damalige SPD-Führung Verantwortung für die Morde trug, mittlerweile durchgesetzt?

Das ist unterschiedlich. Andrea Nahles hat im November in einer Rede gesagt, dass Noske wohl seine Finger im Spiel gehabt habe bei der Ermordung Luxemburgs und Liebknechts. Das werde ich als kleinen Fortschritt. Gleichzeitig erlebe ich derzeit aber auch einen Rollback, was die Lesart dieser Ereignisse angeht.

Was meinen Sie damit?

Zum Beispiel hat der Journalist Arno Widmann, der ja die

taz mitgegründet hat, am 9. November folgendes geschrieben: „So rabiät die junge Republik – auch unter Zuhilfenahme der alten Apparate – gegen alles, was links von ihr stand, vorging, so vernünftig war das auch.“ Das ist meines Erachtens eine Rechtfertigung nicht nur dieser Morde, sondern auch des Terrors. Noske hat ja später mit Pabst auch noch diesen Schießbefehl erlassen, wo Gefangene erschossen wurden, wo 1.200 Menschen allein in Berlin in wenigen Tagen umkamen. Über diese Dinge wird kaum mehr gesprochen. Das ist verrückt.

Und die SPD?

Da wird oft versucht zu trennen: Noske war böse, aber der Rest war gut. Insbesondere Friedrich Ebert wird hochgehalten. Aber Noske wurde gestützt von der Führung der SPD, auch von Ebert – die haben alles abgesegnet, was der gemacht hat. Und die Basis hat zwar immer verlangt: Verurteilt die Mörder, macht einen vernünftigen Prozess, die haben schon aufgebeht. Aber am Ende haben sie sich doch immer damit abgefunden, dass die Parteiführung das einfach so von oben bestimmt hat.



Eine Nelke zum Gedenken Foto: BPK

Lektüretipps zum Weiterlesen

Klaus Gietinger (Interview oben) hat die Bücher „November 1918“, „Eine Leiche im Landwehrkanal“ und „Waldemar Pabst – eine deutsche Karriere“ in der Edition Nautilus veröffentlicht.

Zu empfehlen sind auch die Bücher des Berliner Historikers **Ralf Hoffrogge**, etwa „Richard Müller. Der Mann hinter der Novemberrevolution“ (Dietz Verlag). Hoffrogge ist Teil der Redaktion der geschichtswissenschaftlichen Zeitschrift *Arbeit – Bewegung – Geschichte*, deren Januarausgabe sich mit der Revolution 18/19 beschäftigt (arbeiterbewegung-jahrbuch.de). (mgu)

Anzeige

BALLHAUS NAUNYNSTRASSE



Die letzten Stunden

Mannheimer Straße 27: Luxemburg und Liebknechts letztes Versteck

21.30 Uhr: Liebknecht wird zuerst in die Cecilienschule (Hauptquartier der Wilmsdorfer Bürgerwehr) und dann ins Hotel Eden transportiert

22 Uhr: Luxemburg wird ins Hotel Eden gebracht (gemeinsam mit Wilhelm Pieck)

22.45 Uhr: Liebknecht wird aus dem Hotel Eden abtransportiert

23 Uhr: Liebknecht wird erschossen

23.40 Uhr: Luxemburg wird im Auto erschossen

23.45 Uhr: Luxemburgs Leiche wird in den Landwehrkanal geworfen

© taz grafik: infotext-berlin.de

An die letzten Stunden von Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht erinnern heute Gedenktafeln. Uwe Hiksich bietet Führungen auf den Spuren der beiden Ermordeten an. Ihn verbindet vor allem ihr Antimilitarismus mit Liebknecht und Luxemburg

Von Volkan Ağar

Das letzte Haus, das Liebknecht und Luxemburg betreten haben, heißt Eden. Das Hotel steht schon lange nicht mehr. Im Zweiten Weltkrieg wurde es teilweise zerstört, in den fünfziger Jahren abgerissen. Nur eine Gedenktafel, eingeweiht 2010 vor dem Zoeeingang an der Budapester Straße, erinnert daran, dass Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht am 15. Januar 1919 hierher verschleppt wurden.

Mitglieder der Wilmsdorfer Bürgerwehr hatten sie in der Wohnung der befreundeten Familie Marcussen in der Mannheimer Straße 43 aufgespürt, wo sie sich am 14. Januar versteckt hatten. Zuerst ging es in die Cecilienschule, Zentrale der Bürgerwehr. Dann in jenes Hotel Eden, in dessen edler Bar sonst Schriftsteller wie Heinrich Mann und Schauspieler wie Marlene Dietrich verkehrten. 1919 hatte die Garde-Kavallerie-Schützen-Division unter ihrem Hauptmann Waldemar Pabst hier ihr Hauptquartier eingerichtet.

Einer, der selbst gedenkt und aktiv Gedenken ermöglicht, heißt Uwe Hiksich. Über das Hotel Eden sagt er: „Das war ein ganz normales, teures Hotel, mit einem Minigolfplatz auf dem Dach.“ Hiksich sitzt im Bundesvorstand der Naturfreunde, einer Organisation mit Wurzeln in der Arbeiterbewegung des 19. Jahrhunderts. Für acht Jahre saß er auch im Bundestag, zunächst für die SPD. Nachdem die Sozialdemokraten einem deutschen Engagement im Kosovokrieg zugestimmt hatten, trat er aber aus

der Partei aus. Heute arbeitet er für die Linksfraktion. Seit 1993 führt er durch Berlin – auf Stadttouren über Gentrifizierung, jüdisches Leben oder eben durch die letzten Stunden von Liebknecht und Luxemburg.

Am Abend des 15. Januar 1919 wurden im Hotel Eden erst Liebknecht, dann Luxemburg dem Freikorps-Hauptmann Pabst vorgeführt. Klaus Gietinger (siehe Interview) rekonstruiert in seinem Buch „Eine Leiche im Landwehrkanal“ beide Morde. Er beschreibt Szenen, die eine

Auf dem Weg zum heutigen Denkmalort spielen auf der Budapester Straße zwei Frauen eine historische Szene nach. Eine hat Zeitungen in der Hand, die andere eine rote Fahne. An einem Baum klebt ein Plakat von Karl Liebknecht, darauf steht: „Hinein in die KPD!“

Idee vom Hass geben, dem sich Luxemburg und Liebknecht im Hotel Eden ausgesetzt sahen. Als Luxemburg „umgeben von geifernden Hotelgästen und Uniformierten“ in das Hotel gebracht wurde, habe man sie „als Hure beschimpft“, schreibt Gietinger. Und zu Liebknecht, der nach der Vernehmung zum Ort seiner Hinrichtung gebracht wird: „Unter Beschimpfungen und bespuckt von Hotelgästen und Uniformierten führten sie Liebknecht die Treppe hinunter zum Nebenausgang des Hotels.“ Liebknecht wurde erst im Tiergarten erschossen. Rosa Luxemburg bereits im Automobil, mit dem sie zum Landwehrka-

nal gefahren wurde. Auf dem Weg zu diesem heutigen Denkmalort spielen auf der Budapester Straße zwei Frauen eine historische Szene nach. Eine hat Zeitungen in der Hand, die andere eine rote Fahne. Auf einem Baumstamm klebt ein Plakat von Karl Liebknecht, darauf steht: „Hinein in die KPD!“ Eine dritte Frau filmt die beiden und einen Uniformierten.

Dort, wo sie in den Kanal geworfen worden sein soll – Hiksich zeigt auf einen längeren Uferabschnitt und sagt rela-

tivierend „irgendwo hier“ –, ragt heute eine quasi ins Wasser stürzende Gusseisenplatte mit dem Schriftzug ihres Namens. Gegenüber von dem Denkmal der Künstler Ralf Schüler und Ursulina Schüler-Witte, das 1987 angebracht wurde, hängt eine Gedenktafel: „Im Kampf gegen Unterdrückung, Militarismus und Krieg starb die überzeugte Sozialistin Rosa Luxemburg.“

Hiksich findet es bemerkenswert, dass Begriffe wie „Sozialistin“ auf dieser Tafel stehen. Schließlich sei das Denkmal 1987 von einem Westberliner Bezirk genehmigt worden. Wenn Hiksich mal wieder mit einer Gruppe Interessierter hier ist,

geht er auf Luxemburgs theoretisches Denken ein, erzählt Anekdoten, wie zum Beispiel, dass Luxemburg das Parlament einmal als „Quasselbude“ bezeichnet habe – weil ein Parlament, das nicht auch über die Wirtschaft entscheide, nicht wirksam sei.

Über dem Luxemburg-Denkmal führt die Lichtensteinbrücke weiter in den Tiergarten. Manche haben sich bemüht, auch diese grüne Brücke nach Luxemburg zu benennen. 2012 hat es die Berliner Geschichtswerkstatt geschafft, zumindest einen Teil nach ihr zu benennen. Jetzt gibt es einen Rosa-Luxemburg-Steg. Wenige hundert Meter entfernt, am Nordufer des Neuen Sees, wurde Liebknecht erschossen. Auf einer Wiese unter grauem Januarhimmel und vor einem dunklen Teich steht eine Säule aus rotem Backstein. An der Spitze bilden fehlende Steine Stufen. Hiksich sagt, dass die unterbrochene Säule für das unterbrochene Leben Liebknechts stehe.

An beiden Denkmälern liest Hiksich immer auch einen Auszug aus den letzten Texten der beiden vor. „Trotz alledem!“ von Karl Liebknecht erschien am Tag seines Todes in der Roten Fahne, „Die Ordnung herrscht in Berlin“ von Luxemburg am Tag zuvor in derselben Publikation. Luxemburgs Text über die gescheiterte Revolution endet so: „Ordnung herrscht in Berlin! Ihr stumpfen Schergen! Eure ‚Ordnung‘ ist auf Sand gebaut. Die Revolution wird sich morgen schon ‚rasselnd wieder in die Höh‘ richten‘ und zu eurem Schrecken mit Posaunenklang verkünden: Ich war, ich bin, ich werde sein!“

Was geschah im Januar 1919?

Schon 1917 hatten die Kriegsgegner in der SPD mit der USPD eine eigene Partei gegründet, der sich auch die Spartakusgruppe um Luxemburg und Liebknecht anschloss. Nach der Novemberrevolution 1918 wollte die verbliebene SPD um Friedrich Ebert schnell zu „geordneten Verhältnissen“ zurückkehren, während die USPD das Militär weiter entmachten und die Ziele der Rätebewegung umsetzen wollte. Während die Revolutionären Obleute, die USPD und die frisch gegründete KPD zu Generalstreiks aufriefen, zogen Ebert und Noske die rechtsradikalen Freikorps sowie verbliebene kaiserliche Regimenter um Berlin zusammen.

Mit der Absetzung des USPD-Polizeichs durch Ebert am 4. Januar 1919 begann der Januaraufstand. Die Kämpfe dauerten bis zum 12. Januar, am 13. ließ Gustav Noske die rechtsradikalen Freikorps einmarschieren. Die Morde an Luxemburg und Liebknecht waren Teil des Gewaltexzesses dieser Truppen, die alles Aufständische niederschlugen. (mgu)

Anzeige

BAND FÜR MUT UND VERSTÄNDIGUNG

2019

Das Bündnis für Mut und Verständigung zeichnet besonderes Engagement aus

Sie kennen Menschen oder Gruppen, die sich in besonderer Weise gegen Diskriminierung einsetzen, die hinschauen und sich einmischen, sich engagieren und Verantwortung übernehmen, Zivilcourage zeigen? Wir zeichnen Einzelpersonen und Initiativen aus Berlin und Brandenburg für ihre langjährige, ehrenamtliche Tätigkeit oder ihr couragiertes Eingreifen aus. Machen Sie uns einen Vorschlag! Das **Band für Mut und Verständigung** würdigt beispielhaftes Handeln gegen rassistische Diskriminierung und Gewalt und den Einsatz für ein friedliches, respektvolles Miteinander. Er wird im Sommer 2019 vom Regierenden Bürgermeister von Berlin vergeben.

Schicken Sie uns Ihre Vorschläge bis zum **31.03.2019** an vorschlag@band-mut-verstaendigung.de mit einer kurzen Begründung zu.

„Ich will weiterleben und Neues ermöglichen“

„Literatur kann Menschen in Kriegszeiten Hoffnung geben“, sagt die kurdische Dichterin Widad Nabi. In den Schriftsteller*innen der deutschen Nachkriegszeit hat sie nach ihrer Flucht aus Syrien Vorbilder gefunden, in den Bibliotheken Berlins ein neues Zuhause – von dem sie hofft, dass es keine Illusion ist. Angst hat die 33-Jährige vor dem Aufstieg der Rechtsextremen

Interview **Sophie Schmalz**, Fotos **Karsten Thielker**

taz: Frau Nabi, Bibliotheken wie die, in der wir uns heute treffen, sind für Sie nicht nur sichere Orte, sondern haben viel mit Ihrer Heimatstadt Aleppo zu tun. Warum?

Widad Nabi: Wenn man alles verloren hat, bleibt nur die Erinnerung. Als ich vor gut drei Jahren nach Deutschland kam, war ich mir selbst eine fremde Person. Damals stand ich in der Schlange vorm Lageso ...

... dem Amt, das bis Mitte 2016 für die Aufnahme Geflüchteter in Berlin zuständig war und vor dem sich damals Hunderte Menschen drängten ...

Und ich hatte nirgendwo in Berlin einen Ort, den ich mit irgendeiner Erinnerung verbinden konnte. Schmerzhaft Erinnerungen an die Flucht drängten sich auf. Also suchte ich einen Ort, an dem ich mich aufgehoben fühlte. Eine Bibliothek ist ein sicherer Ort für alle Menschen. Ich vertraue Büchern; sie haben keine Vorurteile gegen Menschen. Als ich hier ankam, kannte ich nichts von diesem Land, außer ein wenig von der deutschen Literatur. Die Grimm-Bibliothek war mein erster Zufluchtsort in Deutschland. Sie erinnert mich an meine Heimatstadt Aleppo, wo Buchhandlungen und Bibliotheken für die Menschen sehr wichtig sind. Und inzwischen sehe ich viele weitere Parallelen zwischen Aleppo und Berlin.

Welche denn?

Das reicht von kleinen Details wie dem Fußboden in der Kulturbrauerei, der an die Altstadt Aleppos erinnert, bis hin zu gesellschaftlichen Parallelen. Zum Beispiel, dass die Menschen nach Niederschlägen wieder aufstehen und schreckliche Dinge hinter sich lassen können, ohne zu verzweifeln. Was der Krieg heute in Syrien anrichtet, richtete er vor ein paar Jahrzehnten in Deutschland an. Vieles von dem, was die Menschen damals in Deutschland erlebten, erleben die Menschen heute in Syrien.

In Ihren Gedichten und Texten schreiben Sie auch über Zerstörung, Häuser und Erinnerung. Spielten diese Themen für Sie schon vor Ihrer Flucht eine Rolle?

Ja, denn ich habe beobachtet, wie die Menschen ihre Häuser und Orte der Erinnerungen in Syrien verlassen mussten, bis ich anschließend selbst diese harte Erfahrung gemacht habe. Mit meinem Buch „Zeit für Liebe, Zeit für Krieg“, das ich 2013 noch in Aleppo veröffentlichte, wollte ich nicht nur über meinen eigenen Schmerz schreiben, sondern einen imaginären Platz schaffen, an dem andere Menschen ihre Erinnerungen versammeln und einen Ort für ihren Schmerz finden können. Kurz darauf konnte ich nicht mehr in Syrien veröffentlichen. Regimekritische Autor*innen waren dort großen Gefahren ausgesetzt.

Konnten Sie jemals in Freiheit schreiben?

In Syrien konnte auch vor Ausbruch des Krieges niemand in Freiheit schreiben. Als 2011 die Revolution friedlich begann, änderte sich das schlagartig. Auf einmal konnten wir über Krieg, Tod und Politik schreiben, ohne jedes einzelne Wort abwägen zu müssen. Ich veröffentlichte regimekritische Texte; sogar auf Facebook. Wir fühl-

Widad Nabi

Der Mensch Widad Nabi, 33, ist in Kobani in Syrien geboren und in Aleppo aufgewachsen. Sie hat einen Bachelor in Wirtschaftswissenschaften. In Aleppo finanzierte die Kurdin ihr Schreiben zeitweise mit einem Job beim Finanzamt. Während des Krieges schloss sie sich der Opposition gegen das Assad-Regime an, bevor sie 2015 die Flucht über See- und Landwege nach Europa aufnahm. In Berlin lernte sie ihren jetzigen Ehemann kennen; er ist auch Autor. Gemeinsam leben sie in Charlottenburg.

Die Autorin In ihrer Heimat Syrien schrieb Nabi für zahlreiche Zeitschriften und Zeitungen. 2013 erschien ihr Buch „Zeit für Liebe, Zeit für Krieg“ in Aleppo. Ihr Buch „Syrien und die Sinnlosigkeit des Todes“ erschien 2016 in Beirut im Libanon, wo sie auch weitere regimekritische Texte publizierte. In Deutschland erschienen erste Texte in der Anthologie „Weg sein – hier sein“

im Seccession Verlag sowie im Manesse Verlag das Buch „Die Flügel meines schweren Herzens“. Momentan arbeitet Nabi mit dem Projekt „Weiter Schreiben“, einem Portal für Autor*innen aus Krisengebieten, zusammen, das die Anthologie „Das Herz verlässt keinen Ort, an dem es hängt“ mit Texten von Nabi herausgegeben hat. Derzeit ist sie zudem Stipendiatin bei „Weiter Schreiben“ in Wiesbaden. Zur Leipziger Buchmesse wird Anfang 2019 ihr Buch „Kurz vor dreißig, küss mich“, eine Sammlung von Gedichten über Liebe, Frauenrechte, Leben im Exil und Ankommen im neuen Land, im Sujet Verlag erscheinen.

Weiter schreiben Das Projekt „Weiter Schreiben“ stellt sich und Texte seiner Autor*innen am Dienstag, 16. Januar, im Literarischen Colloquium Berlin vor: Am Sandwerder 13, 14109 Berlin, S-Bahnhof Wannsee, www.lcb.de. Der Eintritt ist frei.



„Ich vertraue Büchern; sie haben keine Vorurteile gegen Menschen“

ten uns frei und furchtlos – und wollten nichts weniger als den Sturz des Regimes. Dafür sind wir auf die Straße gegangen. Doch dann mischten sich Islamisten*innen unter die Reihen der Oppositionellen; und zusammen mit den Nachbarstaaten, mit den USA und

„In Syrien konnte auch vor Ausbruch des Krieges niemand in Freiheit schreiben“

Russland sowie weiteren Großmächten wurde der Aufstand für verschiedene machtpolitische Interessen vereinnahmt.

Was bedeutete das für Sie persönlich? Weil ich keinen Schleier trage, konnte ich nicht mehr in den Osten Aleppos, der von oppositionellen Milizen vereinnahmt wurde. Wegen meiner regimekritischen Texte konnte ich jedoch auch nicht mehr in den Westen, der vom Regime kontrolliert wurde. Deshalb bin ich geflohen, um hier in

Deutschland weiterleben und weiter schreiben zu können.

Derzeit arbeiten Sie mit dem Projekt „Weiter Schreiben“ in Berlin zusammen, einem Portal, das geflüchtete Autor*innen aus Krisengebieten unterstützt. Haben Sie hier als Autorin wieder eine Stimme?

In Syrien war ich Widad Nabi, die syrisch-kurdische Autorin. In Deutschland wurde ich erst mal reduziert auf Widad Nabi, Geflüchtete. Egal wer sich für mich interessierte – ob beim Radio, in der Öffentlichkeit oder der Verwaltung: Als ich in Berlin ankam, war ich „ein Flüchtling“. Frühestens auf den zweiten Blick waren meine Texte und Themen von Interesse. So geht es, denke ich, vielen Menschen mit Fluchterfahrung. „Weiter Schreiben“ hilft mir dabei, wieder eine Stimme als Autorin zu bekommen. Das ist großartig, und ich schreibe weiter – um mich Hass und Krieg zu widersetzen und Realitäten aufzudecken. Vergangene Woche erst haben wir eine neue Anthologie herausgegeben. Mittlerweile fühle ich mich als Flüchtling und als Autorin gleichermaßen. Natürlich hat meine Fluchterfahrung mich und mein Schreiben verändert. Genauso wie

der Fakt, dass ich jetzt hier im Exil angekommen bin. Auch wenn ich Angst habe vor der Zukunft in diesem Land.

Wovor genau haben Sie Angst?

Vor dem Aufstieg der Rechtsextremen. Seit drei Jahren lerne ich Deutsch und baue mir hier ein Zuhause auf. Ich hoffe sehr, dass dieses neue Leben hier im Exil keine Illusion ist.

Um das Leben im Exil geht es auch in Ihrem Gedichtband, der bald erscheinen wird. In den Gedichten verbinden Sie Orte des Exils mit Orten der Erinnerung. Warum?

Ich suche Geschichten über die Gemeinsamkeiten von Menschen und Orten – nicht über die Unterschiede. Erfahrungen in Syrien verbinde ich mit neuen Erfahrungen in Deutschland. Liebe verbinde ich mit Hass. Ich möchte Opfer vor dem Vergessen bewahren und über die Schande, die passiert ist, berichten. Gleichzeitig will ich weiterleben und Neues ermöglichen. So schreibe ich über die Situation in Syrien, den Krieg und das Ankommen in Deutschland. Zudem schreibe ich in meinem neuen Buch: „Kurz vor dreißig, küss mich“, das Anfang 2019 hier in Deutschland erscheinen wird, aber auch über Liebe, Erotik und über Frauenrechte, die es weltweit, auch hier in Berlin, zu verteidigen gilt.

Darin geht es auch um „eine schlechte Frau, die nach einem halben Glas Wodka die Welt verflucht“ und die „den Schlangenbiss zwischen ihren Beinen“ nicht bedauert. Warum ist diese Frau schlecht?

Für viele Menschen bin ich selbst eine schlechte Frau – vor allem für Menschen in Syrien und anderen arabischen Ländern; weil ich über Liebe, Sex und persönliche Beziehungen schreibe. Wenn ich einen Text in einer arabischen Zeitung veröffentlichte, sagten viele Leser*innen: „Diese Frau ist schlecht.“ Damit sind genauso alle anderen Frauen gemeint, die über sogenannte private Themen sprechen oder gar schreiben. Das wird gesellschaftlich abgelehnt und führt bis zu einer Tabuisierung von Gewalt gegen Frauen. Viele Frauen in Syrien, Saudi-Arabien, im Irak, in Jemen und – entgegen häufigen anderslautenden Behauptungen – auch in Kurdistan haben oftmals keine gute oder überhaupt keine Bildung genießen dürfen und haben sehr wenige Rechte. Aber für mich geht es um Frauenrechte auf der ganzen Welt – nicht nur in Syrien, sondern auch hier in Westeuropa. Frauen sind gesellschaftlich ganz unten angesiedelt, auch in Europa. Darüber muss gesprochen werden: auch in Deutschland und auch unter Linken in Deutschland.

Das Thema bewegt Sie sehr.

Zwar wurde 2018 der Jesidin Nadia Murad der Friedensnobelpreis verliehen ...

... für ihr Eintreten gegen sexuelle Gewalt an jesidischen Frauen ...

... doch weiterhin leben Frauen unter der Herrschaft der Terrororganisation IS. Tausende Jesidinnen, eine kurdische Minderheit, wurden nach Syrien verschleppt und vergewaltigt. Ein Großteil wird vermisst. Es gibt keine Nachrichten darüber, was mit ihnen passiert ist. Die Literatur und der Journalismus müssen darüber schreiben und auch

„Als ich vor gut drei Jahren nach Deutschland kam, war ich mir selbst eine fremde Person“: Zwischen den Büchern in Berlins Bibliotheken hat Widad Nabi zu sich zurückgefunden



über die Zusammenhänge mit deutschen und weltweit stattfindenden Waffenexporten berichten. Wir brauchen dringend mehr kritische Stimmen. Schriftsteller*innen, die in Freiheit leben und schreiben können, was sie wollen, sollten das auch nutzen.

Viele Ihrer Texte, vor allem regimekritische, gibt es bislang nur auf Arabisch. Planen Sie, diese ins Deutsche zu übersetzen, oder inwieweit knüpfen Sie mit neuen Veröffentlichungen daran an?

Ja, das stimmt. Beispielsweise ist mein Buch „Syrien und die Sinnlosigkeit des Todes“, das ich 2016 im Libanon veröffentlichte, bislang nur auf Arabisch erschienen. Viele meiner arabischen Gedichte und Texte werden aber bald auf Deutsch erscheinen. Gemeinsam mit meinem Übersetzer Suleman Taufiq bin ich im Kontakt mit Verlagen.

Lyrik zu übersetzen ist sicher schwierig?

Ja, das ist es. Die arabische Sprache hat viel mehr Emotion, Bilder und Fantasien. Deutsch ist eine härtere Sprache. Wenn Suleman Taufiq meine Gedichte vom Arabischen ins Deutsche übersetzt, bekommt nicht nur das Gedicht an sich etwas Neues – das man, wenn man will, eine neue Seele nennen kann. Auch die Sprache an sich erfährt durch die Übersetzung etwas Neues.

Was denn genau?

tut. Und nicht genug für Menschen, die im Krieg leben oder schreckliche Erinnerungen an Krieg und Flucht haben – so wie ich.

Wann genau haben Sie die Flucht angetreten?

Anfang 2015. Ich bin über See- und Landwege über die Türkei, Griechenland, Ungarn, Mazedonien und Österreich nach Deutschland gekommen. Teilweise war ich gemeinsam mit Freunden unterwegs. An die Flucht habe ich schreckliche Erinnerung. Und ich bin tieftraurig, dass immer noch so viele Menschen jeden Tag fliehen müssen.

Was sind das für Erinnerungen?

In dem Lastwagen etwa, der uns von der türkischen Stadt Izmir zum Meer brachte, wurden wir wie Vieh behandelt und zusammengedrängt. Kinder schrien. Der Schmuggler war wütend und schrie, dass die Kinder nicht schreien sollten. Fragen drängten sich mir auf: „Warum renne ich weg?“ Ich wollte dem Tod und Erniedrigungen entkommen – und jetzt erlebte ich Beleidigungen andere Art und schwere Demütigungen. Aber auch an die Zeit davor habe ich schreckliche Erinnerungen. Zu wandern und das Meer zu überqueren, dazu habe ich mich entschieden, weil ich alles verloren hatte.

Was drängt sich Ihnen auf, wenn Sie an die Zeit vor der Flucht denken?

Ich war verzweifelt, bevor ich auf die Flucht ging. Ich wusste nicht mehr

”

„Als ich hier ankam, kannte ich nichts von diesem Land. Ich hatte nirgendwo in Berlin einen Ort, den ich mit irgendeiner Erinnerung verbinden konnte“

Übersetzungen verändern die Sprache, indem Dinge mit anderen Worten ausgedrückt werden, indem Beschreibungen hinzukommen, um den Sinn besser zu treffen. Jede Übersetzung ist eine individuelle Interpretation. Auch Redewendungen kommen hinzu. Je besser mein Deutsch und mein Gefühl für diese Sprache wird, desto spannender finde ich das.

[Widad Nabi lacht der Übersetzerin zu, die neben ihr sitzt und bisher nicht viel sprechen musste. Lediglich ein paarmal, bei Verständnisproblemen oder wenn wir es genauer wissen wollten, sprang Maya El-Auwad ein und übersetzte aus dem Arabischen.]

In Berlin kann ich wunderbar leben – trotz sprachlicher Barrieren. Natürlich gibt es hier auch Rassismus. Aber ich schätze es sehr, dass Berlin multikulturell ist und hier so viele verschiedene Identitäten friedlich zusammenleben können. Ich persönlich habe noch keinen Rassismus in Berlin erfahren müssen. Allerdings trage ich auch kein Kopftuch, dann hätte ich es sicherlich schwerer. Rassismus gibt es überall auf der Welt. Mein Mann ist Araber. Ich bin Kurdin. Das war ein großes Problem für meine Familie, vor allem für meine Mutter.

Hat Ihnen Ihre Mutter mittlerweile verziehen, dass Sie einen Araber geheiratet haben?

Sagen wir es so: Es gab eine große Versöhnung. Aber als ich meinen Mann hier in Berlin kennenlernte, war das ein Riesenproblem für meine Mutter, die mittlerweile auch in Deutschland lebt. Mein Mann ist auch Autor – für mein Ankommen hier im Exil, war das eine wunderschöne Bereicherung. Heute leben wir gemeinsam in Charlottenburg. Er ist auch Syrer – aber eben Araber. Es gibt viel Rassismus zwischen kurdischen und arabischen Leuten – mit dem Krieg in Syrien hat sich das verschlimmert. Das ist grausam. Grausam ist aber auch, dass die Literatur in der Welt nicht genug gegen Rassismus, Hass und Krieg

weiter. Aleppo versank im Krieg. Die Stadt war geteilt, und auf dem Grenzstreifen zwischen Ost und West musste ich erleben, wie direkt neben mir Menschen erschossen wurden, die versuchten die Grenze zu überqueren. Die Verzweiflung war groß. Der Schriftsteller Walter Benjamin, der eine dramatische und verzweifelte Flucht im Zweiten Weltkrieg erlebte, nahm sich in einem Grenzort in Spanien das Leben. Für mich ergaben sich in vielen schrecklichen Situationen Vergleiche mit bedeutenden Schriftsteller*innen oder der Literatur.

Was kann die Literatur denn besser machen, um, wie Sie sagen, mehr gegen Rassismus, Hass und Krieg zu tun?

Die heutige deutschsprachige Literatur basiert zu großen Teilen auf der Gruppe 47, die nach dem Zweiten Weltkrieg gegründet wurde. Autor*innen dieser Gruppe wie Ingeborg Bachmann und Günter Grass schrieben in einer extrem radikalen und realistischen Sprache über den Krieg. Das versuche ich heute auch. Sie erneuerten praktisch die Literatur nach dem Krieg, um möglichen Wiederholungen etwas entgegenzusetzen. So etwas bräuchte es in jedem Land. Die Gruppe 47 kann ein Vorbild sein und sie kann vielen Autor*innen als Quelle der Inspiration dienen. Viele Schriftsteller*innen von damals haben unermüdlich gekämpft, um mit ihren Worten etwas zu bewegen. Schauen wir Hannah Arendt an: Wie sie damals über Herrschaft und Rassismus geschrieben hat, das war revolutionär. Die Literatur heute braucht wieder neue Ideen, um über die Katastrophen und Opfer der heutigen Zeit kritischer und mutiger schreiben zu können. Doch auch wenn die Literatur Kriege nicht aufhalten kann, kann sie Menschen in Kriegszeiten Hoffnung geben.

In der Bibliothek, in der wir uns befinden, lassen sich viele dieser Schriften finden.

Ja, nicht zuletzt deswegen ist sie ein sicherer Ort für mich.

berliner szenen

Busfahrer-
rhetorik

Im Schuhcenter an der Quitzowstraße sind die LED-Sohlen-Skechers jetzt preisreduziert. Die Schuhe leuchten giftgrün bis rosarot. Man muss nur an der „Schuhzunge mit An/Aus-Schaltknopf“ ziehen. USB-Kabel gibt es bei Kauf von was anderem gratis dazu. Das alles kann man in Ruhe lesen, denn der M27 schleicht nur noch. Vor der Perleberger Brücke kapituliert er endgültig.

„Leute, wir sind jetzt definitiv zu viele. Ein paar von euch müssen raus. Und mein Kollege kommt ja in zehn Minuten. Die frische Luft tut auch richtig gut!“ Keiner rührt sich. Alle schauen verstört zum Busfahrer. Der macht einfach alle Türen auf.

„Leute, ich fahr nicht weiter, bevor nicht mindestens zehn von euch draußen sind. Vielleicht fangen wir mal mit den Radfahrern an, die sich wohl zu fein sind, bei zwei Grad Plus und dem bisschen Schneeregen auf der Straße zu fahren. Nur bei schönem Wetter das Carbonrad schaukeln, bei ein paar Tropfen Regen aber mit Mama Bus fahren, dit is nun wirklich nicht die feine Art.“ Einige schauen jetzt empört, andere grinsen. Aber keiner steigt aus.

„Mit euch allen zusammen bin ich außerdem 'ne richtige Virenschleuder. Wenn ich mir so anhöre, was hier gehustet wird; das klingt gar nicht gut. Und da geht es gar nicht mal darum, nicht zur Arbeit zu dürfen. Da geht denn auch zu Hause nichts mehr. Ich würd mich an eurer Stelle nicht so anstecken lassen.“ Jetzt fragende Gesichter. Erschrecken ist auch dabei. „Na denn is' auch im Bett tote Hose. Nichts los im Moos und Strafkolonie Wohnzimmer.“

Das Erschrecken wird zum Entsetzen. „Ja, fragt mich nur, was passiert, wenn der Bus zu voll ist!“

Die Ersten gehen. Der Nachfolgerbus ist auch da. Der Busfahrer grinst. „Man muss nur die richtigen Argumente haben. Gute Rhetorik ist wichtig für gutes Busfahren!“ *Theresa Heinewald*



Foto: dpa

Heavy Metal

Alte weiße
Cis-Männer

Der Metal hat es schwer genug in diesen Tagen. Gilt als alt, weiß, männlich und provinziell, das Schlimmste, was einem passieren kann. Der „Painkiller“-Abend im Badehaus Berlin verspricht Vintage Heavy Metal und Hard Rock. Da werden doch hoffentlich die Judas Priests, Manowars, Accepts, Van Halens und Maidens dieser Welt ausführlich gewürdigt. Am Samstag, ab 22.30 Uhr, Revaler Str. 99.

Das Berliner Ehepaar Marion und Jörg Schwandt sammelt seit 1974 dänischen Schmuck, der Kunst für das Volk sein sollte. Jetzt ist die Sammlung im Bröhan-Museum zu sehen

Die organische
Kraft des
Schmucks

Von Henriette Harris

Sagen wir es gleich, damit die Leserin nicht später sauer wird: Wer die Ausstellung „Simply Danish“ im Bröhan-Museum besucht und sich dänischen Silberschmuck aus dem 20. Jahrhundert anschaut, wird danach für immer mit einem kritischen Blick auf den Inhalt des eigenen Schmuckkästchens gucken. 174 einzigartige Objekte, hergestellt zwischen 1899 und 2002, werfen den Schmuckliebhaber, Frau oder Mann, einfach um.

Ein Sommerurlaub auf der dänischen Insel Møn hat dem Berliner Ehepaar Marion und Jörg Schwandt 1971 die Augen für dänisches Kunsthandwerk geöffnet. Als die beiden 1974 zu sammeln anfangen, war ihre Leidenschaft der Silberschmuck.

„Silber ist überall anwesend in Dänemark“, sagt Jörg Schwandt. Der ausgebildete Literaturwissenschaftler und seine Frau, die pensionierte Kunstlehrerin ist, sprechen hervorragend Dänisch. Die Sprache haben sie auf zahlreichen Reisen nach Dänemark kennengelernt. „Kunsthandwerk hat in Dänemark eine große Bedeutung. In den öffentlichen Institutionen sieht man Lampen von Poul Henningsen und Stühle von Arne Jacobsen“, sagt Schwandt und erzählt, wie groß der Einfluss aus Japan, der Japonismus, auf die Entwicklung des dänischen Silberschmucks war. „Nehmen Sie den

Architekten Thorvald Bindesbøll. Er war quasi Japaner, weil er die Kräfte der Natur, wie auch die Japaner, wirklich begriffen hat. Bindesbøll kann man nicht imitieren, da wird eine organische Kraft dargestellt, und eben darin liegt die Stärke des dänischen Silberschmucks.“

Die Schwandt-Sammlung umfasst heute 950 dänische Silberschmuckstücke. „Wir können sie aber nicht mit in die Urne nehmen“, sagt Jörg Schwandt. 2013 wurde die Sammlung an das Museum Den Gamle By (Die alte Stadt) in Aarhus verkauft, und die dadurch entstandene permanente Ausstellung „Smykkeskrinet“ (Das Schmuckkästchen) wurde im Februar 2017 von Kronprinzessin Mary eingeweiht. Jörg Schwandt hat es gemessen. „Die Dänen können sich glücklich schätzen, dass sie die Kronprinzessin haben, und das meint auch meine Frau“, schwärmt er.

Marion Schwandt ist zurückhaltend, während ihr Mann spricht. Aber als er sich allein vor der großen Wand mit schwarz-weißen Porträts bedeutender dänischer Schmuckdesigner hinsetzt, um fotografiert zu werden, und sie selbst zu erzählen beginnt, merke ich sofort, dass Marion Schwandt genauso viel weiß wie ihr Mann und ihre Leidenschaft tatsächlich eine gemeinsame ist. Schlicht gekleidet zeigt ihr Schmuck ihren guten Geschmack: An Marion Schwandts Handgelenk schimmert ein Armband von Bent Knudsen von 1957, um ihren

Hals ein Ring in drei Teilen von Bent Gabrielsen Pedersen von 1958. Beide Objekte sind auch in den Vitrinen zu sehen.

Mit dem Verkauf an das Museum in Aarhus war es aber nicht vorbei. Einmal Sammler, immer Sammler. Die 174 Objekte im Bröhan-Museum hat das Ehepaar seit 2013 erworben. Wenn man sich von Jörg Schwandt durch die Ausstellung führen lässt, erfährt man über den Silberschmuck und seine Entwicklung nicht nur etwas über die gesamte Kunstge-

schichte und ihre Strömungen im 20. Jahrhundert, sondern auch, wie die Schmuckstücke darüber hinaus ihre Zeit und die Gesellschaft widerspiegeln.

Die Geschichte fängt im Jahr 1900 an, als Mogens Ballin eine Werkstatt für Metallkunst in Kopenhagen gründet. Er stammt aus einem wohlhabenden jüdischen Haus, hat in den 1880er Jahren mit Mette Gauguin, der dänischen Ehefrau des Malers Paul Gauguin, Französisch studiert und ist nach Paris gefahren. Dort malte er symbolistisch

und ging dann nach Italien, wo er in Florenz zum Katholizismus konvertierte.

Zurück in Kopenhagen, gründet Mogens Ballin die Werkstatt, die einer künstlerischen und sozialpädagogischen Idee folgt: „Ich will Gebrauchsgegenstände machen – von schöner Form, ausgeführt in Bronze, Zinn, poliertem Kupfer und anderen billigen Metallen; es ist meine Absicht, Dinge zu machen, die selbst der bescheidenste Geldbeutel bezahlen kann, Kunst für das Volk – und nicht raffinierte Kunst für reiche Parvenus“, schreibt er 1900.

Silber gehörte anscheinend auch zu den relativ billigen Metallen, und 1901 stellte Ballin den Silberschmied Georg Jensen als Werkmeister an. Jensen hatte an der Kunstakademie ein Bildhauerstudium absolviert und vermochte so das Ideal der Einheit von Entwerfen und Produzieren von der britischen Arts-and-Crafts-Bewegung, die Ende des 19. Jahrhunderts entstanden war, einzulösen. Als Georg Jensen 1904 seine eigene Werkstatt gründet, ist der internationale Erfolg nicht weit. Lassen Sie sich selbst von seinen und den anderen Werken in der Ausstellung verzaubern, wenn möglich in der kundigen Begleitung von Jörg Schwandt.

Bröhan Museum. Jörg Schwandt macht kostenlose Führungen am 20. Januar, am 3. und 17. 2. Februar, und am 3. März. Anmeldung ist nicht erforderlich. Bis 3. März

Schmuck am
Handgelenk
der Sammlerin
Foto: André
WunstorfEin Sommer-
urlaub auf
der Insel Møn
hat Marion
und Jörg
Schwandt die
Augen für
dänisches
Kunsthand-
werk geöffnet
Foto: André
Wunstorf

Anzeige

CDAS
NEU
ALPHA
B&T

OPENING
DAYS
BIS 13.1.

EINTRITT
FREI

Heute
Performances, Lectures,
Filme, Party mit Kader Attia,
Filipa César, Marysonacid
(African Acid is the Future),
Diana McCarty, Hito Steyerl,
Mark Waschke u. v. a.

HKW
Haus der Kulturen der Welt

was tun?

Schrubb' on!

Curling ist natürlich die geilste Wintersportart ever, oder sind Sie etwa anderer Meinung? Und Curling im Club-Kontext klingt auch super. Der DJ und Produzent Frank Nubala scheint bekannt zu sein für außergewöhnliche Partys, nun kündigt er „Community Curling“ im Fitzroy Berlin (Holzmarktstr. 15, Mitte) an. Das Line-up besteht zumindest aus klingenden Namen wie DJ Fucks Himself, Helmut Cool und Krabben Öde. Versprochen wird eine unvergessliche Nacht mit Tanzen, Essen, Körperkontakt und Teamwork. Da kann man nur das alte Curling-Motto bemühen: Schrubb' on!

12. Januar, 23.59 Uhr, Fitzroy

Hotel Auschwitz

Nächste Woche kommt der Film „Hotel Auschwitz“ in die Kinos. Er dreht sich um Martin, einen karrierebesessenen Theaterregisseur, der „Die Ermittlung“ von Peter Weiss inszeniert und eine Recherche nach Auschwitz unternimmt. Doch eigentlich will er auf der Reise seiner Hauptdarstellerin Sabine näherkommen, die er überredet hat mitzukommen. Sowieso kümmert sich das Ensemble weniger um Recherche als vielmehr um Befindlichkeiten und die eigene Karriere. Eine schön böse Satire auf den Theaterbetrieb. Am Sonntag gibt es im B-Ware-Ladenkino (Friedrichshain) eine Vorpremiere.

13.1., 18.50 Uhr, B-Ware-Ladenkino

Sei kein Schaf

Unser Autor Helmut Höge macht sich auf die Suche nach Schafen in Berlin. Zwischendurch liest er Foucault und regt sich über schreckliche Hirtenreligionen auf

Von Helmut Höge

Jutta Behrens ist seit ihrem Kunsthochschulabschluss arbeitslos gemeldet, hat sich aber zu einer Schäferin fortgebildet, indem sie vier Praktika bei Schafzüchtern im Umland gemacht hat – ohne Wissen des Jobcenters: heimlich quasi. Zuletzt arbeitete sie in einem Ausbildungsbetrieb, wo ihr eine Lehrstelle („Tierpflegerin Schäferin“) angeboten wurde, wenn sie zuvor ein Dreimonatspraktikum absolviere. Ihr Arbeitsvermittler sagte jedoch: „Es gibt keine Schäfereien in Berlin – und deswegen Nein.“ Sein Vorgesetzter fügte hinzu: „Das Arbeitsamt ist kein Wunschkonzert!“ Außerdem zahle das Amt nur noch Einmonats-Praktika – „zum Schutz des Arbeitnehmers!“

Jutta gibt jedoch nicht auf, sie schätzt die ruhige Arbeit mit Schafen sehr, auch wenn in der Herde ein paar renitente Ziegen mitlaufen. Ein Hütehund ist ihr aber oft schon zu viel – und besonders Spaziergänger, die sie jedes Mal fragen: „Wie viele Schafe sind denn das?“ Jutta ist lieber ungestört und allein: „In jeder Wohngemeinschaft wäre ich eine Katastrophe“, sagt sie.

Die Auskunft des Jobcenters war natürlich falsch: Es gibt etliche Schäfereien in Berlin, erwähnt sei die größte von Björn Hagge am Spandauer Hahneberg, der 530 Schafe und 20 Ziegen hält, sowie der Stadtschäfer, dessen Tiere das Flugfeld Johannisthal beweiden, ferner die zwei Schäfer, die mit einer Herde Pommerscher Landschafe die Grünflächen des Lichtenberger Landschaftsparks Herzberge pflegen, und der Schäfer Knut Kucznik, der seine 200 Schafe auf dem ehemaligen Tempelhofer Flugfeld hütet, wo 2018 auch das erste Berliner „Schäferfest“ stattfand. Es gibt hier ferner den Schafzuchtverband Berlin-Brandenburg, der 100 Herdbuchzüchter betreut und auf der Grünen Woche für seine Weiterbildungskurse in „Tiergerechter Schaf- und Ziegenhaltung“ wirbt.

Gelegentlich gibt es Demonstrationen von Schäfern vor dem Landwirtschaftsministerium; an der Humboldt-Uni bei den Agrar- sowie bei den Kulturwissenschaftlern gibt es eine gediegene Schafforschung. Bei den Ersteren, wo seltsamerweise viele Dozenten Schäfer heißen, wird praktisches Schafwissen gelehrt (das wichtigste Buch zur Schafhaltung wurde dort bereits zu DDR-Zeiten veröffentlicht).

Bei Letzteren hat Professor Thomas Macho über „Politische Pastorate“ doziert, also über diese drei schrecklichen Hirtenreligionen, die aus den verschiedenen Hütemethoden von Schäfern hervorgegangen sind. In seiner „Geschichte der Gouvernementalität“ hat der

Wissenschaftler Michel Foucault herausgearbeitet, dass die Idee einer „pastoralen Macht“ (Häuptling, König, Gott) im Orient entstand: „Man findet diese Machtvorstellung in Ägypten, Assyrien und Babylon. Der Titel des ‚Hirten‘, des ‚Pastors‘, gehörte zur königlichen Titulatur für die babylonischen Monarchen.“ Vor allem bei den Hebräern wurde dann das „Pastorat ein grundlegender Verhältnistypus zwischen Gott und dem Menschen“, aus dem sich die anderen zwei Monotheismen herauskristallisierten. Es ging dabei nicht um das Besetzen eines Territoriums: „Die Macht des Hirten wird per definitionem auf eine Herde ausgeübt.“

Der Hirte und die Herde

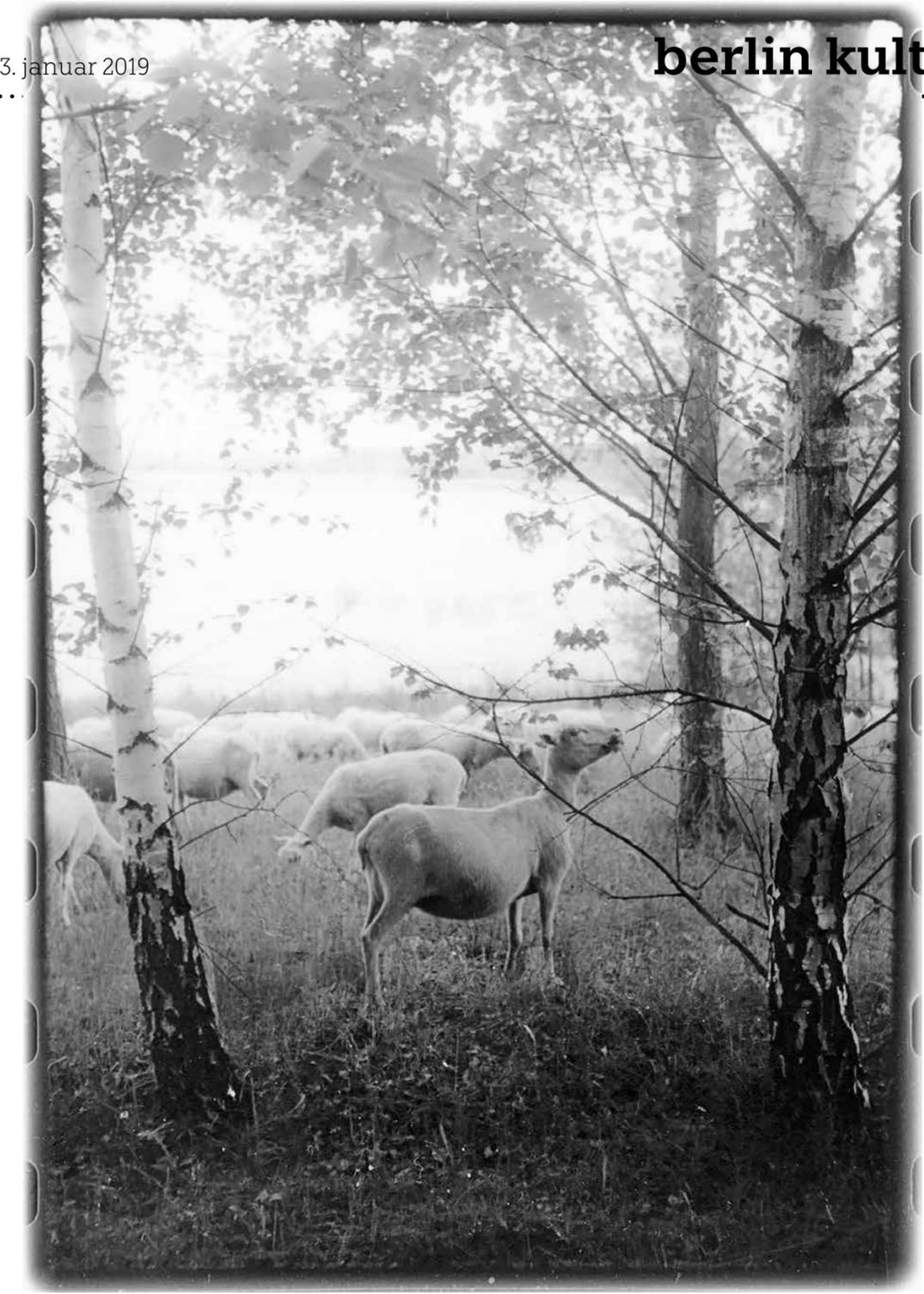
Dem griechischen Denken ist die Idee fremd, dass die Götter die Menschen wie ein Hirte seine Schafherde führen. Sie haben „territoriale Götter“. Die orientalische Hirtenmacht werde, so Foucault, dagegen auf „eine Herde in ihrer Fortbewegung, in der Bewegung“ ausgeübt. Das „Heil der Herde ist für die pastorale Macht das wesentliche Ziel“.

Foucault meint, der Schäfer/Hirte verliere kein verirrtes Schaf aus seiner Herde. In der „hebräischen Thematik der Herde“ schulde der Hirte seinen Schafen alles, „derart, dass er hinnimmt, sich selbst für das Heil der Herde zu opfern“. Dass

Sie töteten die bezaubernde kleine, dazu noch hochschwängere Angoraziege Lilly – und sitzen dafür nun in Tegel ein

er seine Herde gegebenenfalls im Stich lässt, um eins zu retten, das sich verirrt hat, nennt Foucault „das Paradox des Hirten“, der das eine für das Ganze opfere und das Ganze notfalls für das eine: „Etwas, das im Mittelpunkt der christlichen Problematik des Pastorats steht.“ Dabei habe der „abendländische Mensch“ in Jahrtausenden gelernt, „was zweifellos kein Grieche je zuzugestehen bereit gewesen wäre, sich als Schaf unter Schafen zu betrachten“.

Es gibt jedoch neben diesen armseligen Gläubigen auch noch ganz viele richtige Schafe, die nicht aus Gottesebenbildlichkeit entstanden, sondern von Mufflons abstammen. Sie stehen mir natürlich viel näher als alle Monotheismusanhänger (die sich Gott unterwerfen). Das Interessante an den Ber-



Im Berliner Umland weidet's sich gut
Foto: Gita Fuori

liner Schafen ist nun, dass sie gerade nicht geschlachtet oder geschächtet werden: Hier dürfen sie noch oder besser: schon eines „natürlichen Todes“ sterben. Das war nicht immer so: Mindestens in Kreuzberg stand bis in die Achtzigerjahre vor dem islamischen Opferfest bei den Türken gelegentlich ein lebendes Westberliner Schaf als Sohnersatz auf ihrem Balkon – danach hing sein Fell über dem Geländer.

Heute hat fast jeder Bezirk einen subventionierten Kinderbauernhof und diese alle eine kleine Schafherde, der in Hellersdorf sogar eine große mit Braunen Bergschafen und Thüringer Waldziegen. In Kreuzberg kommt noch ein weiterer nichtsubventionierter Hof mit zwei Schafen (Luna und Blanca) dazu, sowie die Schafe und Ziegen im Tiergehege am Fuße des Kreuzbergs. In Neukölln gibt es den Streichelzoo des Volksparks Hasenheide, der seine Schafherde zum Abweiden ausleiht. Die Verwaltung der Pfaueninsel, des Pankower Bürgerparks und der Naturschutzstation Marienfelde halten eigene kleine Herden.

Dahlemer Spinn- und Webgruppe

In Marienfelde schlug kürzlich der Schafbock mehrere Verbrecher in die Flucht. Die Neuköllner und Kreuzberger Streichelherden wurden schon mehrmals nächtens von Schaf- bzw. Ziegenmördern heimgesucht, zwei töteten unter anderem die bezaubernde kleine, dazu noch hochschwängere Angoraziege Lilly, und sitzen dafür jetzt im Gefängnis in Tegel. Dort werden die Wiesen am Flughafensee sowie das Vogelschutzgebiet am Flughafen beweidet (mit 46

Gotlandschafen, Heidschnucken und drei Bergziegen).

Die vornehme Öko-Domäne Dahlem hat nicht nur eine Schafherde, sondern auch eine kommerzielle Spinn- und Webgruppe. Der *Tagesspiegel* schreibt, dass das Schaf „Pünktchen“ am beliebtesten ist, weil es feinste Wolle liefert. Bei der Schafherde im Gutshof des Britzer Schlosses handelt es sich dagegen um eine „robuste Tierrasse“.

Den von der Senatsumweltverwaltung angestellten Stadtschäfer Hagge könnte man mit seinen Hunden Julie und Jake sogar als einen Wanderschäfer bezeichnen, auch wenn er seine Schafe nicht wie die Schäfer in Paris zu den einzelnen Weideflächen treibt, sondern mit dem Lastwagen transportiert – unter anderem zu den Wiesen an der Düne im Grunewald, in der Murellenschlucht an der Waldbühne, im Naturpark Schöneberger Südgelände und am Schloss Charlottenburg. Hier weiden allein 100 Schafe, sie verschonen im Gegensatz zum Motormäher nicht nur die Insekten, sondern „tragen auch zur Entspannung der Städter bei“, sagte der Schloßparkleiter Gerhard Klein zur Stadtschafforscherin Annette Kuhn, die der Meinung ist, dass Stadtschafe „im Kommen seien, eine Entwicklung, die vor etwa 15 Jahren begann.“ Derk Ehlert, der Tierexperte bei der Senatsverwaltung für Umwelt, fügte hinzu: „In der Stadt ist die Schafhaltung meist kostendeckend“.

Zu den ältesten Schafhaltungen in Berlin zählt der Westberliner Zoo und der Ostberliner Tierpark. Hier erfuhr ich von einem kleinen Mädchen, dass innerhalb und außerhalb des Streichelgeheges sechs Schaf-

rasen in kleinen Gruppen gehalten werden: Hissar-Schafe aus Tadschikistan, baltische Skudde, Gescheckte Bergschafe aus den Alpen, Mongolenschafe, Rotkopfschafe aus den Pyrenäen, Walliser Schwarznasenschafe und ein Kreishornschaf, dieses starb jedoch im Winter, wie ich einem Aushang des Tierparks entnahm. Vielleicht beim Ablammen?

In der anderen Rubrik „Neugeburten“ fand ich jedoch mehrere Lämmer nicht aufgeführt, unter anderem das Lamm einer Rotkopfschafmutter. Es traute sich aus der „Ruhezone“ heraus an einen Zaun, hinter dem ein Schafbock stand – gleich drei Kinder umringten und streichelten es. Die bis dahin dösende Mutter stand unruhig auf

und beobachtete das aus einiger Entfernung, irgendwann wurde es ihr zu viel und sie lockte ihr Junges zurück, indem sie einmal leise blökte – in einem ganz anderen Ton als ihr sonstiges Blöken. Ihr Lamm reagierte sofort, kam angerannt und stürzte sich geradezu an ihr Euter. Das Mädchen, das eine Jahreskarte für den Tierpark hatte, machte mich darauf aufmerksam, dass eines der Somalischafe hinke, die für die Tiere im Streichelgehege zuständige Pflegerin wisse jedoch Bescheid. Den Schafen in der Stadt werden die wilden Wölfe (noch) nicht gefährlich, dafür reißt jedoch von den etwa 100.000 zahmen Stadthunden immer mal wieder einer eins. Für die Schafe macht das keinen Unterschied.



Anzeige

Cheer Out Loud!

Eine Komödie über einen bankrotten Sportverein, Inklusion als Zauberwort und ein ehrgeiziges Cheerleading-Team

von Susanne Lipp | in einer Fassung des GRIPS Theaters
Uraufführung 17. Januar

18.1., 18 Uhr | 19.1., 19.30 Uhr

Tickets & Infos: 030 - 39 74 74 - 77 (auch online)

GRIPS

HANSAPLATZ grips-theater.de





briefe

ticketloser ÖPNV

„Der Irrweg der Chefjuristin“, taz am wochenende vom 5./6. 1. 19
Wenn Stefan Alberti noch nie in Städten wie Paris oder London gewesen ist und sich keine Zugangsschranken zur Metro vorstellen kann („ohne Strafen würde der Ticketkauf zur freiwilligen Leistung“), ist das persönlich schade für ihn. Journalistisch schon bedenklicher ist, dass sein Kommentar zur Entkriminalisierungsforderung von Generalstaatsanwältin Koppers so klingt, als habe der Autor die langjährige Debatte über einen fahrscheinlosen ÖPNV komplett verschlafen.

Besonders ärgerlich ist aber aus bürgerrechtlicher Sicht, wie bedenkenlos für Alberti offenbar ein monetärer Zweck („700 Millionen aus dem Landeshaushalt“) bereits das Mittel des staatlichen Strafens heiligt – mit all seinen Folgen.

Sollte einem Kommentator in einem linksliberalen Medium, selbst wenn er strafrechtswissenschaftlich ahnungslos ist, nicht zumindest klar sein, dass Kriminalisierung nur als Ultima Ratio zum Rechtsgüterschutz legitim sein kann?

John Philipp Thurn, Berlin

falsch verstanden

„Der Irrweg der Chefjuristin“, taz am wochenende vom 5./6. 1. 19
Stefan Alberti hat es wohl nicht richtig verstanden: Schwarzfahren würde – wenn es nach der Generalstaatsanwältin geht – weiterhin eine Ordnungswidrigkeit sein und mit Bußgeld sanktioniert werden, nur eben keine Straftat mit Anklage, Hauptverhandlung und gegebenenfalls Freiheitsstrafe.
Peter Osten, Wernigerode

lappentausch

„Berliner Szenen: Eine Aura von Verderbnis“, taz vom 8. 1. 19
Herr Hamann saß vielleicht wohl etwas verwirrt beim Warten in einer Klinik, wenn er schreibt: „Es gab [...] Pflegekräfte, die sich in Raum- und Körperpflege unterteilten, und das medizinische Fachpersonal.“ Pflegekräfte sind Fachkräfte. Krankenschwestern (gibt es auch als Bachelorstudengang) haben 3 Jahre Ausbildung hinter sich, als Fachschwester 5 Jahre. Die Unterteilung in Raum- und Körperpflege ist nicht wirklich witzig, da soll Herr Hamann bloß aufpassen: Vielleicht tauschen die Mannschaften un-

tereinander die Lappen, wenn sie ihn mal in die Hände bekommen!
Kathleen Weise, Pulsnitz

ohne Wohnsitz

„Nur eine Art Nothilfe“, taz vom 8. 1. 19
Sehr geehrte Redaktion, ich schätze, dass auch Sie über Obdachlosigkeit berichten. Ich bin Rechtsanwalt auf dem Gebiet des Sozialrechts und des Ausländerrechts. Schon mehrfach habe ich jemanden eingestellt, der „ohne festen Wohnsitz“ war.

In diesem Zusammenhang stößt man auf ein Problem, das richtig nervt. Über jeden Arbeitnehmer muss ich die Lohnsteuerklasse in Erfahrung bringen.

Früher gab es da die Lohnsteuerkarte und jetzt gibt es das Onlinemodul Elstam. Dabei gibt es dort folgende Regel: Macht das Modul eine Fehlermeldung, gilt die ungünstigste Lohnsteuerklasse, die 6. Nun ist das so, dass bei jedem „ohne festen Wohnsitz“ diese Fehlermeldung auftritt. Folglich wird Obdachlosigkeit steuerrechtlich bestraft. Bei einem Brutto von 500 Euro sind 56,58 Euro Lohnsteuer zu zahlen. Andere potenzielle Arbeitgeber

werden durch die Fehlermeldung eher abgeschreckt. Sie werden ein Arbeitsverhältnis daher nicht eingehen. Obdachlosigkeit wird dadurch zur Falle.
Torsten Dirk Hübner, Dresden

gesamtbeißstatistik

„Ein Fall für Herrn Mux“, taz vom 4. 1. 19
Herr Efler sagt, unwidersprochen von Ihnen, alle Experten seien sich einig, es gebe keine gefährlichen Hunde. Was sind das für „Experten“? Offensichtlich gibt es ungefährliche Hunde, zum Beispiel Yorkshire Terrier, (Zwerg-)Pudel, Rehpinscher, Dackel, Möpse, etc. Gefährlich sind dann, so kann man messerscharf schließen, alle Hunde, die nicht ungefährlich sind, und man deshalb einen Führerschein braucht – während man den für Schubkarren nicht benötigt. Darin sieht ja auch niemand eine Diskriminierung oder Verteufelung des Autos.

Ist das Problem nicht weniger, nicht zu wissen, welche Hunde gefährlich sind, also die Kraft haben, zu töten, als dass beliebte Rassen, vorneweg der „Deutsche“ Schäferhund – der auch noch mit mieser

Gesamtbeißstatistik – dazugehören? Und da halt keiner dran will?
Silke Karcher, Berlin

möhre aus der erde

„Currywurst für 17 Euro“, taz vom 9. 1. 19
bin derzeit bei bekannten, welche hartnäckig an der idee festhalten, von ihrer hände arbeit leben zu wollen – durch produktion von lebensmitteln womöglich. ich kann deshalb ähnliches berichten. die kundschaft kommt immer häufiger im hausfrauenpanzer zum bioladen. die qualitätsansprüche sind dementsprechend – wenn man der möhre ansieht, dass sie in erde großgeworden ist, geht gar nicht! spuren von eben dieser erde könnten ja auch im geliebten panzer landen. ist fleisch im angebot – für die völlig entfremdeten: winterzeit ist schlachtzeit – bitte nur filet. warum haben diese blöden viecher eigentlich immer nur so wenig filet? und so viel suppenfleisch? bäh. die krönung war kürzlich kundschaft, welche vom filet nur das mittelteil wollte. diese lästigen zipfel immer. und dann so teuer! der bauer blieb cool. filet bleibt im haus. und raus! Boris Krumm, Hopfgarten

wohnungsmarkt

sonstiges

Wunderschönes modernisiertes Anwesen 500qm, 16 Zimmer, für Sozialprojekt frei, Pflege, Kinderbetreuung, Biodorf Wallmow, Uckermark, ☎ 0174 45 91243

Vorsicht bei Mietvertragsabschluss! Vorher zum BERLINER MIETERVEREIN e.V. www.berliner-mieterverein.de ☎ 030/226 260

wohnen suche

Dringend! Gemeinde sucht für begleiteten Flüchtling kleine Whg. zum 1.2.19. Aufenthalt und alle Papiere vorhanden. Mietvertrag erwünscht. ☎ 0178.3577146

Suche 2 Zi. Altbau Wohnung in Neukölln, Kreuzberg oder Alt- Treptow. Unter ☎ 0152 59573795 erreichbar

Schöneberg hilft e.V. sucht dringend Wohnung für syrische Familie: Baugene-

aus- und fortbildung

kurse + seminare

Wie mit traumatisierten Zuwanderern im (Deutsch) Unterricht umgehen? Weiterbildung mit hilfreichen Ansätzen für Sprachschule, Berufsschule u. ehrenamtlich. Tätig: 19./20. Jan. in Berlin, CDG Jägerstraße. Wg. Krankheit 2 ermäßigte Plätze abzugeben! ☎ 0176 52510608

Kleinanzeigen online aufgeben?

www.taz.de

nier und Lehrerin, drei Kinder (3,4,9 Jahre alt). Kaltmiete inkl. NK bis 1.145 € zzgl. Heizung. Ein schwerer Krankheitsfall in der Familie macht die Suche so dringend. Bitte an: wohnen@schoeneberg-hilft.de



WERBUNG IN DER TAZ?

Informieren Sie sich durch unsere Newsletter.

Mehr Informationen unter anzeigen@taz.de oder telefonisch unter (030) 259 02-314

sonstiges

bücher

HENNWACK - Das größte Buchantiquariat Berlins; über 500.000 Bände. In Berlin-Steglitz, Albrechtstr. 111, (nahe Rathaus Steglitz) Mo-Fr. 10-18 Uhr, Sa 10-14 Uhr ☎ 030 / 51 65 51 09

Wir kaufen gerne Bücher: Foto, Literatur, Philosophie, Geschichte, Soziologie, Anthropologie und Lyrik! Antiquariat Kalligramm ☎/Fax 614 44 25

verschiedenes

Vom Bauschaum bedroht! Spatz, Schwalbe, Mauersegler, Turmfalke, Dohle oder Fledermaus wir sind von Euch und Euren Bauten abhängig. Doch Sanierung und Verdichtung nehmen uns Brutplätze, Schutz und Nahrung. Auf diese Veränderungen können wir kaum noch reagieren. Wie könnt Ihr helfen? Netzwerk Gebäudebrüter: c.baradari@berlin.de

familienanzeige

Wir trauern um

F. W. Bernstein

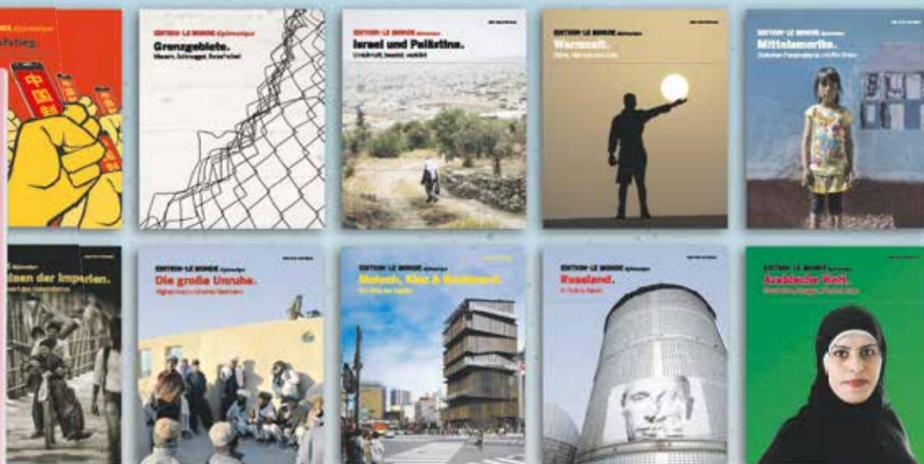
Lieber Fritz, Deine Berliner Mitzeichner vermissen Dich.

Die Zeichnergruppe „Sozialstation Kunst oder Fritz and Friends“

EDITION • LE MONDE diplomatique



Jetzt bestellen:
030-259 02-138
shop@taz.de
8,50 €



Kinder, Essen ist fertig!

Der Mensch nimmt im Laufe eines 80-jährigen Lebens 120 000 Mahlzeiten zu sich. Essen ist heute politischer als je zuvor: Während die einen jeden Tag darüber nachdenken müssen, wie sie ihre Kinder satt bekommen, und in manchen Weltregionen Hunger als Kriegswaffe eingesetzt wird, zerbrechen sich andere den Kopf darüber, welches Superfood am besten in ihren Diätplan passt. Wie sollen in Zukunft 8 Milliarden Menschen satt werden? Mit Kunstfleisch aus der Petrischale, mit Fisch aus Unterwasserkäfigen und Tomaten aus der Sahara? Wir schauen auf die Äcker und in die Töpfe und trauern mit den Imkern um das Bienensterben.

Mit Essays und Reportagen von Jitendra Choubey, Christiane Grefe, Manfred Kriener, Hilal Sezgin u.a. und einem Interview mit Benny Härlin. 112 Seiten, inklusive Karten und Grafiken

WIR TRAUERN UM ALANNA LOCKWARD

Alanna Lockward – dekoloniale Denkerin, Kuratorin, Dokumentarfilmemacherin und Wissenschaftlerin – ist tot. Die dominikanisch-deutsche Aktivistin wurde mitten aus dem Leben gerissen, als sie am Montag völlig überraschend in Santo Domingo verstarb. Alanna hinterlässt einen Sohn, Marlon, der Musik liebt. Gerade hatte sie eine Stelle als Forschungsprofessorin am Centro de Estudios Caribeños an der Pontificia Universidad Católica Madre y Maestra in Santo Domingo angetreten und plante zahlreiche künstlerisch-diskursive Projekte in der Karibik und in Berlin (u.a. beim Young Curators Programm und dem 4. Berliner Herbstsalon am Gorki-Theater). Vor einem Monat haben wir noch zusammen mit viel Schampus ihre Doktorarbeit gefeiert. Alanna war überglücklich, den Endpunkt einer zehnjährigen Forschungsarbeit in vier Sprachen und drei Kontinenten erreicht zu haben.

Alanna war eine Reisende, sie lebte und studierte in Guadalajara (Mexiko), in Australien, Bonn und schließlich zwischen Berlin und Santo Domingo. In der Dominikanischen Republik, wo sie 1961 geboren wurde, war Alanna politisch sehr engagiert als Aktivistin und viel gefragte Journalistin im Kampf gegen Ungerechtigkeit und für eine dekoloniale Erinnerungskultur und Reparationen. Sie setzte sich viele Jahre unermüdlich für den Dialog zwischen Haiti und der Dominikanischen Republik ein (wie man ihrem Essayband, »Un Haiti Dominicano« entnehmen kann). Ihre letzte Reise führte sie über Silvester nach Haiti.

Alanna war eine begeisterte und begeisternde Persönlichkeit und strahlte eine unerschöpfliche Kraft und Empathie aus. Mit der kreativen Energie einer Künstlerin, die sie mit ihrer Ausbildung als Tänzerin sowie an der Berliner Hochschule der Künste im Projekt »kunst im kontext« war, riss sie ihre Freunde und ihr Publikum mit. 1996 war Alanna Gründungsdirektorin von Art Labor Archives, einer Plattform, die sich auf Theorie, politischen Aktivismus und Kunst konzentriert. Sie hatte wenig materielle Mittel und selten gesicherte Jobs, was sie aber nicht daran hinderte, mit unglaublicher Tatkraft, mit Zutrauen und Geduld eine Vielzahl ganz großer Projekte anzupacken.

Eines dieser Projekte war ein neuer Blick auf Kämpfe autonomer Schwarzer Selbstbehauptung und ihre transnationalen und transatlantischen Verflechtungen: Auf die Lage »freier« Schwarzer in den USA vor dem Bürgerkrieg, von denen einige nach Haiti, in das Land einer ersten erfolgreichen Selbstbefreiung von Versklavten in der Neuzeit auswanderten. Aus der Rekonstruktion dieser weitgehend unbekanntes Geschichte zeigt Alanna bisher nie verfolgte personelle (durch Missionare) und ideelle Verbindungen zum Widerstand der Nama und Herrero gegen die deutsche Kolonialherrschaft in Südwest-Afrika auf. Diese lassen sich, wie Alanna veranschaulicht, bis in heutige transnationale Kämpfe für Reparationen für Versklavung und Kolonisierung nachzeichnen.

Alanna ist diesen Spuren in dem beeindruckenden Dokumentarfilm »The Allen Report. Retracing Transnational African Methodism« (2016) nachgegangen, den sie wie immer mit wenigen Mitteln, aber unermüdlichem Einsatz – inklusive eines verwehrt Visums – mit Filmaufnahmen in Berlin, Namibia, Haiti und in der Dominikanischen Republik umgesetzt hat. Im Film arbeitet Alanna Lockward die revolutionäre Weitsicht von Bischof Richard Allen aus Philadelphia heraus, der 1794 die erste autonome schwarze Kirche in den USA gegründet und über diese die Auswanderung einer kleinen Gruppe Afroamerikaner*innen in ein freies Land unter schwarzer Herrschaft organisiert hatte. Damit stellte sie den weitgehend unbekanntes Geistlichen Richard Allen und seine spirituelle Revolte neben die großen Befreiungshelden W. E. B. Dubois oder Frantz Fanon. Alanna Lockward verwirft damit



offizielle Geschichtsversionen in der Karibik, aber auch in den Black Studies, die den Widerstand der schwarzen Kirchen oft unterbewerten. Sie widerspricht darüber hinaus großen Teilen der postkolonialen Studien, die Revolution und Säkularität zusammendenken und Religiosität häufig zu einem Hindernis für Befreiung erklärt haben.

Der Mut, gegen den Strich zu denken und zu handeln, zeichnet auch ein anderes Projekt aus, welches für die Berliner Community – und den deutschen Diskurs – bahnbrechend war: das künstlerisch-diskursive-aktivistische Format »BE.BOP – Black Europe Body Politics«, das Alanna Lockward initiiert und seit 2012 in Berlin durchgeführt hat, zunächst am Ballhaus Naunynstrasse, dann an der Volksbühne und zuletzt am Gorki Theater. Im Rahmen von BE.BOP brachte Alanna Lockward ein dissidentisches Europa von AfroEuropäer*innen und anderen Black Diaspora und dekolonialen Künstler*innen, Aktivist*innen und Denker*innen zusammen, für deren Erfahrungen und Ideen das Format einen Raum bot und deren Performances und Kunstprojekte bahnbrechende ästhetische Interventionen in den Diskurs um Kolonialität, Rassismus und Zugehörigkeit darstellten.

Alanna besaß ein einmaliges Talent, Menschen zusammenzubringen und Communities von künstlerischer und politischer Schlagkraft zu bilden, in denen zugleich Solidarität, Freundschaft und die menschliche Seite im Mittelpunkt standen. BE.BOP beruht auf dem von Alanna in Anlehnung an Walter Dignolo entwickelten Konzept der dekolonialen Ästhetik/ Aesthesis. Damit leistete sie einen zentralen Beitrag zum lateinamerikanischen postkolonialen Diskurs der Decoloniality, den sie stets auch auf europäische und deutsche Konzepte rückzublenden wusste.

Im Rahmen der von Alanna mit organisierten Decolonial Summer School in Middelburg wurde dieses Wissen diskutiert und weitergegeben. Diese theoretische Intervention machte Alanna zu einer international gefragten Referen-

tin für dekoloniale kursorische Praktiken, die wir gerade auch im deutschen Kontext so dringend brauchen. Immer tat sich bei BE.BOP ein Kosmos von im offiziellen Kunstbetrieb nicht wahrgenommenen und von den diversen Migrationsforschungen nicht realisierten Zusammenhängen auf. Man versammelte sich unter Stichworten wie Post-Migrantisch, Dekolonial oder »Black Diaspora + Berlin. Decolonial Narratives« im Versuch, die vielen zugemuteten Narrationen über Afro-Europäer*innen mit eigenen Wahrnehmungen, Erlebnissen, Deutungen und Interventionen zu unterlaufen. In Alannas Projekten war der Anspruch, hegemoniale Formen und Formate zu dekolonisieren Programm.

Alannas Handschrift prägte die Veranstaltungen, für die sie das Funding, das Format und die Einladungen organisierte. Sie ließ viel Raum für bisher wenig Gehörtes und Gesehenes, auch wenn es nicht im Programm stand. Sie gab aber auch den unvermeidlichen Konflikten, die sich in Gesellschaften des Globalen Nordens immer über Rassismus und Whiteness entspannen, Raum und gelegentlich Schärfe, lenkte aber gleichzeitig mit leichter Hand die Veranstaltungen in ein Ende, das fast allen ermöglichte, bereichert heimzufahren und wiederkommen zu wollen. Alanna schaffte durch ihre Arbeit die seltenen, doch so notwendigen Räume, in denen wir in Zeiten fortbestehender und neuer kolonialer Machtasymmetrien und Rassismen andere Formen des Sozialen, des Politischen und des Künstlerischen und Ästhetischen denken und leben konnten. Dafür sind wir unendlich dankbar. Der Verlust an Charisma, Energie, Äußerung, Bündelung und Organisation dissidentischen Handelns, Organisierens und Denkens wird noch lange zu spüren sein.

Wir trauern um eine große Denkerin, Wissenschaftlerin, Kuratorin, Aktivistin, Kämpferin, Womanist Feministin, Freundin, Komplizin, Mutter, Schwester im Geiste und Revolutionärin.

Julia Roth Universität Bielefeld, **Gabriele Dietze** Humboldt-Universität zu Berlin, **Shermin Langhoff** Intendantin Maxim Gorki Theater, Berlin
Mit **Walter Mignolo** Duke University, Durham, **Elena Quintarelli + Familie** Berlin, **Manuela Botacã** Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, **Claudia Brunner** Universität Klagenfurt, **Tanja Ostojic** Künstlerin, Berlin, **Ovidiu Tichindeleanu** Philosoph und politischer Theoretiker, Cluj, **Roberto Zurbano** Autor + Aktivist, El Club del Esendru + Casa de las Américas, Havanna, **Lesley-Ann Brown** Autorin + Aktivistin, Kopenhagen, **Patricia Kaersenhout** Künstlerin-Aktivistin, Amsterdam, **Jeannette Ehlers** Künstlerin, Kopenhagen, **Rolando Vázquez** University College Roosevelt + University of Utrecht **Tereza Díaz Nerio** Performance-Künstlerin, Amsterdam, **Simmi Dulay**, **Mette Moestrup** Kopenhagen, **Artwell Cain** University of Aruba, **Sandra Álvarez** Bloggerin und Aktivistin, Hannover und Havanna, **Michael Küppers-Adebisi** AFROTAK TV, Berlin, **Adetoun Küppers-Adebisi** Berlin, **Bonaventure Soh Bejeng Ndikung** SAVVY Contemporary, Berlin, **Thomas Krüger** Bundeszentrale für politische Bildung, **Michael Thoss** Goethe Institut, **Izabela Dahl**, **Netzwerk Black Diaspora**, **Maja Figge** Universität der Künste Berlin, **Eva Boesenberg**, Humboldt-Universität zu Berlin, **Ulrike Hamann** Humboldt-Universität zu Berlin, **Claudia Rauhut** Freie Universität Berlin, **Nanna Heidenreich** ifs internationale filmschule Köln, **Ina Kerner** Universität Koblenz Landau, **Black Americas Network** Bielefeld, **Grada Kilomba** artist and theorist, Berlin, **Tunçay Kulaoğlu** Autor, Berlin, **Mekonnen Mesghena** Department Head Migration & Diversity Heinrich-Böll-Stiftung, Berlin, **Philippa Ebéné** Künstlerische Leiterin Werkstatt der Kulturen, Berlin, **Jens Hillje** Ko-Intendant Maxim Gorki Theater, Berlin, **Ludwig Haugk** Maxim Gorki Theater, Berlin, **Irina Szodruch** Maxim Gorki Theater, Berlin, **Aljoscha Begrich** Maxim Gorki Theater, Berlin, **Çağla İlk** Maxim Gorki Theater, Berlin, **Johanna Höhmann** Maxim Gorki Theater, Berlin, **Veronika Gerhard** Maxim Gorki Theater, Berlin, **Tobias Herzberg** Studio Я Maxim Gorki Theater, Berlin, **Monica Marotta** Studio Я Maxim Gorki Theater, Berlin, **Lucia Leyser** Studio Я Maxim Gorki Theater, Berlin, **Duygu Türeli** Maxim Gorki Theater, Berlin **Wagner Carvalho** Künstlerischer Leiter Ballhaus Naunynstraße, Berlin, **Sylvia Erse Keller** Ballhaus Naunynstraße, Berlin, **Volkan Türeli** Künstler, Berlin, **Yael Ronen** Regisseurin, Berlin, **Sibilla Ferrara** Berlin, **Autograph ABP**, **Mark Sealy** Autograph ABP, London, **Lucy Keany** Autograph ABP, London, **Renée Mussai** Autograph ABP, London, **Gurminder K Bhambra** School of Global Studies, University of Sussex, **Jonas Tinius** Humboldt-Universität zu Berlin, **Charo Oquet** Künstlerin, Miami, **Tania Cañas** Künstlerin, Melbourne, **Leticia Charton** Berlin, **Elena Sinanina** Maxim Gorki Theater, Berlin, **Lutz Knospe** Maxim Gorki Theater, Berlin, **Wilson Remigio** Berlin, **Nelly Sanchez** Berlin **Leticia Naty** und **Vanessa Charton** Berlin, **Jenny Alarone** Berlin, **Arelis Ernst** Berlin, **Arelis Estrella** Berlin, **Manu Perez** Berlin, **Juana Arias** Berlin, **Joiri Minaya** Künstlerin, New York, **Sasha Huber** Künstlerin, Helsinki, **Alya Sebti** ifa Galerie, Berlin, **Nikola Hartl** ifa Galerie, Berlin, **ifa Galerie**, **Patrice Naiambana** Darsteller, London, **Thaly Moncayo** Berlin, **Augustus Casely-Hayford** Smithsonian National Museum of African Art, Washington D.C., **Chandra Frank** Kurator, London, **Dalida María Benfield** Forscher, U.S., **Sumugan Sivanesan** Künstler, Berlin, **Daniella Brito** New York, **Magnus Elias Rosengarten** New York, **Puo-An Wu** Berlin, **Momodou Malcolm Jallow** Malmö, **SAVVY Contemporary**, **Cornelia Knoll** SAVVY Contemporary, Berlin, **Elena Agudio** SAVVY Contemporary, **Laura Klöckner** Berlin, **Hana Copic** Berlin, **Argentina Goldberg** Berlin, **Rod Sachs**, **Laura Judit Alegre** Übersetzerin, Buenos Aires, **Gina Mönch** Berlin, **Napuli Paul** Berlin, **Nana Adusei Poku** Cooper Union, New York, **Karen McKinnon**, **Caecilia Tripp**, **Suely Torres**, **Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien der HU Berlin**, **Theresa Sigmund**, Berlin und viele weitere, die wir in der Kürze der Zeit nicht erreicht haben.

10

Feierabend (2)

In der Rusche 43, einer Begegnungsstätte in Lichtenberg, trifft sich eine Gruppe von Münzsammlern. Ich sehe zu, wie Kisten geöffnet und Häufchen aufgetürmt werden, wie eifrig in Katalogen und Alben geblättert wird. Ein Herr erzählt, dass er gerne an Supermarktkassen mit 10-Euro-Münzen bezahlt, um sich über irritierte Reaktionen von Verkäuferinnen zu amüsieren.

Foto und Text **Lena Giovanazzi**



Mitte? Ganz schön arm

Neue Sozialstatistik zeigt: Der Bezirk verarmt zusehends im Vergleich zu seinen Nachbarn

Von **Susanne Memarnia** und **Sarah Schroth**

In der aktuellen Debatte um die mögliche Enteignung von großen Wohnungseigentümern in Berlin hat sich am Freitag auch der Sozialstadtrat von Mitte, Ephraim Gothe (SPD), zu Wort gemeldet: „Das finde ich sympathisch“, erklärte er bei der Vorstellung einer neuen Statistik zur sozialen Lage im Bezirk Mitte. Allerdings sei er skeptisch, ob ein solches Vorgehen angesichts der hohen Kosten für die öffentliche Hand „zielführend“ sei, „zumal damit keine einzige Wohnung geschaffen wird“.

Gothe machte eine Reihe anderer Vorschläge zur Schaffung von mehr bezahlbarem Wohnraum. „Wir müssen bauen, bauen, bauen, aber zusammen mit Brandenburg und gekoppelt an mehr Grün.“ Auch solle der Senat nicht nur Wohnungen zurückkaufen, sondern auch Boden. Zur Entwicklung neuer Flächen für Bauland und Stadtgrün müsse man zudem vom Autoverkehr wegkommen. „Wir brauchen in Mitte so viel Raum für Parkplätze wie der ganze Tiergarten.“ Auf Parkstreifen könne man zwar „keine Schule bauen, aber Radwege und Bäume

pflanzen“. Gothe plädierte auch für schärfere gesetzliche Regelungen zur Mietpreisbindung: „Mietpreise müssen sich an den Kosten orientieren.“

Schere zwischen Bezirken

Ausgangspunkt von Gothes Überlegungen sind die aktuellen Sozialdaten des Bezirks. Sie zeigen, dass die soziale Schere in Berlin weiter auseinandergeht – „und dies 20 Jahre nach Beginn des Quartiersmanagements“, wie der Stadtrat betonte. Das durchschnittliche Netto-Pro-Kopf-Einkommen lag zum Beispiel im Jahr 2001 zwischen Mitte (775 Euro) und Pankow (875 Euro) nur 100 Euro auseinander. Bis 2017 stieg das Durchschnittsgehalt in Pankow auf 1.475 Euro, in Mitte aber nur auf 1.075 Euro.

Insgesamt zeigten die Zahlen, so Gothe, dass „von Chancengleichheit in Berlin nicht die Rede sein kann“. Ein in Wedding geborenes Kind habe heute weniger Aussichten als damals, „einen guten Schulabschluss zu machen, die deutsche Sprache zu beherrschen und einen Zugang zum Arbeitsmarkt zu bekommen, der ihm eine Chance zur Selbstverwirklichung gibt“.

Wichtigste Ursache laut Gothe: 1999 habe man gesagt, „die Wohnungsfrage ist gelöst“. Heute sei der Wohnungsmarkt ein zentraler Faktor bei der sozialen Lage. „Wenn man eine neue Wohnung suchen muss, hat man ein erhebliches Problem“, so der Stadtrat.

Gib sie wieder her!

Einst verscherbelte Rot-Rot 60.000 landeseigene Wohnungen an die Deutsche Wohnen AG. Jetzt möchte der Regierende Bürgermeister Michael Müller (SPD) sie zurückkaufen

Von **Uwe Rada**

Berlins Regierender Bürgermeister Michael Müller (SPD) will die einstigen Bestände der früheren landeseigenen Wohnungsbaugesellschaft GSW von der Deutsche Wohnen zurückkaufen. „Ich kann mir vorstellen, dass es da ein Kauf- und Übernahmeangebot an die Deutsche Wohnen geben wird“, sagte er bei seiner Jahresauftakt-Pressekonferenz am Freitag im Fraunhofer Heinrich-Hertz-Institut.

Müller begründete den überraschenden Vorstoß mit dem Geschäftsgebaren des mit 110.000 Wohnungen größten privaten Vermieters. „Wie die Deutsche Wohnen agiert und sich in der Stadt präsentiert, wird immer unglücklicher.“ Vor Kurzem erst machten der Senat, der Bezirk Friedrichshain-Kreuzberg und die landeseigene Gewobag den Weg frei, der börsennotierten AG 700 Wohnungen in der Karl-

Marx-Allee wegzuschnappen. Daraus, so Müller in seiner politischen Vorausschau auf 2019, müsse man nun „neue Schlussfolgerungen ziehen“.

Dass der Regierende dabei ausdrücklich die alten GSW-Bestände von rund 60.000 Wohnungen zurückkaufen möchte,

„Die Enteignung ist für mich erst der dritte, vierte oder fünfte Schritt“

Michael Müller, Regierungschef

zeigt auch, dass es inzwischen nicht nur die Linke, sondern auch Müllers SPD bereit, die GSW 2004 verkauft zu haben. Seit 2013 gehören die ehemaligen landeseigenen Wohnungen der Deutsche Wohnen.

Mit seiner Ankündigung schaltete sich Michael Müller erstmals persönlich in die Diskussion um das Volksbegehren

„Deutsche Wohnen & Co. enteignen“ ein. Müller ließ keinen Zweifel daran, dass das Thema Enteignung für ihn erst der „dritte, vierte oder fünfte Schritt“ sei: „Das ist ein sehr kompliziertes Verfahren mit finanziellen Risiken, das gut begründet sein muss.“ Gleichzeitig forderte er Stadtentwicklungssenatorin Katrin Lompscher (Linke) auf, genau zu prüfen, welche Schritte dazu unternommen werden müssten. „Die zuständige Senatorin“, so Müller, „muss dem Senat einen Weg aufzeigen.“

Über die Kosten eines möglichen Rückkaufs von 60.000 Wohnungen wollte sich der Regierende Bürgermeister nicht äußern. Auch habe es bislang kein Gespräch mit der Deutsche Wohnen zu diesem Thema gegeben. Gut möglich also, dass Müller mit dem Volksbegehren im Rücken, das im Frühjahr starten soll, die Deutsche Wohnen unter Druck setzen will – nach dem Motto „besser verkaufen als enteignet werden“.

Die Grünen unterstützten am Freitag die Ankündigung Müllers, gingen aber noch einen Schritt weiter. „Wir schlagen vor, nicht nur einzelne Teile, sondern alle Wohnungsbestände der Deutsche Wohnen in Berlin zu kaufen“, sagte Fraktionschefin Antje Kapek.

Zankapfel Video

Nicht ganz so harmonisch dürfte das neue Jahr beim Thema Innere Sicherheit werden. Trotz Absage der Linken hält Müller (SPD) am Plan für mehr Videoüberwachung in der Stadt fest. „Wir werden mit den Koalitionspartnern weiter darüber reden“, sagte er.

Optimistisch äußerte sich der Regierende zu den wirtschaftlichen Perspektiven. „Berlin ist eine boomende Metropole“, freute sich Müller. Allerdings habe dieses Wachstum auch negative Aspekte. „Es wird voller, enger und teurer.“ Dem steuere der Senat unter anderem mit kostenlosem Schulesen und Schülertickets entgegen.

Demo am Ostkreuz

Mieter*innen, Gewerbetreibende und Clubkultur machen gegen den Bebauungsplan mobil

Die Mieter*innenbewegung meldet sich am Samstag mit einer Demonstration gegen den Bebauungsplan Ostkreuz aus der Weihnachtspause zurück. Ein Bündnis aus Gewerbetreibenden, Anwohner*innen und Vertreter*innen der Clubkultur rund um die Rummelsbucht ruft dazu auf. „Statt günstigem Wohnraum, Gemeinschaftsprojekten, einer Grundschule, inhabergeführten Läden und Stadtnatur sind ein Aquarium, ein Hotel und Luxuswohnungen geplant“, heißt in einer Petition an die Lichtenberger BVV. Besonders in der Kritik steht das geplante

Großaquarium Coral World, das 500.000 Besucher*innen pro Jahr anziehen soll.

Unmut erregt auch die Räumung eines Platzes an der Rummelsbucht vor wenigen Tagen, auf dem Roma vor allem aus Osteuropa gelebt haben. Auch der Bezirksselternausschuss Lichtenberg mobilisiert mit dem Slogan „Wir sind hier, wir sind laut, weil ihr keine Schulen baut!“ Er kritisiert, dass im Bebauungsplan kein Schulneubau vorgesehen ist. Start der Demo: 11 Uhr, Max-Taut-Aula nahe S-Bahnhof Nöldnerplatz. **Peter Nowak**

Obdachlose vertrieben

Der Bürgermeister von Mitte verteidigt die Räumung eines Zeltlagers am Hauptbahnhof

Der Bezirksbürgermeister von Berlin-Mitte, Stephan von Dassel (Grüne), hat die Räumung eines illegalen Obdachlosenlagers verteidigt. Die katastrophalen Zustände vor Ort seien Anlass für zahlreiche Bürgerbeschwerden gewesen, erklärte Dassel am Freitag. Das Obdachlosenlager im Ulap-Park in der Nähe des Hauptbahnhofs sei deshalb Mitte der Woche aufgelöst worden. Danach seien rund acht Kubikmeter Unrat beseitigt worden. Alle obdachlosen Menschen vom Ulap-Park seien vorab durch Streifen des Ordnungsamtes wiederholt aufgefordert worden, das Lager mit

seinen „hygienisch unhaltbaren Bedingungen zeitnah zu räumen“, betonte Dassel. Auch über mögliche Hilfsangebote sei informiert worden. Am Tag vor dem Einsatz sei den Obdachlosen die Räumung erneut angekündigt worden.

Die Situation obdachloser Menschen sei bedrückend, betonte Dassel. Allen Obdachlosen stünden jedoch vielfältige und sehr niedrigschwellige Hilfen zur Verfügung. „Menschen in den katastrophalen Bedingungen zu belassen, in denen sie in Grünanlagen oder unter Brücken leben“, sei daher keine Lösung. **(epd)**

Anzeige

tongue twisters
Modjgan Hashemian
Fr, 01.02.2019
Sa, 02.02.2019
So, 03.02.2019
www.radialsystem.de



An der Figur Helmut Schmidt zeigt sich, wie groß das Bedürfnis nach Heldenverehrung immer noch ist. Der Kabarettist Thomas Ebermann hat Schmidt schon 1983 abgewatscht, als dieser Hamburger Ehrenbürger wurde. Ein kleiner Beitrag zur Dekonstruktion
44, 45

Überkanzler hat ausgedient

Von Friederike Gräff

Sonderbar: dass wir im postheroischen Zeitalter leben, hat uns inzwischen fast jeder Publizist und jede Soziologin mitgeteilt, aber entweder sind wir daraus schon wieder enteilt oder doch noch nicht angekommen. Fasst man den Begriff Held großzügig, fällt auch die Spielart großer alter Mann darunter, und zu dessen Inbegriff ist Helmut Schmidt geworden. Posthume Beigaben für den großen alten Mann sind ein Museum, eine Briefmarke und ein Gedenkgottesdienst im Hamburger Michel. Beigaben zu Lebzeiten war der Stammpflicht in den bundesdeutschen Medien.

Was tut es, könnte man fragen, es gibt viel Sendezeit im deutschen Fernsehen, warum dort nicht Helmut Schmidt zuhören statt einem Promi-Koch, warum nicht ihn die Welt erklären lassen, wenn die Alternative Karl Lagerfeld ist, der sich zur Flüchtlingspolitik äußert. Warum nicht Helmut Schmidt in Ruhe den großen alten Staatsmann sein lassen, ihm den Überschuss an Renommee in der Öffentlichkeit geben, der Helmut Kohl über seine Familienquerelen abhandeln gekommen ist?

Warum nicht? Weil sein Platz in der Öffentlichkeit nicht al-

lein einem inhaltlichen Bedürfnis folgt, sondern einem ästhetisch-stilistischen. „Oh“, sagte ein Kollege zu mir, als die Rede auf Schmidt kam, „diese Anzüge, diese Frisur.“ So erstaunlich es auf den ersten Blick sein mag: Körperliche Attraktivität öffnet dem alten Mann Türen, die der alten Frau weiter fest verschlossen bleibt, weil deren Schönheit nach wie vor nicht gilt. Die alte Frau ist alt, der alte Mann ist markant: dieses volle weiße Haar, das adlerartige Profil. Wen interessiert es denn, ob Schmidts Politikverständnis von Immanuel Kant und Karl Popper geprägt war, wenn er sich gut macht im Studio. Da ist der große alte Mann dann Coffeetable-Book in der Auslage der Öffentlich-Rechtlichen, er macht sich gut im *Zeit-Magazin*, dessen Anzeigen für Nobel-Uhren an den Handgelenken segelnder Männer die gleiche weltläufige Anmutung atmen.

Was sind das für große alte Männer, deren prominentester Charakterzug in der öffentlichen Inszenierung das Beharren darauf ist, überall rauchen zu können? „Ein dröger Norddeutscher“, sagt meine Mutter, als ich sie nach der Ausstrahlung Schmidts zu Zeiten seiner Kanzlerschaft frage. „Immer im Schatten Willy Brandts, der um gleich mehr Charisma hatte.“

Willy Brandt starb zu früh, um noch Stammgast in Talkshows werden zu können. Helmut Schmidt kam rechtzeitig. Er hat davon profitiert, hat etwa die Darstellung seiner Rolle bei der Bewältigung der Sturmflut in Hamburg nachträglich an einigen Stellen geschärft: der Mann, der in der Stunde der Not zur Stelle ist, wo die Kleinmütigen wie Hühner umherflattern. Er

Schwer vorstellbar, dass Angela Merkel ihr Gegenüber fragt, ob es gedient habe

hat sich inszeniert und er wurde inszeniert: als unbestechlicher, vom Zeitgeist unkorrupter Tatmensch.

Dabei war die Zustimmung für ihn nicht in den Zeiten am größten, in denen er sich schwierige Entscheidungen abrang: im Deutschen Herbst 1977, als er sich nicht darauf einließ, die von der RAF Entführten gegen inhaftierte Terroristen auszutauschen, weil er den Staat nicht erpressbar machen wollte. Die Zustimmung zu

Schmidt wuchs beträchtlich, als Franz-Josef Strauß als für viele abschreckende Alternative auf die Bühne trat. Sie wuchs erneut in der Ära Merkel. Angela Merkel ist beliebig weit entfernt von der testosterongeschwängerten Luft starker Führer, schwer vorstellbar, dass sie ihr Gegenüber fragt, ob es gedient habe.

Die Soziologen blättern in ihren Aufsätzen eine kleine Auswahl von Heldentypen auf, es gibt neben dem Kriegsheld auch noch den zivilen Helden, aber in der medialen Öffentlichkeit scheint eine gewisse Zackigkeit, eine gewisse Aggressivität, eine gewisse Zweifelsfreiheit vorteilhaft. Es ist nicht die Schuld Helmut Schmidts, dass die bundesdeutsche Heldenöffentlichkeit so monoton ist.

Auf einen Tee mit Thomas de Mazière statt auf eine Zigarre mit Karl-Theodor zu Gutenberg? Unwahrscheinlich, aber nicht so abwegig, wie es eine Zigarette mit Hildegard Hamm-Brücher gewesen wäre. Ohne Platzhirschegehe kein Stammpflicht im deutschen Fernsehstudio. Karin Beier und Amelie Deuffhard statt Claus Peymann und Frank Castorf? Angela Merkel, die einem staunenden Giovanni di Lorenzo durchdekliniert, was ihre Nachfolgerin eigentlich zu tun hat? Beliebig unwahrscheinlich. Noch.

Wir leben in verwirrenden Zeiten. Breitbeinige Männer erklären in Talkshows die Welt, während schmale Frauen sie auf Parteitag entzaubern. Ein Mann wie Stéphane Hessel, in seiner entschiedenen Zartheit der Gegenentwurf der raumgreifenden Alpha-Männer, wird europaweit zum Idol. Während die Furcht umgeht, eine Mehrheit könne sich nach starken Führerfiguren sehnen, organisieren zahlreiche Namenlose eine Bürgergesellschaft, die sich nicht überwältigen las-

sen will, nicht auf starke Männer – oder Frauen – wartet, sondern das zu tun versucht, was sie für richtig hält.

Wer weiß, vielleicht ist das die Zukunft: mündige BürgerInnen, deren Sehnsucht nach Helden eher überschaubar ist, mehr Sidekick als Dauerprogramm. Nicht auszudenken, wenn die Medien dem folgten, wenn sie neue Stimmen entdeckten: alte Frauen mit unvorteilhaften Frisuren, die ihr Gegenüber ausprechen lassen.



Projektionsfläche: Helmut Schmidt auf einer Vergrößerung der ihm gewidmeten Briefmarke, ausgestellt vorigen Monat im Hamburger Rathaus vor den Feierlichkeiten zu seinem 100. Geburtstag
Foto: Georg Wendt/dpa

STELLENAUSSCHREIBUNG
PRESSESPRECHER*IN GESUCHT!

Die Grüne Landtagsfraktion in Niedersachsen sucht zum nächstmöglichen Zeitpunkt eine*n Pressesprecher*in. Mehr Infos unter:
www.gltn.de/ausschreibung

BÜNDNIS 90 DIE GRÜNEN
IM LANDTAG NIEDERSACHSEN

Hannah-Arendt-Platz 1, 30159 Hannover
www.gltn.de // gruene@lt.niedersachsen.de

zitat der woche



Es ist zwar nicht sehr wahrscheinlich, aber es kann auch ein Raubüberfall gewesen sein“

Der AfD-Bundestagsabgeordnete Frank Magnitz auf bild.de, nachdem er von Unbekannten angegriffen wurde



die gegenrede

„Die Möglichkeit, dass es sich um einen Raubüberfall handeln könnte, kann aufgrund der Funktion und des Bekanntheitsgrades von Magnitz und der Gewaltbereitschaft der linksextremen Szene, die in der Vergangenheit auch in Bremen eindeutig unter Beweis gestellt wurde, mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit ausgeschlossen werden

Die Sprecherin der AfD Bremen Ann-Katrin Magnitz zu dem Angriff auf ihren Vater Frank



taz salon hamburg



Einfach unbezahlbar

Mieten und Wohnungspreise in Großstädten steigen und steigen. Die weniger Wohlhabenden werden aus attraktiven Quartieren verdrängt, Geld wird auf Kapitalbesitzer umverteilt, Mieter zahlen drauf.

Als Gegenmittel stehen in der Debatte u. a. die Mietpreibremse, die Nutzung des städtischen Vorkaufsrechts und Zwangsvermietung.

Diskutieren Sie mit unseren Gästen, warum das Wohnen so teuer ist und was die Stadt Hamburg dagegen tun kann:

Jan Kuhnert, Vorstandsmitglied Wohnraumversorgung Berlin (WVB)

Petra Memmler, Geschäftsführerin Verband norddeutscher Wohnungsunternehmen (VNW) Landesverband Hamburg e.V.

Karin Siebeck, Leiterin des Amtes für Wohnen, Stadterneuerung und Bodenordnung Hamburg

Heike Sudmann, Bürgerschaftsfraktion Die Linke

Moderation:

Gernot Knödler, Redakteur der taz nord

Dienstag, 22. Januar, 19.30 Uhr, Eintritt frei Kulturhaus 73, Schulterblatt 73, 20357 Hamburg

Silberstreif im Abgas-Grau

Kiel will Luft rein waschen statt rein halten

Die Angst geht um in Kiel, die Angst vor dem Dieselfahrverbot. Aber nun ist ein Silberstreif am abgas-düsteren Horizont aufgetaucht. Er kommt in Form eines Kastens von den Ausmaßen eines Kleinbusses, der demnächst auf dem Seitenstreifen des Theodor-Heuss-Rings parken soll. Dort werden die Stickoxid-Grenzwerte dauerhaft deutlich überschritten. Das Gerät, das eine Firma in Trittau entwickelt hat, soll wie ein großer Staubsauger das Stickoxid-Schwermetal-Sauerstoff-Gemisch ansaugen, das in deutschen Innenstädten als „Luft“ bezeichnet wird.

Im Gerät werden Schadstoffe herausgefiltert. Zur Bürgersteigseite entlässt das Gerät eine frische Brise. Wie es die Stadtplanung will, soll der Stadtluftreiniger ganz dicht bei einer Messstation parken. Davon gibt es mehrere an der Straße, und die meisten zeigten in den vergangenen Monaten zu hohe Stickoxid-Werte. Sauger an, Werte sinken, Problem gelöst? Ach, wenn es so einfach wäre!

Der Filterbus ist ein Prototyp und noch in der Erprobungsphase. Er wird daher nur einige Wochen in Kiel stehen, dann soll die Technik in anderen Städten zum Einsatz kommen. Die Anlage sei ohnehin nur eine Ergänzung zu den weiteren Plänen der Stadt, sagte Oberbürgermeister Ulf Kämpfer (SPD) am Donnerstag. Unter anderem wird überlegt, eine Fahrspur für böse Diesel zu sperren, um sie etwas weiter weg vom Bürgersteig und den Häusern zu bringen.

Das Umweltministerium hatte ein grundsätzliches Dieselfahrverbot für die Straße ins Gespräch gebracht. Um das zu verhindern, greife die Stadt nach jedem Strohalm, sagte der Leiter des Kieler Umweltschutzamtes, Andreas von der Heydt, laut den Kieler Nachrichten im Bauausschuss.

Der Strohalm in Form des Stadtluftreinigers soll voraussichtlich Ende Januar aufgestellt werden. Stadt und Firma wollen im Testbetrieb unter anderem feststellen, wie laut das Gerät ist, ob die Luft auf der Bürgersteigseite tatsächlich sauberer wird und wie viele Todesopfer die Technik fordert. Denn für Biene Maja und Verwandte bedeutet ein Dauersauger auf der Straße so etwas wie einen stationären Wirbelsturm mit letalen Folgen.

Doch die Sorge ist unbegründet: Dank des Insektensterbens gibt es ja gar nicht mehr so viele Krabber, die im Filter verenden können. Wieder ein Problem gelöst. *Esther Geißlinger*

Rauswurf aus der Klasse

Schüler*innen wegen Hassvideo suspendiert

Sie sollen ein Enthauptungsvideo in sozialen Medien geteilt haben und müssen nun teilweise harte Konsequenzen ertragen: Gleich sechs Siebtklässler*innen hat die katholische Ludgerus-Oberschule in Vechna sanktioniert.

Zwei Jungen wurden für den gesamten Januar vom Unterricht ausgeschlossen. Ein Mädchen muss für zwei Wochen aus der Klasse. Laut Schulleiter Clemens Feldhaus werden sie während dieser Zeit aber weiter in der Schule betreut. Nach Schulschluss müssen sie außerdem ein sechsstündiges Sozialtraining bei der Schulsozialarbeiterin mitmachen. Möglicherweise dürfen sie auch nicht an der Klassenfahrt im kommenden Schuljahr teilnehmen.

Bei zwei weiteren Schülern beließ es die Schulleitung nach einer kurz vor den Weihnachtsferien angesetzten Klassenkonferenz bei schriftlichen Verwarnungen plus vier Stunden Sozialtraining. In einem Fall erteilte die Schule lediglich einen schriftlichen Verweis.

Am Abend des 5. Dezember hatte zunächst offenbar ein Schüler einer Nachbarschule das Video in die inoffizielle WhatsApp-Gruppe der Klasse an der Ludgerus-Schule gepostet. Mehrere Schüler sollen das Video dann weitergeleitet haben. Das Filmchen beginnt mit einem Comic, nach einem Schnitt ist die brutale Enthauptungsszene zu sehen. Es ist aber unklar, ob sie echt oder gestellt ist.



Die Klassensprecherin, die aus Syrien stammt, hatte am folgenden Tag die Klassenlehrerin über das Video informiert. Die Schulleitung zeigte die verdächtigen Schüler wegen drei Straftatbeständen bei der Polizei an und informierte ihre Eltern. Allerdings sind die zwölf- und dreizehnjährigen Kinder noch gar nicht strafmündig.

Schon gleich nach Bekanntwerden der Vorwürfe waren die verdächtigten Schüler aus der WhatsApp-Klassengruppe herausgenommen worden. Drei von ihnen wurden für einen Tag von der Schule suspendiert, vier weitere in den folgenden Tagen getrennt von ihren Klassen betreut. Alle drei siebten Klassen der Ludgerus-Schule nahmen zudem am Montag und Dienstag dieser Woche an einer Doppelstunde „Medienprävention“ der Polizei teil.

Das große Medienecho, das der Fall zwischenzeitlich auslöste, findet Schulleiter Feldhaus gut. Es sei auch ein Appell an die Gesellschaft, die Schulen und vor allem die Eltern, verantwortungsbewusst mit dem Smartphone umzugehen und mit den Kindern über die darüber verbreiteten Inhalte zu sprechen. *Reimar Paul*

Sayn-Wittgenstein wieder da

AfD-Schiedsgericht kassiert Vorstandsvotum

Die Bundesführung der AfD ist mit dem Entzug der Mitgliedsrechte der ehemaligen schleswig-holsteinischen Landesvorsitzenden Doris von Sayn-Wittgenstein gescheitert. In der Nacht zum 7. Januar postete Sayn-Wittgenstein auf Facebook, das Landesschiedsgericht habe „meinen vorläufigen Ausschluss von allen Mitgliedsrechten“ aufgehoben. Die drei Volljuristen des Parteigerichts sahen keine „mutmaßlich strafrechtlich relevanten Vorgänge“ gegeben.

Das ist eine Niederlage für die Bundesführung und die Landtagsfraktion. Der Bundesvorstand um Jörg Meuthen und Alexander Gauland sowie die Fraktionsführung von Jörg Nobis und Claus Schaffer hatten Distanz zu der ehemaligen Landesvorsitzenden wegen deren Nähe zum rechtsextremen Verein „Gedächtnisstätte e. V.“ gesucht.

Schon vor der Bundesentscheidung hatte die Fraktion in Kiel am 4. Dezember Sayn-Wittgenstein aus der Fraktion ausgeschlossen. Die Bundesführung wirft ihr aber nicht nur die Nähe zu dem im thüringischen Guthmannshaus ansässigen Verein vor, dem lange die bekannte Holocaust-Leugnerin Ursula Haverbeck vorstand, sondern auch die Mitgliedschaft in der Fraktion und pensionierten Oberstaatsanwaltes vor, laut der sie über die Vernichtung der Juden gesagt haben soll: „Diese Lager gab es gar nicht. Das ist alles von den Amerikanern und Engländern getürkt worden.“

In ihrem Beschluss führen die Parteirichter nun aus, die AfD habe einen Brief des umstrittenen Vereins erhalten, nach dem die AfD-Landespolitikerin niemals Mitglied gewesen sei. Sie selbst hatte gesagt, sie habe die Gedenkstätte in Guthmannshaus lediglich im Juni 2014 besucht. Im Ausschlussantrag hatte der Bundesvorstand am 17. Dezember mit einer Mitgliedschaft Sayn-Wittgensteins in dem Verein argumentiert, der auf der Unvereinbarkeitsliste der Partei steht.

Der Vorwurf der Holocaust-Leugnung überzeugte die Schiedsrichter ebenfalls nicht. Die Betroffene streite die Aussage ab. Und selbst wenn sie sich so geäußert haben sollte, so das Schiedsgericht, sei nicht von einem „erheblichen Verstoß“ auszugehen. Denn die Parteikollegin hätte ihre Äußerung „mit einem Werturteil“ vermengt, indem sie von einer Fälschung durch die Engländer und Amerikaner gesprochen hätte. Und solche „Mischerklärungen“ fielen unter die Meinungsfreiheit. Die Richter heben jedoch hervor, dass über einem Ausschluss noch nicht entschieden sei.

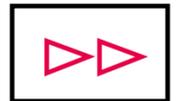
Bundes- und Fraktionsführung halten Sayn-Wittgenstein bislang nicht ihren internen E-Mail-Verteiler vor. Im Dezember hatte die taz anhand des Verteilers belegt, das sie breit im rechtsextremen Milieu vernetzt ist. Die 64-Jährige, der 2017 nur zwei Stimmen auf dem Bundesparteitag fehlten um zweite Bundessprecherin zu werden, leitete E-Mails von Freunden der Waffen-SS, Holocaust-Leugnern und Verfechtern einer Reichsideologie weiter. *Andreas Speit*

U-Bahn bewegt sich doch

Werbung vom Auschwitz Komitee darf laufen

Um das naheliegende Missverständnis zu vermeiden: „Natürlich ist der Gedenktag wichtig“, das sagte Ende der Vorwoche Unternehmenssprecher Christoph Kreienbaum der taz. Dass also erinnert wird an die Befreiung des deutschen Vernichtungslagers Auschwitz, alljährlich am 27. Januar: Damit habe Hamburgs U-Bahn-Betreiberin, die Hamburger Hochbahn AG, kein Problem, ganz im Gegenteil.

Als aber das ebenfalls in Hamburg ansässige Auschwitz Komitee, gegründet 1986 von Schoah-Überlebenden, ihren Angehörigen und Freund*innen, Werbung machen wollte für eine Veranstaltung zum Thema, lehnte der Verkehrsbetrieb ab – in der Hauptsache, weil da, so Kreienbaum, „geworben wird mit einem politischen Ziel, für das es nach unserer Auffassung aber keinen parteiübergreifenden Konsens gibt“. Abgerückt sind die U-Bahner dann doch von dieser Position: Seit Mitte der nun ausgehenden Woche läuft im unterirdischen „Fahrgastfernsehen“ doch ein Hinweis auf die Veranstaltung.



Worum also hatte man sich gestritten? Der Plakat- respektive Anzeigenentwurf, erschienen dann unter anderem im Hamburger Lokalteil der taz, zeigt das Bild einer Demonstration. Oder, genauer: unter anderem ein Transparent mit der Forderung, die Stadt „zum sicheren Hafen“ für Geflüchtete zu machen. Eine Position also, die zuletzt vielerorts erhoben worden ist, aber auch schon mal kontroverser diskutiert wird.

Für das Auschwitz Komitee und seine Vorsitzende Esther Bejarano wiederum ist die Verbindung von gestern und heute eine enge: „Erinnern heißt handeln“ ist die anstehende Gedenk-Matinee überschrieben. Dass Hamburg sicherer Hafen sei, in genau dem hier gemeinten Sinne, hatte übrigens auch Bürgermeister Peter Tschentscher (SPD) im Herbst erklärt – unisono mit den Amtskollegen und Parteifreunden in Bremen und Berlin. An Tschentscher hatte sich Bejarano in einem offenen Brief gewandt – anzunehmen, dass das den Kurswechsel auslöste. Zur taz äußerte sich das Komitee am Freitag erleichtert – nicht ohne den Hinweis, dass es immer gut sei, die Stimme zu erheben, statt zu schweigen. Dem dürfte auch der Hochbahn-Sprecher zustimmen können. *Alexander Diehl*

„Gemeinsam gegen den Hass – Erinnern heißt handeln“: So, 13. 1., 13 Uhr, Hamburg, Politbüro (Eintritt frei)



7. Dezember 2018, Rathaus Bremen: Die britische Bankenkritikerin Ann Pettifor nimmt den Hannah-Arendt-Preis entgegen
Foto: Radio Bremen

„Wir müssen den Kapitalismus managen“

Wir sind dem Finanzkapitalismus nicht ausgeliefert, sondern wir liefern uns ihm aus, wenn wir die Rahmenbedingungen der globalen Wirtschaft nicht politisch definieren: Für ihr Engagement erhielt Ann Pettifor im Dezember den Hannah-Arendt-Preis, der von der Bremer Heinrich-Böll-Stiftung und dem Bremer Senat vergeben wird

Interview **Klaus Wolschner**

taz: Frau Pettifor, viele Ökonomen prognostizieren den nächsten Finanzcrash, Krisen über Krisen prägen unser Bild vom Kapitalismus – wäre nicht der Sozialismus eine Alternative?

Ann Pettifor: Ich bin eine Sozialistin, ich streite für soziale Gerechtigkeit. Aber ich bin Realist, ich weiß, wir leben in einer globalisierten kapitalistischen Welt, der Sozialismus liegt in weiter Ferne. Aber es gibt eine Möglichkeit, den Kapitalismus so zu managen, dass er weniger destruktiv wirkt. Wir haben das gemacht und wir können das wieder tun. Wir dürfen der unsichtbaren Hand des Marktes nicht die großen Entscheidungen überlassen über unsere Gesellschaft. Die Gesellschaft muss den Markt managen und regulieren.

Die Erfahrungen der realen sozialistischen Länder, die versucht haben, den Kapitalismus zu managen, sind gescheitert.

Richtig. Ich bin keine Kommunistin. Auch Venezuela wäre ein Beispiel für eine gescheiterte Wirtschaftspolitik, die sich selbst als sozialistisch beschrieben hat. Ich beziehe mich auf die Periode nach dem Zweiten Weltkrieg, von 1945 bis 1971. Da gab es mehr soziale Gerechtigkeit als heute. Nicht in den sowjetischen Ländern, aber in den westlichen Ländern. Die Wirtschaft war stabiler als heute, es gab weniger Ungleichheit und Polarisierung als heute. Alle Geschichtsbücher beschreiben diese Zeit als das goldene Zeitalter der Ökonomie. Dahin möchte ich zurück, das wäre für mich ein Fortschritt.

Die Gesellschaft soll die Finanz-Ökonomie managen, sagen Sie – das heißt: die politische Administration. Eine staatliche Bürokratie soll die Banker kontrollieren?

Ich verwende nicht das Wort Kontrolle, ich spreche von managen. Der Chef von Apple würde niemals zulassen, dass sein Konzern von der unsichtbaren Hand des Marktes gesteuert würde, er will sein Unternehmen managen. Wenn die Gesellschaft in diesem Sinne die Ökonomie managen will, muss sie Politiker wählen. Ich bin Demokratin. Sicherlich, manchmal geraten die Bürokraten außer Kontrolle, manchmal geben die Politiker ihnen aber auch zu viel Macht. Dann muss die Gesellschaft zu den Politikern sagen: Nein.

Wie geht das?

Die Finanzpolitik ist nicht undurch-

schaubar, sondern eine Materie, die für alle zugänglich sein sollte. Wir müssen darüber diskutieren lernen, damit wir das System endlich ändern können. Das ist meine Mission. Ich gebe ihnen ein Beispiel. Ich habe „Jubilee 2000“ geleitet, eine Kampagne zur Begrenzung der Schulden der ärmsten Länder. Viele Leute kamen da und haben das unterstützt. Sie wollten nach Washington kommen und vor dem Internationalen Währungsfonds demonstrieren. Ich habe gesagt: Nein. Ihr habt keinen direkten Einfluss auf die Bürokratie des IWF. Ihr müsst euch an die Politiker wenden, die den IWF beaufsichtigen sollen. Die Gesellschaft gibt den Politikern ein Mandat.

Heute repräsentiert Donald Trump in diesem Sinne die Bevölkerung der USA. Braucht die Trump-Administration für seine Machtpolitik mehr Instrumente über den Markt?

Trump repräsentiert einen großen Teil der Gesellschaft, sicherlich. Er repräsentiert die ängstliche Bevölkerung, Menschen, die verunsichert sind durch die Wirtschaftskrise. Die Banken wurden gerettet, der Bevölkerung wurde Austerität verordnet und ihr wurde gesagt, sie müsse Opfer bringen. Die Löhne sind heute noch niedriger als vor der Krise. Einfache Menschen haben ihre Wohnungen verloren, sie sehen ihre Jobs bedroht von der chinesischen Konkurrenz, und in Washington geht es den Banken so gut wie zuvor. Schon Karl Polanyi hat in den 1930ern erklärt, dass die einfachen Menschen einen starken Mann wählen, wenn sie das Gefühl haben, dass sie Schutz brauchen. Das ist eine Reaktion auf eine unregulierte Ökonomie. Der starke Mann verspricht, eine Mauer an der Grenze zu Mexiko zu errichten und gegen die Chinesen zu kämpfen. In Frankreich erleben wir den Aufstand von ähnlich Benachteiligten.

Die Verfechter eines demokratisch gemanagten Kapitalismus, in dem genug Kredite für ökologische Ziele vorhanden sind, haben die Bevölkerung nicht überzeugen können ...

... und die Wahl eines autoritären Führers löst die Probleme für die Bevölkerung nicht, sondern verschlimmert sie. Diese Erfahrung werden die Menschen machen. In den USA und in Großbritannien sind die Pensionen weitgehend privatisiert, das Geld liegt bei Schattenbanken. Die spekulieren damit. Was machen sie genau mit den Pensionen? Niemand

weiß es, es gibt keine Transparenz. Und keine Kontrolle. Mister Blackrock managt sechs Milliarden Dollar solcher Gelder. Was wissen wir über Blackrock?

Was muss man tun, damit die verunsicherten Menschen nicht Trump wählen, sondern die Freunde von Pettifor?

Wir haben darauf gesetzt, dass Politiker, die sich Sozialdemokraten nennen, für die Mehrheit der Bevölkerung handeln. Aber sie haben sich von den Lobbyisten der Banken kaufen lassen. Deswegen hat die Sozialdemokratie das Vertrauen verloren. Die Sozialdemokratie zerstört sich selbst. In Frankreich haben sie ihre historische Parteizentrale in Paris verkauft, sie existieren dort nicht mehr. Wohin sollen die Gelbjacken gehen? Emmanuel Macron kommt von Goldman Sachs. Tony Blair wurde nach seinem Rücktritt für zwei Millionen Pfund Sterling Jahresgehalt Berater der amerikanischen Investmentbank JP Morgan. Wir müssen Politiker suchen, die nicht von den Banken in die Tasche gesteckt werden. Die Sozialdemokratie hat ein Vakuum hinterlassen. Ich hoffe, dass es wieder genuine Sozialdemokratien geben wird. Ob die Grünen diese Lücke füllen können?

Wird es in den nächsten drei Jahren wieder eine große Finanzkrise geben?

Ich habe in Paris vor einer Versammlung von 500 Asset-Bankern gesprochen. Denen wurde diese Frage gestellt und 55 Prozent haben dazu Ja gesagt. Das System ist nach wie vor instabil und krisenanfällig. Es gibt eine exzessive Entwicklung der Kredite und der Schulden, vielleicht sogar schlimmer als 2007. Damals beliefen sich die globalen Schulden auf weniger als 300 Prozent des Bruttosozialproduktes, heute sind es deutlich mehr als 300 Prozent. Gleichzeitig sind durch Neoliberalismus und Austerität die Löhne gedrückt worden.

Aber die Finanzwelt ist globalisiert, wie können Gesellschaften sie managen?

Wenn man demokratische Politik machen will, braucht man Grenzen. Wenn Sie ein Strafrecht haben, gilt das innerhalb der Grenzen. Wenn Sie soziale Hilfen haben, gelten die innerhalb der Grenzen. Aber das Kapital hasst Grenzen. Sie wollen sich heute in Hongkong Geld besorgen und es in Brasilien zu hohen Zinsen ausleihen. Wir können das Geldsystem nur managen innerhalb bestimmter festgelegter Grenzen.

Was wären die Grenzen – Europa oder Germany?

Es sind die Grenzen, die wir wählen. Wir können nationale Grenzen wählen oder zum Beispiel europäische. Es dürfte schwierig sein, es auf europäischer Ebene zu managen, aber für bestimmte Fragen ist es möglich. Ich glaube an nationale Autonomie und internationale Kooperation. Wir müssen die Kapitaltransaktionssteuer gegen die Lobby der Finanzwirtschaft durchsetzen und dann über nationales Finanzmarkt-Management reden. Unter dem Gesichtspunkt der demokratischen Kontrolle sind die Grenzen wichtig. Die Bevölkerung will ihre Politiker kennen, sonst gibt es kein Vertrauen, das geht auf globaler Ebene nicht.

Der Brexit könnte nationale Kontrolle ermöglichen?

Nein, ich bin tief besorgt über die wirtschaftlichen Auswirkungen des Brexit. Wir wissen nicht genau, was passieren wird, aber es ist sicherlich eine Art Selbstmord, den freien Handel mit der übrigen Welt zu fordern und den freien Handel mit den 28 Staaten in Europa zu verweigern. Das ist ein echter Quatsch! Die Hoffnung der Brexit-Anhänger ist, dass es eine amerikanische Liberalisierung gibt. Das ist der hässlichste Kapitalismus von allen, weil er unser nationales Gesundheitswesen zerstören wird, unser Engagement für die Sozialsysteme und das soziale Wohlergehen.

Sie haben einen offenen Brief an Jeremy Corbyn geschrieben, den Chef der britischen Labour-Party ...

... und habe dafür geworben, dass wir mit einer Kampagne für einen grünen New Deal die Austerität-Sparpolitik beenden. Dafür brauchen wir eine parteiübergreifende Allianz britischer Abgeordneter, auch mit Grünen, Liberaldemokraten und einigen Konservativen. Wir brauchen Investitionen für die Schaffung qualifizierter, gut bezahlter Arbeitsplätze in Wirtschaftsbereichen, die sowohl für die Wirtschaft als auch für die Ökologie von entscheidender Bedeutung sind. Dazu gehört eine höhere Energieeffizienz. In Großbritannien sind Investitionen gegen den Klimawandel ganz wesentliche Investitionen für die Zukunft, insbesondere in den hochwassergefährdeten Gebieten.

Corbyn ist nicht so klar, wenn es um den Brexit geht.

Aber die Mitglieder von Labour sind es. Darauf setze ich meine Hoffnung.

Ann Pettifor

geboren 1947 in Südafrika, ist eine englische Ökonomin. Die streitbare Wissenschaftlerin war mit ihrem eloquenten Sachverstand eine Begründerin der „Jubilee 2000“-Kampagne, die weltweit die Streichung der Schulden der ärmsten Länder forderte. 70.000 Menschen umzingelten 1998 den G8-Gipfel in Birmingham. 1999 hatte die Kampagne einen großen Erfolg, als der Kölner G8-Gipfel den 18 ärmsten Ländern rund 100 Milliarden Dollar erließ. Im Jahre 2006 veröffentlichte Pettifor ein Buch, das sich im Rückblick wie eine Prognose der großen Schuldenkrise liest. Titel: „The Coming First World Debt Crisis“. Im Herbst 2018 wurde Ann Pettifor in Bremen für ihr Buch „Die Produktion des Geldes“ mit dem Hannah-Arendt-Preis ausgezeichnet, weil sie im Sinne Hannah Arendts das Primat der Politik über die Ökonomie fordert.

Soldat und Softie

Kreative verdanken ihm soziale Absicherung. Auch deshalb galt Helmut Schmidt bei seinem Sturz 1982 vielen als „Kanzler der Künste“

Von **Alexander Diehl**

Ist das schon Dekonstruktion, gar Denkmalsturz? Ja, vielleicht – für jene, die bei Helmut Schmidt vor allem ans Soldatische denken möchten, das Pflichtbewusste, zuweilen übermäßig Korrekte, wie sich's ja schon im strammen Scheitel gezeigt haben soll. Aber dieser Helmut Schmidt, er hatte eine weiche Seite, lesen wir – und die stellte er am ehesten aus, ging's um die Kunst.

Beziehungsweise „die schönen Künste“, wie sie auftreten im Untertitel des Buches von Werner Irro, das jetzt die Helmut-und-Loki-Schmidt-Stiftung herausgegeben hat. Denn das ist ja weithin in Vergessenheit geraten: Am Ende seiner Amtszeit, 1982, war die Wahrnehmung des Sozialdemokraten als „Kanzler der Künste“ so exotisch nicht.

Irro erklärt das einerseits mit der Künstler-sozialversicherung, die es nur geben dürfte, weil Schmidt diese Tugenden an den Tag legte, die ihm so gern nachgesagt werden. Dass vielerorts seine Rolle beim zähen Zustandekommen dieses sozialpolitischen Instituts unter den sprichwörtlichen Tisch fällt – es wird Schmidt weniger gestört haben als vieles andere, das so im Umlauf war und ist.

Sehr wohl gestört hat er sich dagegen am lange kaum zu erschütternden Bild des bloßen „Machers“ – „als hätte ich noch nie ein Buch geschrieben“, zitiert Irro einen 1975 in der *Zeit* dokumentierten Ausbruch Schmidts im kleinen Kreis. „Als hätte ich nicht in Hunderten von Reden und Aufsätzen beigetragen zur vertieften Analyse und zur Substanz unserer Politik!“ Fürs Analysieren und, noch wichtiger, das Vortragen dieser Analysen fand sich dann ja noch Gelegenheit – auch als Elder Statesman der *Zeit*.

Noch etwas Störendes: Als er auf Willy Brandt folgte, hinterließ dieser mächtig große Spuren – was die Rede angeht von der Wichtigkeit der Kunst; auch war der Vorgänger enorm beliebt gewesen unter Kunstschaffenden. Neben Schmidts, siehe oben, sehr viel konkreter Politik machte ihn dann noch etwas anderes zum „Kanzler der Künste“: Stellte sich Nachfolger Helmut Kohl (CDU) erst mal eine Deutschlandfahne ins Büro (und ein Aquarium), hatte das Ehepaar Schmidt Kunst und Künstler ins Kanzleramt geholt; am deutlichsten sichtbar, klar, Henry Moores Skulptur „Large two forms“ (1979) draußen auf dem Rasen. Und drinnen? Hängte und stellte man ausdrücklich solche Maler und Bildhauer, die dem NS-Regime als „entartet“ gegolten hatten – nicht ganz ohne das Kalkül, den Bogen zu schlagen zum Deutschland vor dem Sündenfall, sozusagen.



Auch Konzerte richteten Schmidts aus, noch im Palais Schaumburg: Klassik und Romantik, wie Schmidt sie liebte und auch selbst spielte.

Der eigentliche Buchtitel entstammt einem Brief, den Schmidt 1968 an Siegfried Lenz schrieb. Da hatte er gerade „Die Deutschstunde“ gelesen, Lenz' fiktionalisierte Befassung mit dem Maler Emil Nolde und dessen innerem Exil während des „3. Reichs“, mit Schuld und – Pflichterfüllung. Ach, ja: Dass Nolde zu Schmidts Lieblingskünstlern gehörte, dass er das Gemälde „Meer III“ vom Amtsschreibtisch aus stets im Blick hatte: Das haben wohl sogar die mitbekommen, denen Schmidt vor allem soldatisch war, „Macher“ und überkorrekt.

Werner Irro: „Mit großem Vergnügen und mit tiefer innerer Zustimmung ...“ – Helmut Schmidt und die schönen Künste. Edition Temmen 2018, 152 S., 14,90 Euro

Buchvorstellung mit Kultursenator Carsten Brosda (SPD): 7. Februar, 18 Uhr, Hamburg, Staats- und Universitätsbibliothek

Helmut Schmidt bei der Eröffnung einer Ausstellung der Reihe „Kunst im Kanzleramt“ am 8. November 1978
Foto: Ludwig Wegmann/Presse- und Informationsamt der Bundesregierung

Stählernes Lachen: Helmut Schmidt im September 1980 vor der Abfahrt des Wahlkampf-Sonderzuges in Bonn. Zwei Jahre später war er kein Kanzler mehr
Foto: Fritz Fischer/dpa



Dissens zur Feierstunde

Unsere Autorin war Schülerin, als der Abgeordnete Thomas Hamburger Bürgerschaft zu kritisieren wagte – in dessen Ehrendenkmal zu werden, Ebermann war bei der GAL. Später wurde er mit einer Schmidt-Beschimpfung im Deutschen Schauspielhaus

Von **Kaija Kutter**

Als Helmut Schmidt die Ehrenbürgerschaft der Stadt Hamburg erhielt, war ich noch Schülerin und damit beschäftigt, Schulstreiks für den Frieden zu organisieren. Ich hatte die Weltkarte und die Position der russischen und amerikanischen Raketen auf eine Matrize gezeichnet, um Mitschülern zu erklären, wie groß die Gefahr eines neuen Atom-Krieges ist. Ich sprühte nachts mit Freunden Parolen wie „Pershing go home“ an die Turnhalle, im Ohr das Lied von Nena über „99 Luftballons“, die einen Krieg auslösen. In Kasernen war der Song verboten.

Der von Helmut Schmidt auf den Weg gebrachte „Nachrüstungsbeschluss“ beschäftigte viele Menschen. Meine Eltern zum Beispiel. Meine Mutter reiste mit anderen „Friedensfrauen“ nach Moskau, um dort mit dem Komitee der Sowjetfrauen über die Gefahren zu sprechen. Sie wurden sich einig: Russen und Deutsche kennen den Krieg im eigenen Land, Amerikaner haben

das nie erlebt. „Die russischen Frauen sagten, dass von ihrem Land nie wieder Krieg ausgeht, stünde in ihrer Verfassung“, erinnert meine Mutter. „Das haben wir nach Hause mitgenommen und hier verbreitet.“

Helmut Schmidt erinnere ich als Kind auf Plakaten bei uns in der Straße. Fand ihn ansehnlich, er hatte mehr Haare als Willy Brandt. Die außerparlamentarische Opposition in der Bundesrepublik der 1970er-Jahre und der SPD-Bundeskanzler waren wohl keine Freunde. Schmidt stand für die verhasste Atomkraft, für die harte Linie des Staates im Umgang mit Demonstranten bei AKW-Demos, als es galt, Bauplatzbesetzungen zu vermeiden. Und im Umgang mit der RAF, der die Repression gegen „Sympathisanten“ mit einschloss und im „Deutschen Herbst“ 1977 die Stimmung trübte. Und doch war er nur Teil des Regierungsapparats und nicht so sehr Feindbild wie später Helmut Kohl.

Der Nato-Doppelbeschluss, der dazu führte, dass amerikanische Mittelstreckenraketen auf westdeutschem Boden stationiert wurden, ging gar nicht, fand ich. Bis dahin galt das „Gleichge-

wicht des Schreckens“. Die eine Macht hätte die andere nicht angreifen können, ohne sich selbst zu vernichten. Die neuen Waffen aber hätten nach Planspielen von Pentagon-Strategen auch einen atomaren Enthauptungsschlag auf die Sowjetunion möglich gemacht. Wir sahen uns Bilder des 1945 durch Atombomben vernichteten Hiroshima an. Tausende gingen auf die Straße, weil sie Angst vor einem „Euroshima“-Atomkrieg hatten.

Thomas Ebermann kannte ich aus der Ferne vom Sehen und Zuhören. Er hatte im Sommer 1977 von einer Anti-Atom-Demonstration in Frankreich berichtet, wo es einen toten Demonstranten gab. Er trug Trainingsjacke und Turnschuhe, wirkte lässig, nuschte etwas. Er war auch wichtiges Mitglied des „Kommunistischen Bundes“ (KB) gewesen, der damals in Hamburg rund 1.500 Mitglieder hatte und in Form einer Bündnispolitik bei vielen Anti-Atom- und sonstigen Initiativen der sozialen Bewegung mitmachte, nachzulesen in Michael Steffens Buch „Geschichten vom Trüffelschwein“. Wer damals in Hamburg linke Politik machte, kam am KB eigentlich kaum vorbei.



Thomas Ebermann Helmut Schmidt in der
Beisein. Schmidt begann gerade, ein
wurde er Kabarettist – und tritt jetzt
Theaterhaus auf

Ende 1977 gab es eine Großdemonstration gegen das AKW in Kalkar. Ich bestieg in Wandsbek einen Demo-Reisebus und sah erstmals Polizisten mit vorgehaltener Maschinenpistole. Wir durften nicht losfahren, verbrachten die halbe Nacht auf der Autobahn und kehrten um. Der Schock von Kalkar, wo sich das Land als Polizeistaat zeigte, führte zur Idee, die außerparlamentarische Bewegung ins Parlament zu bringen. In Hamburg kam es zu einem Zerfallsprozess bei den linken Gruppen. Es entstanden die Bunt-Alternative-Liste und die Grünen. Kurz vor der Wahl 1982 fusionierten beide Parteien zur „Grün Alternativen Liste“ (GAL).

Ebermann war Gründungsmitglied der Grünen und einer von neun Abgeordneten, die in die Hamburger Bürgerschaft einzogen. Es sei darum gegangen, „Sand im Getriebe“ zu sein, sagte er später dem Magazin *Prager Frühling*. Das hieß „Lust am Enthüllen, Lust am Vorführen“ und „große Sorgfalt mit dem imperativen Mandat“. Grüne Abgeordnete sollten durch Rotation nach kurzer Zeit das „Feindesland“ Parlament wieder verlassen und nicht mehr verdienen als ein Facharbeiter.

Als am 22. Dezember 1983 Helmut Schmidt per Abstimmung zum Ehrenbürger Hamburgs ernannt wurde, war dieser seit gut einem Jahr kein Kanzler mehr. Später sagte er, sein Eintreten für den NATO-Doppelbeschluss habe ihn das Amt gekostet. Denn seine SPD war nicht dafür. Die FDP, die damals mitregierte, sah den NATO-Beschluss in Ge-

Vor seiner Politzeit arbeitete Ebermann im Akkord in einer Turnschuhfabrik und lernte, den Kapitalismus abzulehnen

fahrt und stieg aus. Per Misstrauensvotum verlor er am 1. Oktober 1982 nach acht Jahren seinen Posten, Helmut Kohl von der CDU wurde Kanzler. Am Tag danach habe die Legende um Schmidt begonnen, schrieb die *Welt*. Hamburger SPD-Leute liefen mit Fackeln zu seinem Haus in Langenhorn. Die von SPD-Bürgermeister Klaus von Dohnanyi verliehene Ehrenbürgerschaft war auch so etwas wie ein Trost.

Im Lichte der Geschichte steht

Schmidt heute gut da, weil die Abrüstungsverhandlungen letztlich erfolgreich waren. Am Morgen des 22. Dezember 1983 konnte das aber noch keiner wissen. Als erster sprach Klaus von Dohnanyi, lobte in seiner Rede, es sei Schmidt zu verdanken, dass die Weltmächte seit 1981 wieder am Genfer Verhandlungstisch saßen. Er räumte ein,

dass auch die Hamburger SPD-Genossen gegen die Stationierung waren, doch diese Meinungsverschiedenheit könne „die Hamburger SPD von ihrem bedeutenden Genossen Helmut Schmidt“ nicht trennen.

Auf Ebermann lastete wohl schon auch ein Erwartungsdruck, als er im Anschluss eine Rede hielt. Später sagte er in der *Zeit* über die Rede: „Das war keine angenehme Sache, das können Sie mir glauben. Ich kannte mich

durchaus aus mit Krawall, aber da war mein Hemd am Ende nass geschwitzt. Es war kein schöner Moment, aber ein wichtiger. Ich war mir und meinen Leuten das schuldig, davon bin ich bis heute überzeugt.“

Die Rede ist in der Datenbank der Hamburger Bürgerschaft dokumentiert. Das *Abendblatt* schrieb später, sie sei darauf angelegt, „Schmidt zu verletzen“. Doch in der Senatskanzlei muss sie jemandem imponiert haben: Auf deren Homepage ist sie ausführlich zitiert.

Ebermann war damals noch 32 Jahre jung, hatte aber viel erlebt. Vor seiner Politzeit arbeitete der Realschüler im Akkord in einer Turnschuhfabrik und lernte, den Kapitalismus abzulehnen. Die Rede ist geschliffen. Ebermann stellte Schmidts Glaubwürdigkeit infrage: Habe der als Oppositionspolitiker vor Atombomben gewarnt, habe er als Kanzler die SPD zum „loyalen NATO-Partner“ geformt und die „Nachrüstung“ eingeleitet?

Für meinen Geschmack hätte er noch viel mehr dazu sagen können.

Aber er war der erste, der sich dem Schmidt-Hype entgegen stellte. Er ge-

gesellschaftliche Konflikte zu lösen wie Naturkatastrophen: „Alles hört auf mein Kommando! Ich erwarte Vollzugsmeldung.“ Das sind die beiden geflügelten Worte aus den Tagen der Flutkatastrophe, in der Helmut Schmidt unbürokratisch viel geleistet haben soll. Ich glaube, daß in dieser Situation unbürokratisches Handeln und Kompetenzübertretung nötig waren, um Menschen so gut es ging zu retten. Aber solche Maximen sind nicht gut für Politik, wie wir sie verstehen. Mancher braucht Krisen. Menschen, die im sozialen Frieden leben wollen, nicht.

Technokratischer Perfektionismus kann bei Naturkatastrophen wertvoll sein; in anderen Situationen lässt mich erschauern, was als Tugend an Helmut Schmidt herausgestellt wurde. Conrad Ahlers lobt Helmut Schmidt mit folgenden Worten: „Ein Geheimnis seiner Stärke liegt in der Fähigkeit zur Konzentration. Sie bezieht sich nicht nur auf das Wesentliche, sondern auch aufs Detail. So lenkte er sich von sorgenvollen Gedanken dadurch ab, daß er jede Mitteilung an die Schleyer-Entführer mit seinem grünen Filzstift verbesserte und dabei genau auf die Interpunktion achtete.“ Welch grandiose Sekundärtugend, in der Situation der Schleyer-Entführung die Interpunktion nicht zu vernachlässigen, denn seine Primärtugend war auch hier die Staatsräson. Denn es gab ja eine Abwägung zwischen unbedingter Humanität, also auf alle Fälle Menschenleben zu retten, und Staatsräson, also das Risiko des Lebens Schleyers und der Insassen der Maschine in Mogadischu, das Risiko, diese Leben auszulöschen, damit der Staat Stärke zeigt und so seine Vorstellung von sittlicher Ordnung durchsetzen würde.

Helmut Schmidt hat sich Zeit seines Lebens für Staatsräson entschieden. Helmut Schmidt hat sich deswegen entschieden, sich selbst leitender Angestellter der Bundesrepublik Deutschland zu nennen. Über leitende Angestellte wissen wir folgendes: Leitende Angestellte werden nicht von allen Arbeitnehmern eingesetzt, sondern von einer Aktionärsversammlung. Leitende Angestellte verkörpern also nicht den Begriff von Demokratie, der häufig gemalt wird, das jeder eine Stimme hat. Auf den Aktionärsversammlungen sind wiederum meistens nicht diejenigen wichtig, die laut debattieren, die Kleinaktionäre, für die Würstchen bereitgestellt werden, sondern die Großen, die die großen Aktienpakete halten. Gute, leitende Angestellte tun alles für das Wohl des Anteilseigners; gute, leitende Angestellte weisen unbillige Ansprüche von Belegschaften zurück. Wir, die wir versuchen, diejenigen zu vertreten, die nicht einmal Kleinaktionäre, sondern Arbeitslose, Sozialhilfeempfänger oder Fließbandarbeiter in dieser Gesellschaft sind, bestätigen Ihnen, Herr Schmidt: Sie waren für die Großaktionäre dieser Republik ein hervorragender leitender Angestellter. (...)

(Beifall bei der GAL – Ove Franz, CDU: Pfuil)

Quelle: Bürgerschaft der Freien und Hansestadt Hamburg, Plenarprotokoll 11/27 vom 22. 12. 1983

„Helmut Schmidt hat sich Zeit seines Lebens für Staatsräson entschieden“

Auszug aus der Rede von Thomas Ebermann anlässlich der Verleihung der Ehrenbürgerwürde der Stadt Hamburg an den ehemaligen Bundeskanzler Helmut Schmidt

Herr Präsident, meine Damen und Herren! Lassen Sie mich sagen, was ich hier will. Ich bin gestern von einem Journalisten, keinem linken und auch keinem alternativen Journalisten, angerufen worden, der mich fragte: „Herr Ebermann, morgen hauen Sie doch bestimmt auf die Bühne; können Sie mir schon sagen, womit Sie den Skandal provozieren werden?“ Will ich gar nicht. Es reicht schon aus, in dieser Situation bedrückender Feierlichkeit kühlen Kopf zu bewahren und zu versuchen, sowohl einiges über denjenigen zu sagen, der heute von der Hamburger Bürgerschaft geehrt werden soll, als auch über das Ritual selbst. (...)

1965 – auf einem Parlamentariertreffen der SPD – beklagte Helmut Schmidt die Mißachtung von Parteitagebeschlüssen durch die CDU-Minister. 1979 sagte er hingegen: „Auf Parteitag kann beschlossen werden, was will; so richtig großen Schaden haben wir noch nie angerichtet.“ 1977 sagte er: „85 Prozent seiner Kraft und Zeit braucht man, um Entscheidungen, die man getroffen hat, in tausend demokratischen Gremien zu vertreten.“ 1974 – auf einem Hamburger Parteitag – sagt er: „Ihr beschäftigt euch mit der Krise des eigenen Hirns statt mit den ökonomischen Bedingungen, mit denen wir es zu tun haben.“ Und 1981 sagt er: Mich interessiert nicht, was die Partei beschließt; ich handele nach meinem Gewissen.“

Hierin liegt nicht nur Mißachtung der SPD; diese will ja solche Führernaturen an der Spitze haben. (...) Es liegt in dem Zitat von der Krise des eigenen Hirns statt der Reflexion der ökonomischen Bedingungen auch eine sichtbare Lust an Diffamierung anderer. Hierfür ein Beispiel: Helmut Schmidt hat nicht nur das Atomprogramm der SPD durchgesetzt – erinnert sei an seine Rücktrittsdrohung auf dem SPD-Parteitag in Berlin 1979 –, er hat nicht nur dafür gesorgt, dass Hamburg auch ökonomisch noch lange an den unsinnigen Reaktoren Krümmel und Brokdorf leiden wird, er hat auch Umgang mit Atomenergiegegnern verordnet oder geprägt. (...) Helmut Schmidt sagt im Rahmen der Atomenergiedebatte: „Wer mit dem Aufkleber ‚Atomkraft - Nein danke‘ herumfährt, dem möchte ich dazukleben: ‚Ich habe mich freiwillig zum Kohlebergbau gemeldet.‘“ Das ist Humor! Das ist fast so gut wie Oswald Paulig: „Wer das Quecksilber in der Elbe beklagt, soll da keine Thermometer reinschmeißen.“ (...) Bloß nicht mit der Sache auseinandersetzen, bloß die Assoziation erzeugen: Wer gegen Atomkraft ist, arbeitet nicht und gehört deswegen eigentlich ins Bergwerk.

Aber in den Zitaten, die ich vorgestellt habe, liegt auch Lust am Krisenstab, liegt auch Lust an überdimensionaler formaler Kompetenz, an der Nichtrechtfertigung vor den vielen demokratisch gewählten Gremien. Hierin liegt die Tendenz,

das ding, das kommt

Nicht viel dahinter



Potemkinsche Dörfer wie hier im schwedischen Vårgårda, gibt's wirklich. Der Fotograf Gregor Sailer hat sie mit der Kamera eingefangen
Foto: Gregor Sailer

Natürlich stimmt nicht mal diese Geschichte – jedenfalls so, wie sie gemeinhin erzählt wurde. Hinter der beeindruckenden Fassade: nichts. Als Katharina die Große 1787 die just eroberte südrussische Provinz und die Krim habe inspizieren wollen, sei Feldmarschall Grigori Alexandrowitsch Potjomkin auf die geniale Idee gekommen, entlang ihres Reiseweges bemalte Kulissen aufzubauen – um zu verbergen, wie es dort in Wahrheit aussah: heruntergekommen und armselig. Und wenn die Zarin weiterreiste, soll Potjomkin die Scheinhäuser wieder habe einpacken und im nächsten Dorfstromabwärts noch mal aufbauen lassen. Und des Feldmarschalls Leute mimten die Dorfbewohner.

Tatsächlich sei der Urheber dieser Fake-News über russische Fake-Towns aber einfach ein deutscher Hater gewesen, vermuten manche Historiker, der Potjomkin beneidete, weil er so eine gute Beziehung zur Regentin gehabt haben soll. Der kursächsische Diplomat in St. Petersburg, Georg von Helbig, vermutet man, habe diese Geschichte in Depeschen erfunden.

Potemkinsche Dörfer wiederum – also die Vorspiegelung falscher, oder, nun ja, zumindest ein klitzekleines bisschen verschönerter Tatsachen – gibt's wirklich und nicht nur im übertragenen Sinne! Und zwar zuhauf und überall auf dieser Erde. Das kann man nachweisen, zum Beispiel mit einer riesigen analogen Plattenkamera. Der österreichische Fotograf Gregor Sailer hat's gemacht. Jahrelang hat er für seine Serie „The Potemkin Village“ recherchiert und etliche solcher Scheinorte gefunden, die er dann auf Film gebannt hat.

Dörfer im National Training Center der US-Armee in der US-amerikanischen Mojave-Wüste etwa hat Sailer fotografiert, die aussehen, als stünden sie im Nahen Osten, inklusive kleiner Moschee. In Schweden gibt's Dörfer, die bloß dort stehen, um einen hübschen Hintergrund für eine Autoteststrecke abzugeben. Aber auch ganz klassische Potemkinsche Dörfer hat Sailer dokumentiert. Die stehen tatsächlich in Russland und dienen tatsächlich dem Zweck, dem Potentaten falsche Tatsachen vorzuspiegeln: In Ufa wurden für Putin ganze Straßenzüge mit Planen verkleidet, um den miserablen Zustand der Häuser zu kaschieren.

Ab Donnerstag ist diese, übrigens menschenleere, surreale Welt aus Fassaden, Kulissen und Blendwerk in der Hamburger Freelans-Galerie zu sehen.
Robert Matthies

Eröffnung und Künstlergespräch: Do, 17. 1., 19 Uhr, Hamburg, Freelans-Galerie. Ausstellung bis 8. März

Ein Prost auf die Bildkraft

Am Freitag würde Arno Schmidt 105 Jahre alt. Das wird gefeiert – mit Briefen und mit Schnaps

Nein, Arno Schmidt hat nicht nur gern mal einen getrunken. Ganz gezielt hat sich der Literat gleich morgens einen genehmigt: um die „Bildkraft der Seele“ zu stärken. Allein war der weltflüchtende Eigenbrötler dabei nicht, Esprit mit Sprit zu mischen im deutschsprachigen Nachkriegsliteraturbetrieb vielmehr üblich: Heinrich Böll, als Soldat noch auf Crystal Meth, hat viel gesoffen, ebenso Ingeborg Bachmann, und auch Günter Grass: unvorstellbar ohne Pfeife und – Rotwein.

Aber niemand war so akribisch blau wie Arno Schmidt, und akribisch sind auch seine Fans: Alljährlich an seinem Geburtstag – 105 Jahre alt würde

er jetzt – wird angestoßen, um 11 Uhr in Hamburg-Hamm, wo sein Geburtshaus stand: mit einem Gläschen Schnaps.

Ob der auch floss am 18. Januar 1982 im Celler Schlosstheater, ist nicht überliefert. Da nämlich erhielt der Autor und Übersetzer Hans Wollschläger (1935–2007) den Arno-Schmidt-Preis, und daran wiederum erinnert das Haus ebenfalls am Freitag: Bernd Rauschenbach und Joachim Kersten lesen aus dem Briefwechsel zwischen Schmidt und seinem – so heißt es – einzigen Schüler. (matt/aldi)

Trinken: Fr, 18. 1., 11 Uhr, Hamburg, Rumpffsweg 27; Zuhören: 20 Uhr, Celle, Halle 19

Offiziell im Off

Die Off-Kunstorte in Hamburg fordern mehr Aufmerksamkeit und Geld. Auch die Kulturbehörde hat erkannt, dass Nachholbedarf besteht, und baut die Förderung aus

Von Hajo Schiff

Eine schwarz-rote Flagge fordert: „COURAGE!“. Doch neben dem Fanal möglicher Aufstände zeigen die ausgetrunkenen Sektgläser, dass Anspruch und Lebensfreude in der Kunst doch ganz gut zusammenpassen. Es gibt an der Wand abstrakte Kompositionen oder Plakatentwürfe für mehr Toleranz. Es gibt gespenstisch figürliche oder eine dystopische Zukunft erzählende Gemälde, es finden sich Seifenskulpturen und auf einem Tisch liegen Körperteile aus Keramik.

Zwischen den Zeichnungen und Fotos, den Videos und Installationen aller Art taucht manchmal „Vincent“ auf, das plüschige, lebendige Maskottchen der freien Kunstorte in Hamburg. In die Wand der Frappant-Galerie geschossen markieren 22 Pfeile diese manchmal nur der eigenen Clique bekannten Stätten der Kunst und des Austauschs.

Diese sogenannten Off-Orte haben seit dem Sommer vergangenen Jahres einen neuen Anlauf genommen, stärker zusammenzuarbeiten. Sie wollen besser sichtbar werden und mehr Wertschätzung erhalten: Aufmerksamkeit und auch Geld. Erst einmal haben sie kurzfristig diese Gemeinschaftsausstellung in der Viktoria-Kaserne realisiert und einen Forderungskatalog veröffentlicht.

Aber was ist ein Off-Ort überhaupt? Auch manche Beteiligte finden den Begriff etwas unglücklich. Es geht um die Räume, in denen meist junge Künstlerinnen und Künstler weitgehend unkommerziell ihre Arbeiten präsentieren. Es sind zudem selbstbestimmte Orte der Kommunikation mit und über Kunst, die auch weit nach Schließung der großen Häuser noch aktiv sind.

Mit dem Projekt „Wir sind wo

anders“, einer Reihe gemeinsamer Symposien und Veranstaltungen waren die freien Hamburger Kunstinitiativen und Kunsträume schon von 2006 bis 2009 an die breitere Öffentlichkeit getreten. Doch statt um Begeisterung für Kunst und Kommunikation, für Form gewordene Geistesproduktion und kreativen Austausch, muss es nun ganz deutlich um ein paar Zahlen gehen: Die Off-Orte machen geltend, eine kollektive Kulturinstitution zu sein, die mit 44.534 Stunden freiwilliger Arbeit 1.435 Künstlerinnen und Künstler rund 97.040 Interessierten aus dem In- und Ausland nahe gebracht hat.

Eine „schlappe Null“ mehr

Dafür wurden sie von der Stadt nach kompliziertem, jedes Jahr neu juriertem Schlüssel mit bisher 140.000, aktuell aufgrund von Sondermitteln mit rund 175.000 Euro gefördert. In ihrem Manifest zur aktuellen Ausstellung fordern diese offiziell anerkannten Off-Orte nun nur eine kleine schlappe Null mehr – aber hinten: Das wäre dann ein Plus von 1.575.000 Euro. Bei aller Liebe: Das ist nicht durchsetzbar, selbst nicht mit Seitenblick auf die großzügigen Fördermaßnahmen in Berlin.

Aber es ist ja nicht so, dass die Kulturbehörde nicht erkannt hat, dass bei der Förderung bildender Künstler ein Nachbesserungsbedarf besteht. Kultursenator Carsten Brosda sagt: „Hamburg zeichnet sich durch eine sehr vielfältige und engagierte Freie Szene in der Bildenden Kunst aus, die wir seit vielen Jahren unter anderem mit den Arbeitsstipendien erfolgreich unterstützen.“ Und weiter: „Ich freue mich, dass es uns endlich gelungen ist, die vorhandene Förderung deutlich auszubauen und neue Förderinstrumente anzubieten. Wir werden diese Förderung auch in Zukunft im engen Austausch mit den Künstlerinnen und Künst-

lern der Freien Bildenden Kunst weiterentwickeln und an veränderte Bedingungen und Bedürfnisse anpassen.“

Der Förderbetrag für die Projekträume wurde nun, ohne auf zusätzlich Sondermittel angewiesen zu sein, mit 200.000 Euro im Haushalt verankert. Erstmals seit D-Mark-Zeiten wurden auch die zehn gerade vergebenen Hamburg-Stipendien von etwas peinlichen 820 Euro auf einigermaßen kostendeckende 1.500 Euro angehoben. Und zusätzlich ist die Zeitstiftung bereit, erst einmal für drei Jahre insgesamt 250.000 Euro für Projektstipendien zu geben. Es sollen hieraus jährlich sieben Projektstipendien à 10.000 Euro finanziert werden, die Ausschreibung wird demnächst starten.

Schon seit 1981 wird zudem von Künstlervertretern immer wieder gefordert, ausstellende bildende Künstler wie Performer oder Musiker für ihre Eventdienstleistung zu honorieren – inzwischen gibt es das beispielsweise in den 15 kommunalen Bezirksгалerien in Berlin. Nun wird das auch in Hamburg vorsichtig angegangen:

Art Off Hamburg

21 Kunstorte haben sich zur Initiative „Art Off Hamburg“ zusammengeschlossen.

Acht Forderungen hat die Initiative formuliert, darunter die Erhöhung der Fördersumme des Programmmitteletopfes von 175.000 Euro auf 1.750.000 Euro.

Gefordert wird eine „differenzierte Wahrnehmung der Vorbildfunktion“ der freien Künstlerinitiativen ... für eine nachhaltige Gestaltung unserer Stadtgesellschaft“.

Infos: www.art-off-hamburg.de

In einem ersten Schritt wird es 2019 100.000 Euro und in 2020 200.000 Euro für Ausstellungsvergütungen geben. An dem konkreten Verteilungsschlüssel wird derzeit gearbeitet.

Das Hauptproblem bleibt bestehen

Was fordert die Initiative der freien Kunstorte noch? Die Wiederbelebung der „Woche der Bildenden Kunst“ mit einer größeren gemeinsamen Veranstaltung der Hamburger Kunstschaftenden, eine Initiative zu mehr Öffentlichkeitsarbeit, Gastateliers für internationalen Künftlerausaustausch, einen „runden Tisch“ mit der Kulturbehörde und generell mehr Planungssicherheit. Das ein wenig bürokratisch erscheint, ist wohl unvermeidlich, um nicht allzu pfauenhaft zu erscheinen.

Ein Hauptproblem allerdings ist von allen Beteiligten kaum zu optimieren: Die schwierige Situation mit geeigneten und vor allem bezahlbaren Räumen. Aber das betrifft die kommerziellen Galerien genauso. Und derart kunstbegeisterte und finanziell entgegenkommende Grundstückseigner wie beispielsweise Hans Jochen Waitz in der Admiralitätstraße sind selten. So muss das Hinterconten in der Marktstraße zurzeit gegen seine Kündigung kämpfen – in der Ausstellung steht trotzig ein Ofen, der mit Vermieterschreiben beheizt wird.

Vielleicht ist Jan Holtmanns raumungebundenes Konzept doch eine Lösung dieses Problems: Seine Noromgallery findet für die zahlreichen Formate ihrer performativen Kunst kurzfristig jeweils andere, neue und besondere Orte.

„Art Off Hamburg #1: Ausstellungen der freien Kunstorte in Hamburg“: Noch bis So, 13. 1., 14-19 Uhr, Frappant-Galerie in der Viktoria-Kaserne



„Art Off Hamburg“-Mitglieder überreichen Kultursenator Carsten Brosda all ihre Förderanträge aus dem vergangenen Jahr Foto: Julia Melzner



Hajo Schiff
Hamburger
Kunsträume

Die Kunst als großer Tierpark

Es ist ein bisschen wie Inventur – so als ob zu gucken wäre, ob auch im neuen Jahr noch alle da sind: Kaum ist im Kunsthause am Klosterwall die Ausstellung der 21 Nominierten für das Hamburg-Stipendium zu Ende gegangen, eröffnet am kommenden Donnerstag der Berufsverband bildender Künstlerinnen und Künstler (BBK) dort seine Jahresausstellung. Wieder gut 20 künstlerische Positionen werden diesmal unter dem Motto „Me at the Zoo“ subsummiert. Mit Bezug auf einen der ersten Beiträge auf „Youtube“ von 2005 soll die ganze Breite der Selbstdarstellung reflektiert werden.

Es ist seltsam: Während im Internet privates Zeug zum Weltereignis aufgeblasen wird, haben professionelle Kunstproduzenten hart um Wahrnehmung zu kämpfen. Da stellt sich schon mal die Vorstellung ein, die Kunst sei ein großer Tierpark, in dem einem staunenden Publikum vom Aussterben bedrohte Seltsamkeiten vorgeführt werden. Und sieht man sich nicht selbst betroffen, so bleibt doch ein einführendes Interesse an Tieren, in denen sich Menschliches beispielhaft spiegeln lässt: Gerit Frohne-Brinkmanns 15 krauses Zeug plappernde Papageien haben ihm ebenso das Hamburg-Stipendium eingebracht wie die Horde Hundchen ihrer Herrin Magdalena Los.

Die weiteren glücklichen Ausgewählten sind: die eher skulptural und inszenierend arbeitenden Farideh Jamshidi, Fion Pellacini, Pablo Schlumberger und Saskia Senge sowie die mit Video, Film und Performance im weiteren Sinne arbeitenden Mona Herrmann, Marko Mijatovic, Judith Rau und Goscha Steinhauer. Der Zirkus kann also mit neuen Attraktionen weitergehen. Keine Zeit für Müdigkeiten. Selbst das „Resignations-Center“ von Simon Starke wird ins schöne Falkenstein ausgelagert und bietet im „Poolhaus“ im Grotiusweg 55 eine dreiteilige Installation zum mehrfachen Sinn dieses Begriffs (Eröffnung am heutigen Samstag um 19 Uhr).

Und werden alle Frustrationen überwunden, schafft es die Kunst vielleicht auch ins Museum – und trifft da wiederum auf manches Zweifelhafte. Das meint nicht die Qualität, sondern die Provenienz. An diesem Sonntag (von 11 bis 16 Uhr) veranstaltet die Kunsthalle ein Symposium zum Thema „Raubkunst. Forschung und Öffentlichkeit“. Anlass ist der 80. Geburtstag ihres ehemaligen Direktors Uwe M. Schneede. Der hatte schon vor dreizehn Jahren eine der ersten festen Stellen für Provenienzforschung eingerichtet.

was tun in hamburg?

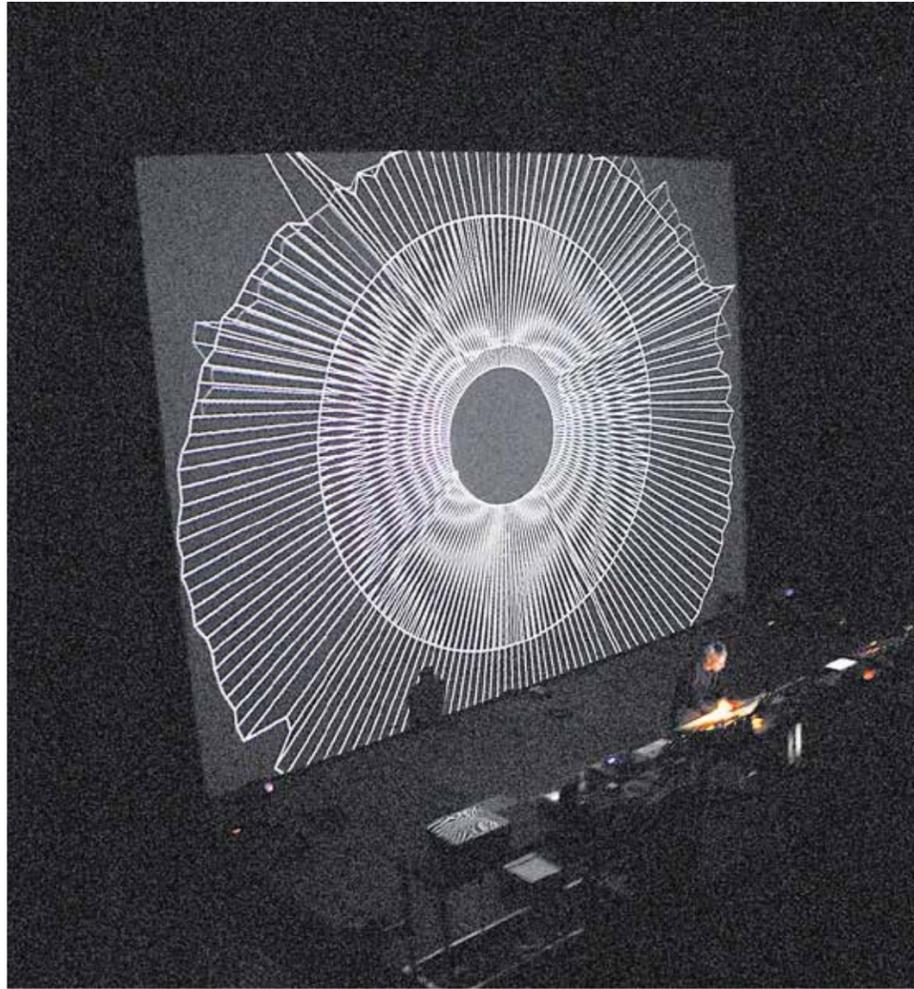
Mi, 16. 1., 19 Uhr, Werkstatt 3 Diskriminierte Körper

Immer häufiger setzt das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (Bamf) in Asylverfahren zunehmend Hilfsmittel ein, zum Beispiel ein System zur automatisierten Erkennung von Dialekten von Asylbewerber*innen. Viel länger schon werden biometrische Daten wie Fingerabdrücke oder die Iris in der Verbrechensbekämpfung benutzt. Je mehr unsere Körper als Daten erfasst werden, desto genauer können Maschinen menschliches Verhalten interpretieren, so die These. Welche Techniken es mittlerweile gibt, Körper anhand von Daten zu unterscheiden, erklärt am Mittwoch die Wissenschaftlerin, Autorin und Informationsaktivistin Maya Indira Ganesh, seit 2010 Leiterin des Bereichs Angewandte Forschung im Tactical Technology Collective in Bangalore und Berlin. Mit ihr spricht die Journalistin und taz-Autorin Kübra Gümüsay.

Do, 17. 1., 19 Uhr, Museum für Kunst und Gewerbe Auf zur Wahl

Am kommenden Samstag jähren sich die ersten demokratischen Wahlen in Deutschland zum hundertsten Mal. Vor dem Hintergrund aktueller Debatten zeigt das Museum für Kunst und Gewerbe aus diesem Anlass in der Ausstellung „Darum wählt!“ rund 75 Plakate und 40 kleinere Drucke, also Handzettel, Flugblätter oder Aufkleber, aus den entscheidenden elf Wochen vor der Wahl. Auch um daran zu erinnern, so der Ankündigungstext des Museums, „dass demokratische Werte immer wieder neu im kollektiven Gedächtnis verankert werden müssen. Auffällig dabei: Auf den Plakaten setzt sich die brutale Bildsprache und Propaganda der Kriegstage fort, populistische Parolen verhärten die Fronten, Schlagworte wie Heimat oder Freiheit werden parteipolitisch aufgeladen. Gar nicht so viel anders als heute also.“ (matt)

Nimmt auch ab und an zumindest eine Kreisgestalt an: Im Projekt „EXP“ visualisiert Frank Bretschneider musikalische Qualitäten wie Rhythmus, Stimmung und Intensität
Foto: Camil Scoreteanu



Das Festival „Klub Katarakt“ hat sich dieses Jahr vom Komponisten Bernd Alois Zimmermann inspirieren lassen. Festival-Leiter Jan Feddersen über Collagetechniken und experimentelle Musik aus neun Jahrhunderten

„In einem Zeitenstrudel“

Interview Robert Matthies

taz: Herr Feddersen, für den Komponisten Bernd Alois Zimmermann, von dem Sie sich für den diesjährigen Eröffnungsabend des Festivals haben inspirieren lassen, hat die Zeit eine Kugelgestalt. Wie ist das zu verstehen?

Jan Feddersen: Dass Zimmermann die Zeit nicht als lineare Aufeinanderfolge von Zeitpunkten, Epochen oder Stilen begreift, sondern als Kugel, bebildet er mit unserer modernen Situation als Musikdokumenten. In einem Text stellt er fest, dass wir ständig von den zitierten Zeugen der Vergangenheit umgeben sind, sodass manche Werke früherer Zeiten im heutigen Musikkonsum im Grunde gegenwärtiger sind als die Musik der Gegenwart selber. In Zimmermanns Stücken spielt diese Art von Gleichzeitigkeit – man könnte heute vielleicht sagen: Verfügbarkeit – eine besondere Rolle.

Zum Beispiel?
An „Photoptosis“ von 1968 oder „Stille und Umkehr“ aus dem Jahr 1970 ist zum Beispiel faszinierend, welche großen beziehungsweise reduzierten musikalischen Räume Zimmermann eröffnet. In „Photoptosis“ ist es etwa ein sehr großer Raum um den Ton d mit allen Oktaven. Zimmermann färbt diesen Raum dann mit seiner Musik, bringt plötzlich Zitate, die er aber vorbereitet. Er verwendet zum Beispiel ein Beethoven-Zitat aus der 9. Sinfonie, wo sehr häufig ein bestimmtes Intervall vorkommt, ein Tritonus. Zimmermann bereitet das vor, das Zitat wird nicht einfach hineingeworfen, sondern kompositorisch eingearbeitet. So erleben wir das Zitat als folgerichtig im musikalischen Verlauf. Er hat sehr viel collagenartig gearbeitet, auch in seiner einzigen Oper „Die Soldaten“.

Eine Anti-Kriegs-Oper, die als unaufführbar galt, weil sie heterogene Ebenen collagiert und so viele Mittel benutzt: Simultanszenen, Filmprojek-

tionen, Lautsprecher auf der Bühne und im Publikum.

Es ist auch bei seinen späteren Orchesterstücken so. In „Photoptosis“ kommen so unterschiedliche Zitate, die sich eben teilweise auch überlappen, dass man das Gefühl bekommt, sich in einem Zeitenstrudel zu befinden, wo die Dinge durcheinander geworfen werden.

Im Gegensatz zu Komponisten-Kollegen wie Karlheinz Stockhausen oder Pierre Boulez scheint Zimmermann aber nicht so konsequent an einem Prinzip ausgerichtet. Es wirkt gebrochener.

Ich denke, das liegt auch an seiner Biografie. Er ist 1918 geboren. Als der Zweite Weltkrieg ausbrach, war er Anfang 20 – Stockhausen war zehn Jahre jünger, er war Anfang 20, als der Krieg vorbei war. Das spielt generell in Zimmermanns Haltung zur Musik eine Rolle. In seinem letzten Stück – „Ich wandte mich und sah alles Unrecht, das geschah unter der Sonne“ – geht es letzten Endes darum, dass es keine Gerechtigkeit gibt.

Das Durcheinanderwirbeln von Zeiten war von Beginn an ein zentrales Motiv vom „Klub Katarakt“. Am Eröffnungsabend aber dient Zimmermann nur als Inspiration?

Ausgangspunkt war die schon angesprochene Idee von der Kugelgestalt der Zeit. Wir präsentieren in allen drei Hallen gleichzeitig Musik verschiedener Epochen. In zwei Tutti-Teilen greifen wir die Grundanlage der Komposition „Stille und Umkehr“ auf: Der immer anders instrumentierte Ton d₁, unter-

legt von einem Jazz-Rhythmus, schafft einen Rahmen für collageartige Figuren, figurierte Einzelstimmen, die übereinander gelagert werden können. Dann bauen wir da Zitate ein. Das ist jedenfalls der Plan ...

Zitate aus 900 Jahren Musikgeschichte ...

Richtig, wir hatten durch Zimmermanns Kompositionen und seine Idee von der Kugelgestalt der Zeit die Idee, nicht nur zeitgenössische experimentelle Musik zu bringen. Natürlich liegt auch diesmal der Schwerpunkt auf Zeitgenössischem. Aber die Frage war auch: Welche Musik, die wir kennen und lieben, hat einen experimentellen Ansatz und ist trotzdem alt?

Wie wird das umgesetzt?

Am Eröffnungsabend spielen 35 Performerinnen und Performer rund 40 Musikstücke aus neun Jahrhunderten. Die kommen einzeln, aber überlappen sich auch, sonst wäre es zeitlich gar nicht zu schaffen.

Welche Stücke gibt es dabei zu hören?

Die Cembalistin Christine Lanz spielt zum Beispiel ein Prélude non mesuré von Louis Couperin, einem Clavecinisten. Das ist Barockmusik für Cembalo aus dem 17. Jahrhundert. Bei Couperin nun ist zwar jeder Ton aufgeschrieben, aber immer als ganze Note. Das heißt, die Dauer der einzelnen Töne ist überhaupt nicht festgelegt. Das ist im Prinzip schon so, wie es John Cage machen würde: Der Interpretin wird Freiheit übergeben!

Und es gibt noch ältere experimentelle Musik?

Ja, es gibt etwa ein Chorstück aus der Zeit um 1200 von Perotin. Das ist das älteste Stück für vier Stimmen, das uns erhalten ist. Interessanterweise benutzt die Komposition nur sechs verschiedene Rhythmuspatterns, aber dafür klingt es sowas von modern! Eigentlich wie ein sehr gutes minimalistisches Chorstück, aber es ist 800 Jahre alt.

Einen Zusammenhang zwischen Raum und Klang gibt es auch bei Frank Bretschneider,

der am Donnerstag seine audiovisuelle Performance „EXP“ präsentiert.

Bei Bretschneider gibt es einen direkten Zusammenhang zwischen dem klanglichen und dem visuellen Ereignis. Das ist sehr feine elektronische Musik, ein Versuch, die Qualitäten von Musik – Bewegung, Rhythmus, Tempo, Stimmung, Intensität und kompositorische Struktur – in visuelle Phänomene zu übersetzen. Die Klänge sind dann auch eher Feedbacks, Clicks, Impulse und so weiter, so verstehe ich das. Eben sehr dynamische Sounds, die man natürlich sehr gut in Visuelles übertragen kann. Das ist für mich eines der Highlights des Festivals.

Bei Maximilian Marcolls Projekt „Hack“ am Freitag wiederum geht es eher um ein gegenseitiges Stören?

Jein, weil das klangliche Ergebnis glaube ich nicht so empfunden wird. Da stehen zwei Gitarristen, die jeweils eine ziemlich große Wand aus Verstärkern haben, und sie spielen konstant einen Wall of Sound. Aber die Signale werden erst durch Marcolls Computer geschickt und er verfremdet sie, fächert sie neu auf und schickt sie auf die beiden Verstärkerwände, oszillierend zwischen rechts und links. So entsteht quasi eine Täuschung des Ohrs, Marcoll sagt: „ein akustisches Stroboskop“. Auf jeden Fall auch ein kräftiges Konzert! Aber danach kommt ja auch noch Phill Niblock ...

Mi, 16. 1., bis Sa, 19. 1., Kampnagel; www.klubkatarakt.net



Jan Feddersen, 52, ist Komponist und Pianist und gründete gemeinsam mit Jan Dvorak den Klub Katarakt, dessen künstlerischer Leiter er ist. Seit 2006 ist er Mitglied des Komponistenkollektivs Nelly Boyd.

Freiheit 36
SA 05.01. – 22 UHR
KANDIE KLUB
IMMER AM ERSTEN SAMSTAG IM MONAT
WWW.GROSSEFREIHEIT36.DE

abgeworben

Fun ist ein Stadtteil

Gerecht geht anders: Von den sieben Bezirken, die die Hansestadt bilden, schultern nicht alle gleich viel an Lasten. Zumindest nicht, wenn diese Lasten als „Großevent“ durchgehen; die ballen sich, das ist nicht neu, dann doch in Hamburg-Mitte, und da eigentlich auch nur in Hafen-Hörweite. Nicht neu sind auch die Klagen der Anwohner*innen, als wäre der ganz normale Wochenendtrubel nicht schon arg genug, dazu gefühlt 26 Wochen Dom im Jahr. Und es wird doch auch niemand ernsthaft bestreiten wollen: Benähme man sich anderswo in der Stadt (von den Vororten ganz zu schweigen), wie's Hans und Franz auf St. Pauli tun, es würde längst Wutbürgerkrieg herrschen in Harburg und in Pinneberg.

Neuer ist da schon, dass Mittes Bezirksamtsleiter Falko Droßmann nun laut darüber nachdachte, dass doch die anderen auch mal, sagen wir: den Schlagermover aushalten könnten. Was Wandsbeks Gewerbetreibende – zumindest den Verein City Wandsbek – frohlocken ließ, aber jene, die sich in der IG St. Pauli und Hafenmeile bündeln, jammern: ums Geld und das Image, also noch mehr (und obendrein zukünftiges) Geld.

Weil das offenbar wahnsinnig kompliziert ist, verwechselte dieser Tage der halbe Blätterwald letztgenanntes Lobbyistenklubchen gleich mit dem ganzen Stadtteil: Diesem St. Pauli, kopfschüttelte es allerorten, könne man es einfach nicht recht machen, und das klingt schon sehr nach: warum noch zuhören?

Umso mehr: Sollte man, anstelle dieser und jener, die vom Rummel profitierend, einfach mal wirkliche Menschen fragen, vielleicht sogar abstimmen lassen über Fragen, die vor ihren Haustüren spielen, in Wandsbek und in St. Pauli? Nee, das geht ja nur auf Bezirksebene – und der Rest von Mitte fährt bisher ja sehr gut mit all der Kotze auf dem Kiez.

Alexander Diehl

Kommt vielleicht bald weg: C&A-Haus in der Mönckebergstraße
Foto: Christian Charisius/dpa



Abschied nehmen

Eigentlich sollte das C&A-Gebäude in der Mönckebergstraße bloß modernisiert werden, aber dann fanden sie in einigen Zwischendecken Asbest, mit dem Brandschutz ist es auch nicht weit her. Nun wird der ganze Komplex vielleicht abgerissen. Ein Blick zurück

Von Katrin Seddig

Als ich nach der Wende das erste Mal ein westdeutsches Warenhaus betrat, nämlich das C&A auf dem Ku'damm in Berlin, war ich überwältigt von den wunderbaren, modischen Kleidern. Überwältigt auch davon, dass ein wunderbarer modischer Pullover zum Beispiel 20 Mark kostete. Das war sie also, die fantastische westdeutsche Warenwelt. Und ich sah die ganzen westdeutschen Menschen jetzt mit anderen Augen. Mit solchen Möglichkeiten könnten sie doch eigentlich viel besser gekleidet sein, oder nicht?

In den fast 30 Jahren die inzwischen vergangen sind, habe ich kaum einen Mann gekannt, der keine „Angelo-Litrico-Unterhose“, also eine Unterhose der Hausmarke von C&A, sein eigen nannte. C&A steht für mich am allermeisten für eine bundesdeutsche Einstellung zur Kleidung. Ich selbst kaufe dort manchmal Kniestrümpfe.

Ich kaufe auch Kniestrümpfe bei Karstadt. Aber die von C&A tun es auch. Kniestrümpfe gibt es bei C&A, Unterwäsche, Nachthemden, sogar ein paar billige Dessous. C&A ist immer noch günstig, aber es gibt günstigere Läden, KIK oder Primark. Pri-

mark oder H&M sind außerdem viel modischer als C&A. Noch billiger und modischer. Wer geht also noch zu C&A? Wie sieht es aus mit dem Bundesdeutschen, der gerne günstig einkauft oder einkaufen muss? Kauft er noch bei C&A?

Jetzt soll das große Gebäude an der Mönckebergstraße abgerissen werden, wegen des Asbests, auch so eine Sache, die mich meine ganze Kindheit hindurch begleitet hat

Sieht man sich in den Läden um, dann bemerkt man eigentlich kaum einen Unterschied zu anderen Ketten. Es hängen ungefähr dieselben Pullover da, dieselben Jacken, es ändert sich monatlich, die Mode ist ja ein Wettlauf, aber dennoch scheint C&A immer ein wenig altbackener, ein wenig langsamer, ein wenig gemütlicher zu sein. Es rasen weniger Jungmädchengruppen zwischen den Ständern mit den Klamotten herum. Es gibt immer noch große

Schlüpfer bei C&A. Die gibt es sonst nur noch bei Karstadt. Es gibt große, weiße Büstenhalter. Es gibt die ewigen Snoopy-Shortys zum Schlafen, aber auch die Dame um die 70 findet ein langes Nachthemd in Pastellfarben. So etwas gibt es bei Primark nicht.

C&A ist auch für ältere Kunden. Älteren Kunden bleibt sonst ja fast nur noch der Einzelhandel, und das ist vielleicht die einzige Rettung für den Einzelhandel, dass man dort große Schlüpfer kaufen kann. Es soll ja alles klein und sexy sein. Wenn nämlich der jugendliche Käufer um die 14 einen großen Schlüpfer sieht, kriegt er einen großen Schreck und weiß sofort, dass er an einem uncoolen Ort ist.

Als sie das C&A an der Wandsbeker Chaussee abrisen, ein Flachbau, eine Neonhalle, da war ich direkt etwas sentimental, weil ich da ja ab und an dort meine Kniestrümpfe gekauft hatte. Und unten, im Untergeschoss, habe ich Strumpfhosen und Regenosen für die Kinder gekauft.

Es hatten ja fast alle Kinder in unserem Stadtteil Regenosen von C&A an. Dunkelblau und gelb. Genau solche Dinge kaufte man bei C&A. Strumpfhosen, Regenosen, Unterhosen von Angelo Litrico. Vielleicht hat mir dieses Kaufhaus auch aus sentimental Gründen gefal-

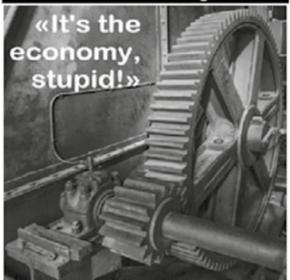
len, weil es etwas so Unpräzises hatte, wie die DDR.

Jetzt soll das große Gebäude an der Mönckebergstraße abgerissen werden, wegen des Asbests, auch so eine Sache, die mich meine ganze Kindheit hindurch begleitet hat. Mein Vater schnitt die Asbestplatten zur Dachdämmung auf dem Hof mit der Säge zurecht. Asbest war normal, war überall. Aber jetzt nicht mehr. Alles ändert sich. Alles passt sich einer neuen Wirklichkeit an. Ich kaufe mehr Secondhand ein, mehr Bio-Kleidung. Aber manchmal gehe ich immer noch in die Wäscheabteilung von C&A und kaufe Kniestrümpfe.

Anzeige

Rosa Luxemburg Stiftung Hamburg

Ökonomie für Anfänger_innen



Vier Donnerstage ab 31.1. | 19-21h
Leitung: Dr. Rainer Volkmann, Volkswirt
Anmeldung erforderlich: anmeldung@rls-hamburg.de
//hamburg.rosalux.de | info@rls-hamburg.de | 28003705

nachrichten

Organe gespendet

Die Zahl der Organspenden in Hamburg hat sich im vergangenen Jahr mehr als verdoppelt. 2018 stellten 55 Menschen ihre Organe für eine Transplantation zur Verfügung, 2017 waren es nur 24, wie die Deutsche Stiftung Organtransplantation (DSO) am Freitag mitteilte. Die Zahl der gespendeten Organe stieg in Hamburg von 77 (2017) auf 182 (2018). Auch bundesweit sind die Zahlen der DSO zufolge angestiegen. (epd)

Geld in Aussicht gestellt

SPD und Grüne wollen den Wandel der Hamburger Bücherhallen von der Bibliothek zu Stadtteilbegegnungsorten in diesem und nächstem Jahr mit zusätzlich

knapp drei Millionen Euro unterstützen. Die Mittel aus dem Sanierungsfonds sollten genutzt werden, um zwölf der 32 Bücherhallen der Stadt substanzial zu modernisieren, sagten die Fraktionsvorsitzenden Dirk Kienscherf (SPD) und Anjes Tjarks (Grüne) am Freitag. Ein entsprechender Antrag soll in die Bürgerschaft eingebracht werden. (dpa)

Bank überfallen

Einen mutmaßlichen Bankräuber hat die Polizei am Donnerstag festgenommen, nachdem dieser eine Sparkasse in St. Georg überfallen hatte. Der 70-jährige betrat maskiert eine Filiale und bedrohte drei Angestellte mit einer Schusswaffe. (dpa)

Anzeige

Rosa Luxemburg Stiftung Hamburg

Di. 15.1. | 19:30 h | Centro Sociale | Sternstraße 2

Gilets Jaunes
Sebastian Chwala Politikwissenschaftler
Soziale Proteste in Frankreich
www.hamburg.rosalux.de | info@rls-hamburg.de | T. 28 00 37 05 | Alstertor 20 | 20095 HH

Weil der Brandschutz im Schlachthofturm nicht mehr ausreicht, zieht die Theaterwerkstatt nach Woltmershausen an die Weser. Und während Bremen um einen neuen Kulturort reicher wird, stellt sich die freie Szene insgesamt neu auf: Ein neues Miteinander in ungewöhnlich freundlichem Ton, sogar wenn es ums Geld geht



Ganz kurz noch Baustelle: Das Schlachthoftheater erfindet sich schon wieder neu
Foto: Tobias Pflug/Schlachthof

Neues Theater, neues Glück

Von Jan-Paul Koopmann

Es war dann doch ein kurzes Vergnügen mit dem neuen Theater im Schlachthof. Vor nicht einmal zwei Jahren hatte man dort (auch in der taz) Eröffnung gefeiert. Aus dem Proberaum im alten Wasserturm des Kulturzentrums war ein richtiges kleines Theater geworden: mit Bühne, Platz fürs Publikum und so weiter. Und jetzt baut sich Theaterleiter Tobias Pflug schon wieder ein Theater. Diesmal an der Weser, direkt hinter dem Neustädter Bahnhof, nur ein paar Meter von den Pusdorf-Studios entfernt – dem anderen frisch gebackenen Hotspot der freien Szene. Ganz freiwillig war der Umzug nicht, auch wenn Pflug schon auf der Baustelle ehrlich ins Schwärmen kommt über die kreative Energien, die so frei werden, wenn man etwas Neues aufbaut und die Vernetzung mit der Bremer Szene vorantreibt.

Aus dem Schlachthof musste das Theater raus, weil der Turm zumindest auf dem Papier ein Problem mit dem Brandschutz hat. Das seit 1981 für Veranstaltungen und verschiedene Projektwerkstätten genutzte Gelände ist zwar immer mal wieder in Teilen modernisiert worden, gleichzeitig haben sich aber auch die Ansprüche der Behörden geändert. Vor knapp einem Jahr hat die Baubehörde die Nutzung des Turm zwar nicht vollständig untersagt – aber doch die zulässige Personenzahl stark beschränkt. „Dieses Verbot hat besonders die Theaterwerkstatt hart getroffen“, sagt Schlachthof-Sprecherin Gudrun Goldmann. Und wo sich die ebenfalls im Turm ansässigen Medien- und Zeitungsworkstätten irgendwie behelfen konnten, war doch an Publikumsverkehr nicht mehr zu denken. Wie lange das so bleibt, ist unklar. Zwar gibt es laut Goldmann inzwischen ein akzeptiertes Konzept für eine Außenrampe, aber: „Dieses Bauvorhaben ringt jetzt mit anderen in Bremen um einen guten Platz auf der Prioritätenliste.“

Kein Grund zur Panik also, aber die Zukunftsperspektive ist jedenfalls im Moment noch zu vage, um mit dem Theaterbetrieb bis dahin zu warten. Zumal es gerade ja auch richtig gut lief: Rund 40 Künstler*innen aus Bremen und dem Rest der Bundesrepublik waren zwischen Neueröffnung und Zwangspause im Turm aktiv. Darunter sind zahlreiche Residenzen und Veranstaltungsreihen, die hier ihr organisatorisches Zentrum hatten. Tatsächlich geht es hier nicht nur um Bühnen für einmalige Inszenierungen, sondern vor allem auch um zuverlässig planbare Orte zur Probe.

Das im Schlachthoftheater beheimatete Explosive-Festival etwa hatte gerade zur letzten Ausgabe begonnen, ein wieder stärker produzierendes Festival zu werden – und langfristige Kooperationen anzubieten. Kurzum: Ein neues Gebäude war nötig, um das ambitionierte Ganzjahresprogramm auch tatsächlich auf und über die Bühne zu bringen.

Nach langer Suche ist Pflug nun also in Woltmershausen gelandet – in einem ehemaligen Lagerhaus mit Verlade-

rampe vor der Tür, einer langen Fensterfront mit Blick auf den Hafen und jeder Menge Industriecharme. Neu sind die Böden, Heizkörper, Fenster und Lampen. Und auch wenn die Balletstangen und ein bisschen Technik noch unterwegs sind, ist der Probenbetrieb seit diesem Wochenende im Gang.

Auch diese erste Produktion im neuen Studio ist eine direkte Fortsetzung des Explosive-Festi-

In der freien Theaterszene herrscht ein neues Miteinander. Und das sogar beim Geld

vals: Hakan Sonakalan von der renommierten Folkwang-Hochschule in Essen arbeitet hier mit Bremer Jugendlichen an einer Tanzproduktion, die im August Premiere feiern wird (nebenbei bemerkt: Es sind noch einzelne Plätze für Teilnehmer*innen zwischen 14 und 18 Jahren frei).

Kommende Woche nimmt dann auch die Explosive-Akademie ihren Betrieb im neuen Raum auf, mit einem Synthesizer-Workshop in Kooperation mit dem Tonstudio Track 1. Für spätere Veranstaltungen und Projektphasen sei auch eine Zusammenarbeit mit den Pusdorf-Studios von der anderen Straßenseite denkbar, sagt Pflug.

Dass zum Einstand gleich dreimal das große Wort „Kooperation“ fällt, ist kein Zufall, sondern auch Ausdruck eines neuen Miteinanders in der freien Szene, das in Bremen der-

zeit an allen möglichen Ecken und Enden zu beobachten ist. In der Schwankhalle etwa sind gerade die „Spotlights“ zu Ende gegangen: ein Gastspielmonat, in dem das Neustädter Theater diversen Akteur*innen aus der Szene Raum gegeben hat, in ihre Produktionen vorzustellen. Auch der vor vier Jahren gegründete Landesverband Freie Darstellende Künste Bremen e. V. tritt heute durch koordinierte Öffentlichkeitsarbeit in Erscheinung. Und überhaupt: Man spricht heute in ungewöhnlich wohlwollendem Ton über die hiesigen Kolleg*innen. Es macht sich nach Jahren des Produzierens weit unterhalb des Existenzminimums sogar so etwas wie Optimismus breit, seit die Kulturbehörde kürzlich ihren Kulturförderbericht vorgelegt hat. Der zeigt tatsächlich einen interessierten und informierten Überblick über das kulturelle Geschehen jenseits der großen Häuser und wird sich – so die Hoffnung der Kulturschaffenden –, auch in den nächsten Haushaltsverhandlungen als hilfreich erweisen.

Denn natürlich geht es immer auch ums Geld. Die Stimmung war – gelinde gesagt – angespannt bei denen, die nun lange um außerordentlich knappe Fördermittel konkurrieren mussten. Nun ja. Heute jedenfalls ist etwa über den Landesverband oder in den von der Behörde unterstützten „Denkzellen“-Treffen ein transparenterer Austausch darüber zu beobachten, wo das Geld herkommt und welche Förderpötte noch offen stehen. Und das sind doch tatsächlich mal vielversprechende Aussichten.



Jan-Paul Koopmann
Popmusik und Eigensinn

Immer fremd bleiben

Avantgarde schreibt heute man schnell, wenn sich kein Genre anbietet, um eine Künstlerin widerspruchsfrei zu verorten. Und dass dies so falsch auch gar nicht ist, sagt eine Menge über die im durchsortierten Kulturbetrieb herrschende Langeweile. Bei Mary Ocher ist ganz besonders oft davon die Rede und hier fühlt es sich auch ganz besonders komisch an. Weil sie ja gerade nirgendwo hinprescht, keine Bewegung stiftet und überhaupt so, nun ja, zu ruhen scheint in ihrem Chaos aus minimalistisches Geklimper und einem Gesang, der mal folkloristisch Druck macht und dann wieder so sphärisch rumeiert. Dass diese arg hilflose Beschreibung total beliebig klingt, die Musik aber überhaupt nicht so ist, macht es gerade so interessant.

Mary Ocher hat inzwischen vier Alben vorgelegt, die alle toll sind. Da machen so Leute wie Felix Kubin mit, oder Die Tödliche Doris. Und weil die ja nun auch nicht gerade hilfreich dabei sind, einen Stil irgendwo verbindlich festzunageln, bleibt fürs Erste nur, das Phänomen Mary Ocher weiter einzukreisen: Vor ein paar Jahren war sie mal mit der ehemaligen Pornodarstellerin Sasha Grey für das Arte-Format „Durch die Nacht mit ...“ in Hamburg unterwegs. Richtig toll war das, obwohl beide konsequent aneinander vorbeigeredet haben und auch da kein Stück miteinander funktioniert haben, wo sie sich offenbar einig waren.

Und darauf kommt es an: Ocher kulturiviert eine unüberwindbare Fremdheit gegenüber einer Welt, die selbst auch nicht mehr versteht, wer Ocher nur lang genug zuhört. Im Video zu ihrem Song „Arms“ posiert sie auf israelischen Straßen mit zufällig vorbeikommenden Soldat*innen, die mit dem Gewehr über der Schulter etwa zum Einkauf gehen. Ocher ist sichtlich nicht wohl bei diesen Waffen, ihr Umzug aus Tel Aviv nach Berlin sollte wohl auch die Wehrpflicht umgehen. Aber trotzdem verfällt ihre Bildsprache keine Sekunde in das antisemitische Gefasel hiesiger Israelkritik. Der mal mehr und mal weniger kalte Kriegszustand bleibt abstrakt, fremd und etwas, worüber nachzudenken bleibt. Und genauso wäre es bei Ocher wahrscheinlich auch, wenn sie ein Stück Butter besänge. In Bremen spielt Ocher mit den Spröden Lippen. Und wer auch immer sich das ausgedacht hat, war sehr schlau.

So, 13. 1., 20 Uhr, Schwankhalle

was tun in bremen?

Sa, 12. 1., 20 Uhr,
Café Kweer im Rat + Tat

Finsterlinge mit Herz

Bremens berühmteste Grufti-Soap kehrt im Spielfilmformat zurück. „Engel mit nur einem Flügel“ erzählt vom misanthropischen Miteinander einer WG voller Gothics, Satanisten und Metalheads in computeranimierten Bildern. Lustig ist das, ein bisschen traurig auch und zwischen den Zeilen viel tiefsinniger, als es auf den ersten Blick scheint. Für den Abend im Café Kweer haben die Filmemacher*innen ihre Webserie zu einem abendfüllenden Film zusammengeschnitten. Wer sich in Sachen Vorgeschnitten noch schnell auf Stand bringen will, macht das auf www.emnef.de.

Di, 15. 1., 20 Uhr,
Café Ambiente

Bremens beste Bücher

Das Bremer Autorenstipendium 2018 erhalten die Autoren Helge Hommers und Jörg Kasimir. Hommers Romanprojekt beginnt als historische Erzählung über die NS-Zeit, stellt sich aber schließlich als sehr gegenwärtige Reflexion der Möglichkeit heraus, eben darüber zu schreiben. Kasimirs Erzählung handelt dagegen von der Wendezeit. In einem Postamt nahe der polnische Grenze schließt sich der letzte verbliebene Posthauptsekretär ein, um sich mitsamt seines Arbeitsplatzes aufzulösen. Zur Verleihung am Dienstag lesen beide Stipendiaten aus ihren Texten vor.

Mi, 16. 1., 18.30 Uhr,
Villa Ichon

Henschels Epos

Gerhard Henschels „Erfolgsroman“ ist wirklich einer. Seine kaum verschlüsselte Autobiografie (der Protagonist heißt sogar noch Schlosser) nähert sich nach dem „Kindheitsroman“, dem „Bildungsroman“, „Künstlerroman“ und „Arbeiterroman“ so langsam der Gegenwart. Räumlich geht es dabei weiter durchs Land, nach Oldenburg etwa, wo ein Künstler die Geschichte des Universums nachjongliert. Ein Witz, den Oldenburger nicht verstehen, Ortsfremde schon gar nicht, über den sich aber totlacht, wer dort länger leben musste. So ist das ganze Buch. Also super. (jpk)

Anzeige

termine vorschau

Werben Sie in unserem Terminkasten! ☎ 0421 - 9 60 26 443

THEATERBREMEN ☎ 0421-365 33 33

Sa., 12. Januar	19.30	Lazarus
	20.00	Hiatus
So., 13. Januar	10.00	Die Abenteuer des Huckleberry Finn
Fr., 18. Januar	18.00	Die Entführung aus dem Serail
	20.00	Knausgard V: Träumen

Der gesamte Spielplan auf: www.theaterbremen.de

Sendesaal Bremen ☎ 0421-330 057 67

Sa., 12. Januar	20.00	Auf schwarzen und weißen Tasten I: Antonio Pompa-Baldi
Mi., 16. Januar	20.00	Auf schwarzen und weißen Tasten II: Schaghajegh Nosrati
Fr., 18. Januar	20.00	Uli Beckerhoff Quartett

Weitere Konzerte auf: www.sendesaal-bremen.de

sch wa nk hal le ☎ 0421 -5 20 80 70

Fr., 18. Januar	20.00	Eva Meyer-Keller: Physik Show
Sa., 19. Januar	16.00	Eva Meyer-Keller: Physik Show

Der gesamte Spielplan auf: www.schwankhalle.de

Bremer Philharmoniker ☎ 0421-62 673 21

So., 13. Januar	11.00	5. Philharmonische Konzert Neujahrskonzert - Prosit
Mo., 14. Januar	19.30	5. Philharmonische Konzert Neujahrskonzert - Prosit
Di., 15. Januar	19.30	5. Philharmonische Konzert Neujahrskonzert - Prosit

Weitere Konzerte auf: www.bremerphilharmoniker.de

Angesichts der Großwetterlage kann man nun zu Hause in die Kunsthalle gehen: Ihre Werke sind jetzt bei Google zu sehen, für 20 Räume gibt es bei stürmischen sieben Grad 360°-Ansichten über Google Street View

www.taz.de, redaktion@taz-bremen.de, Tel. 960 260, Trägerdienst Tel. 36 71 66 77

sonnabend/sonntag, 12./13. januar 2019 taz  am wochenende

„Ein Gradmesser für die Demokratie“

Bremer Landesfrauenbeauftragte Bettina Wilhelm im Interview über die feministische Verantwortung des Mannes und den Einfluss von Wirtschaft und Politik auf die Gleichberechtigung

Interview **Lea Schweckendiek**

Frau Wilhelm, kämpfen Sie Ihren Feminismus allein unter Frauen oder gemeinsam mit Männern?

Bettina Wilhelm: „Kämpfen“ trifft meine Tätigkeit nicht wirklich. Ich setze mich ein, argumentiere, rege an, diskutiere, streite auch mal – und im besten Fall überzeuge ich. Natürlich ist es Kern und gesetzlicher Auftrag meiner Arbeit wie der meiner Behörde, Strukturen so zu verändern, dass sie Frauen nicht mehr benachteiligen. Das geht aber nur im Miteinander, und auch nicht immer geräuschlos. Und bei vielen unserer Anliegen bedeutet Veränderung nicht nur Veränderung für Frauen, sondern auch für Männer – bei den tradierten Rollenbildern beispielsweise.

Müsste Ihre Behörde nicht in „Zentralstelle für die Verwirklichung der Gleichberechtigung der Geschlechter“ umbenannt werden?

Der Name ist gesetzlich festgeschrieben. Und so langatmig dieser Name auch ist, beschreibt er doch unverändert den – noch unvollendeten – Auftrag, der im selben Gesetz festgeschrieben ist. In vielen Bereichen ist es aber seit Jahren schon so, dass wir die Belange von Männern oder Jungen mitdenken. Anders könnten wir manche Themen gar nicht bearbeiten.

In der Gender-Debatte geht es aber oft mehr um Sprache ...

Sprache drückt unser Denken und Handeln aus, sie spiegelt unsere Auffassung von Wirklichkeit. Nur die männliche Form zu verwenden, unterschlägt die größere Hälfte der Bevölkerung. Sprache wirkt.

Wo trifft das auf die Realität der Menschen?

Wenn von „Ingenieurinnen und Ingenieuren“ statt nur „Ingenieuren“ gesprochen wird, schätzen Kinder typisch männliche Berufe als erreichbarer

„Bilder davon, wie Männer und Frauen sein sollen, sind mächtiger denn je“

ein und trauen sie sich selbst eher zu. Das hat eine Studie ergeben. Eine weitere hat gezeigt: Frauen bewerben sich weniger auf männlich formulierte Stellenausschreibungen. Das meint nicht nur die Berufsbezeichnung, sondern die gesamte Sprache der Ausschreibung. Unternehmen bekommen also weniger Bewerbungen, wenn sie nicht geschlechtergerecht formulieren. Tatsächlich aber sind

Stellenanzeigen nach wie vor oft nur männlich formuliert, dahinter dann (m/w) für männlich und weiblich, mittlerweile auch schon mit (d), also divers.

Ist das ein Verharren in Traditionen oder können wir von einem Backlash reden?

Sowohl als auch. Rollenbilder sind im Umbruch, aber gebrochen ist ihre Wirkmacht noch nicht – mehr noch: Bilder davon, wie Männer und Frauen, Jungs und Mädchen sein sollen, sind heute mächtiger denn je, befeuert von einer Industrie, die mit den Klischees gute Geschäfte macht, sie so aber reproduziert und damit verstärkt.

Das bedeutet?

Bestes Beispiel: Lego. Früher gab es da eine Form, auf die passte alles: Bausteine, Dächer, Fenster, Räder. Heute gibt es zwei Linien, eine für Jungs, eine für Mädchen. Beide sind nicht kompatibel, die Fee hat eine andere Größe als der Jedi-Ritter. Und Lego ist nur ein Beispiel von endlos vielen anderen. Mädchen und Jungen lernen so vor allem anderen, dass sie verschieden sind und Verschiedenes von ihnen erwartet wird.

Spüren politische Parteien hier gar keine Rolle?

In unserer Marktwirtschaft kaum. Hier können nur Konsumentinnen und Konsumenten mit ihrem Kaufverhalten etwas bewirken. Und Initiativen wie die Plattform Pinkstinks, die im Netz sehr erfolgreich ein Bewusstsein für Geschlechterklischees schaffen. Politik könnte hier durchaus Impulse setzen, wie beispielsweise Frankreich es tut – macht sie aber nicht. In der Politik erleben wir ja gerade auch eine Rückwärtsbewegung, weniger Frauen denn je sitzen in den Parlamenten. Die ohnehin langsame Entwicklung von Gleichberechtigung wurde in den vergangenen Jahren noch ausgebremst.

Kann man denn deren Tempo bestimmen?

Man kann sich zumindest darum bemühen. Gerade geschieht aber das Gegenteil: Das Weltwirtschaftsforum hat in seinem Global Gender Gap Report Deutschland gerade eben den Rückwärtsgang attestiert: Wir liegen auf Platz 14, nach Platz 12 vor zwei Jahren und – Achtung! – noch Platz 5 im Jahr 2006. Allein bis die Gleichstellung am Arbeitsplatz erreicht wäre, dauert es beim aktuellen Schnecken-tempo noch 202 Jahre.

Wieso entwickelt sich Gleichberechtigung denn so langsam?

Weil die Hierarchie der Geschlechter so tief verwurzelt ist in unserer Gesellschaft. Das diesjährige Jubiläum des Frauenwahlrechts war da sehr erhellend: Hier wurde nochmal deutlich, wie sehr Frauen bis heute für gleichberechtigte Teilhabe kämpfen müssen. Sexismus ist



Sieht sich nicht als Kämpferin: Landesfrauenbeauftragte Bettina Wilhelm Foto: Nikolai Wolff/Fotoetage

in unserer Gesellschaft alltäglich. Sexismus ist diskriminierend und in höchstem Maße demokratiefeindlich. Dieser Aspekt kommt mir in der aktuellen Diskussion um den Wert unserer Demokratie deutlich zu kurz. Denn Gleichstellung ist ein Gradmesser für die Demokratie. Der Beißreflex, mit dem Rechtspopulisten auf Gender-Themen reagieren, ist nichts als ein weiterer Beleg ihrer Demokratiefeindlichkeit.

Wie positioniert sich Ihre Behörde in diesem politischen Feld wachsender Spannungen?

Wir halten Kurs. Und haben in Bremen in fast allen Parteien, die im Parlament vertreten sind, starken Rückhalt, das muss ich hier deutlich sagen. Aber ich ecke auch mal an, das gehört zu meinem Amt. Die ZGF hat insgesamt aber ein gutes Standing, auch auf Bundesebene. Viele unserer Impulse und Projekte finden bundesweite Beachtung und oft auch Nachahmung.

Steht Ihre Arbeit in den sprichwörtlich „großen Fußstapfen“ Ihrer Vorgängerin?

Das empfinde ich nicht so. Meine Vorgängerin Ulrike Hauffe hat großartige Arbeit geleistet. Ich möchte aber keine Fußstapfen füllen, sondern eine eigene Spur ziehen – mit eigenen Arbeitsschwerpunkten und Methoden. Es wäre falsch, meiner Vorgängerin nachzueifern.

Wie sieht Ihr Weg aus?

Ich habe drei große Arbeitsfelder benannt, die aus meiner Sicht verstärkt zu bearbeiten sind – was mein Team und ich getan haben und 2019 fortsetzen werden. Das ist der Bereich Gewalt gegen Frauen, das

Feld Frauen und Flucht und die Frage, wie mehr Mädchen für Mint-Berufe gewonnen werden können.

Welche konkreten Bedarfe machen Sie da aus?

Im Bereich Gewalt gegen Frauen setze ich mich für einen Landesaktionsplan und eine Koordinierungsstelle ein – und dafür, dass beides im nächsten Regierungsprogramm festgehalten wird. Bezüglich der Thematik Frauen mit Fluchterfahrung konnten wir in einem umfangreichen Projekt Erkenntnisse über Hürden gewinnen, die dieser Gruppe Teilhabe und Integration erschweren – etwa unzureichende Kinderbetreuung für Sprachkurse. Nun stellen wir Verantwortlichkeit für diese Themen in der Politik her, um Maßnahmen auf den Weg zu bringen.

Was hat es mit den Mädchen in Mint-Berufen auf sich?

Das Berufswahlverhalten junger Menschen ist nach wie vor geschlechtsspezifisch geprägt. Hier ändert sich zwar etwas, aber nur sehr, sehr langsam – zu langsam. Uns geht es darum, Frauen und Mädchen für Berufe in technischen, mathematischen und naturwissenschaftlichen Kontexten zu interessieren, zu stärken und ihnen diesen Bereich als Möglichkeit zu vermitteln. Dazu haben wir einen umfangreichen Projektantrag gestellt und hoffen auf Gelder, um ein Projekt zur klischeefreien Berufsorientierung auf die Beine zu stellen.

Ihr erstes Jahr im Amt war von kontroversen Debatten begleitet – etwa um den Paragraphen 219a.

Die Ergänzung des Landesgesetzes, für die ich mich stark gemacht habe, steht. Die Gesundheitsministerin veröffentlicht als unabhängige Behörde Informationen über Arztpraxen, die Abtreibungen vornehmen. Auf dieser Liste stehen aktuell aber nur die Krankenhäuser und Pro Familia. Denn Ärztinnen und Ärzte möchten in der Öffentlichkeit nicht genannt werden, sie fürchten öffentliche Hetze, leider zurecht. Deshalb bin ich trotz unserer Landesinitiative unverändert davon überzeugt, dass Paragraph 219a des Strafgesetzbuchs, das Werbeverbot für Schwangerschaftsabbrüche, abgeschafft werden muss.

2019 beginnt mit dem aus feministischer Sicht fragwürdigen Eiswettfest. Festigt sich da das Problem der Un-Gleichberechtigung?

Ja. Man könnte es als Relikt vergangener Zeiten belächeln – wenn dort nicht Macht und Einfluss zusammenkämen, Netzwerke gefestigt und Geschäfte angebahnt würden. Der Ausschluss von Frauen ist eine massive Diskriminierung und ein Skandal. Da sind wir wieder bei der Verantwortung von Männern: Die Frauenrechte sollten den Männern, die das Eiswettfest besuchen und mit ihrer Anwesenheit stärken, endlich nicht mehr egal sein.

Bettina Wilhelm, 54, ist seit dem 1. November 2017 die Leiterin der Bremischen Zentralstelle für die Verwirklichung der Gleichberechtigung der Frau (ZGF). Vorher war sie acht Jahre lang Erste Bürgermeisterin von Schwäbisch Hall.

taz  salon bremen

Einfach unbezahlbar

Mieten und Wohnungspreise in Großstädten steigen und steigen. Die weniger Wohlhabenden werden aus attraktiven Quartieren verdrängt, Geld wird auf Kapitalbesitzer umverteilt, Mieter zahlen drauf.

Als Gegenmittel stehen in der Debatte u. a. die Mietpreisbremse, die Nutzung des städtischen Vorkaufrechts und Zwangsvermietung.

Diskutieren Sie mit unseren Gästen, warum das Wohnen so teuer ist und was die Stadt Bremen dagegen tun kann:

Joachim Barloschky, Aktionsbündnis Menschenrecht auf Wohnen

Claudia Bernhard, Fraktion Die Linke

Joachim Lohse, Bausenator Bündnis 90/Die Grünen

Peter Stubbe, Vorstandsvorsitzender GEWOBA

Moderation:

Gernot Knödler, Redakteur der taz nord

Dienstag, 15. Januar, 19 Uhr, Eintritt frei

Kulturzentrum Lagerhaus

Schildstraße 12 – 19, 28203 Bremen

„Nachhaltigkeit ist kein fixer Maßstab“

Die nachhaltige Entwicklung sei das Hauptziel unserer Generation – oder sollte es zumindest sein. Auch Hamburg muss handeln, sagt der dortige Zukunftsrat. Eine Nachhaltigkeitsstrategie nennt Sprecher Hans-Joachim Menzel lange überfällig

Interview **David Günther**

taz: Herr Menzel, was macht der Zukunftsrat Hamburg?

Hans-Joachim Menzel: Der Zukunftsrat versucht, die Vision der nachhaltigen Entwicklung in Hamburg bekannt zu machen und die Politik in diese Richtung zu drängen, indem wir öffentliche Veranstaltungen organisieren, Pressemitteilungen veröffentlichen und Lobbyarbeit betreiben.

Was bedeutet nachhaltige Entwicklung?

Nachhaltige Entwicklung ist für uns, den nachfolgenden Generationen eine Lebensgrundlage auf unseren Planeten zu ermöglichen. Es geht um unseren heutigen Lebensstil und was für die zukünftigen Generationen übrig bleibt. Nachhaltigkeit besteht aus einer Balance zwischen Ökologie, Wirtschaft und Sozialem. Aktuell beschäftigen wir uns mit der Abfallwirtschaft, nachhaltigem Tourismus und bezahlbarem Wohnraum. Es gibt aber viele andere Probleme, die der Zukunftsrat je nach Kompetenz der Mitglieder und Anlass behandelt.

Wer ist im Zukunftsrat dabei?

Unsere Mitglieder sind aus allen gesellschaftlichen Bereichen. Zum Beispiel haben wir Verbände wie den BUND und den Nabu, die sich für die Umwelt einsetzen. Von der Wirtschaft sind Unternehmen wie Budnikowsky, der Drogeriekette, dabei. Aus der Wissenschaft zählen wir die Hochschule für Angewandte Wissenschaften Hamburg (HAW) und Teile der Technischen Universität zu unseren Mitgliedern und auch Teile der Evangelischen Kirche. Auch Werbeagenturen, die sich mit der Verbreitung der Nachhaltigkeit beschäftigen, sind bei uns vertreten.

Gibt es zwischen diesen Akteuren nicht Interessenkonflikte?

Deswegen halten wir es nicht allgemein, sondern schauen uns konkrete Themen an. Nehmen wir die Kreislaufwirtschaft. Die Abfallwirtschaft muss natürlich wettbewerbsfähig bleiben. Auf der anderen Seite haben wir die gesellschaftliche Aufgabe, Ressourcen zu sparen. Wichtig ist es, die Zielkonflikte zu benennen und anhand der unterschiedlichen Interessen langfristige nachhaltige Strategien zu gestalten. Nachhaltigkeit ist kein fixer Maßstab, sondern es ist eine politische Aufgabe, die nachhaltigen Aspekte in den politischen Entscheidungen zu berücksichtigen.

Welche Interesse bekommt mehr Zugeständnisse?

Besonders hier in Hamburg haben wir eine sehr starke Wirtschaftsorientierung. Schauen sie sich die Handelskammer an, welche Macht sie hatte und vielleicht auch noch hat. Vielfach ist es so, dass die Wirtschaft dominiert und die beiden anderen Dimensionen leicht zu kurz kommen. Konkretes Beispiel ist der Wohnungsbau, wo Politik auf Investoren angewiesen ist, auch um für bezahlbaren Wohnraum zu sorgen. Wenn man sich die Bevölkerung ansieht, reichen 30 Prozent sozialer Wohnungsbau an den Neubauten nicht aus.

Wieso dominiert die Wirtschaft?

Viele Verbände haben nicht die finanzielle Ausstattung wie Organisationen aus der Wirtschaft. Auch die politische Wahrnehmung spielt eine Rolle. Solange man das Bruttoinlandsprodukt als obersten Maßstab einer politischen Entwicklung sieht, dominiert der ökonomische Weg.

Sind wachsende Wirtschaft und nachhaltige Entwicklung überhaupt miteinander vereinbar?

Das ist sehr schwer. Wir beschäftigen uns damit, wie unsere gesellschaftliche, politische und wirtschaftliche Struktur aufgebaut ist und warum sie uns vielfach zu Wachstum zwingt.

Was müsste man also tun, um die Konflikte zu vermeiden?

Allgemein könnten die Steuern eine Möglichkeit sein. Wenn CO₂ etwas kostet oder das Kerosin für Flugzeuge besteuert werden würde, würden viele auf manchen Konsum verzichten.

Die CO₂-Besteuerung ist gerade aktuell, schauen sie nach Frankreich. Dort haben sich die „Gelbwesten“ mobilisiert, nachdem die Ökosteuer für Benzin eingeführt werden sollte. Es entstand nahezu eine Revolution, die immer noch im Gange ist.

Bei allem ist es so, dass sich Wohlhabende immer mehr leisten können und mehr Ressourcen verbrauchen als Ärmere. Die Frage sollte sein, was für einen Lebensstil wir wollen. Im Bereich der öffentlichen Verkehrsmittel kann man auf jeden Fall etwas tun, indem man dort die Kosten senkt und sie durch Steuern finanziert. Der Flugbetrieb, bei dem es einen hohen CO₂-Ausstoß gibt, könnte teurer werden.

Der soziale Aspekt schließt die Arbeitsbedingungen in Entwicklungsländern ein. Kleidung würde teurer werden, wenn die Beschäftigten besser bezahlt werden, zum Nachteil der Ärmere in wohlhabenden Ländern.

Bei vielen Kleidungsstücken handelt es sich um Billigware, die oft wieder weggeworfen wird. Es werden Ressourcen verschwendet. Der Verbraucher müsste auf weniger, aber bessere Qualität setzen. Aber auch die Unternehmen können ihren Beitrag leisten. Die Otto Group etwa ist im Denken der Nachhaltigkeit vielen Unternehmen weit voraus, indem sie auf ökologische Produktion setzt.

Was muss Hamburg machen, um sich nachhaltig zu entwickeln?

Der Senat muss sich mit einer richtigen Nachhaltigkeitsstrategie beschäftigen, die Zielkonflikte benennt und zu lösen versucht. Er muss etwa beim Klimaplan, der gerade in der Umweltbehörde neu gemacht wird, wirklich ambitioniert sein. Wie wollen wir das Klimaziel von 50 Prozent CO₂-Reduktion bis 2030 schaffen, wenn wir in 26 Jahren nicht mal eine Reduktion von 19 Prozent erreicht haben. Wir müssen unseren ökologischen

Fußabdruck reduzieren. Hamburg hat einen Lebensstil, der, wenn man ihn auf die Welt verallgemeinert, drei Erden erfordert.

Hätte der Zukunftsrat denn Vorschläge einer Nachhaltigkeitsstrategie, um genau das zu vermeiden?

Wir haben die Hamburger Entwicklungs-Indikatoren Zukunftsfähigkeit erarbeitet, kurz Heinz. Der beinhaltet dreißig Indikatoren, indem alle Handlungsbereiche aufgeführt sind und wo wir Zielwerte benannt haben. Dort sind jährliche Sta-

tistiken eingespeist, wodurch grafisch angezeigt wird, wie sich Hamburg entwickelt und wo sich Hamburg hätte entwickeln müssen.

Wie entwickelt sich Hamburg laut dem Heinz?

Das ist sehr unterschiedlich. Im sozialen Bereich entwickeln wir uns sehr wenig, wenn es um Armutsbekämpfung und die Gleichstellung zwischen Mann und Frau geht. Gut entwickelt sich die Kinderbetreuung, die den Frauen die Möglichkeit gibt, zu arbeiten. Viel zu langsam entwickeln wir uns bei der

Reduktion von CO₂-Emissionen und bei den Abfällen. Tendenziell entwickelt sich einiges in die richtige Richtung, aber das ist alles sehr marginal und nicht auf nachhaltigem Niveau.

Hans-Joachim Menzel, 69, ist promovierter Jurist, verheiratet und Vater zweier erwachsener Kinder. Von 1990 bis 1995 war er Bundesvorsitzender der Kinderrechtsorganisation Terre des hommes; zurzeit ist er Sprecher des Zukunftsrats Hamburg; www.zukunftsrat.de.



DER KLIMAWANDEL IST DIR EGAL? DU IHM LEIDER AUCH.

ZEIT FÜR EHRlich GUTEN STROM.

 **HAMBURG ENERGIE**

gut und gerecht

Temporäres
Warenhaus

Der Heldenmarkt kommt wieder nach Hamburg: Unter dem Motto #fuerallediewasmerken wird es zahlreiche Möglichkeiten geben sich zu informieren, zu probieren und auch einzukaufen. Zum sechsten Mal bietet das wohl größte temporäre Warenhaus für Nachhaltigkeit auch wieder Vorträge, Ausstellungen und Workshops an.

Sa, 26. 1., 10–19 Uhr; So, 27. 1., 10–18 Uhr, Hamburg, Van-der-Smissen-Straße 5. Eintritt: 8 Euro (erm. 6), Kinder bis 14 Jahre frei. Infos: www.heldenmarkt.de

Digitale
Zukunft

Wie funktioniert Nachhaltigkeit in Zeiten der Digitalisierung? Diese Frage stellt sich das Gemeinschaftsprojekt „nachhaltig.digital“ des Bundesdeutschen Arbeitskreis für Umweltbewusstes Management (B.A.U.M.) auf seinem Jahreskongress. Dort wird es um die Leitthemen „Künstliche Intelligenz“, „Messbarkeit“ und „New Work“ gehen.

Mi, 20. 3., 10–16.30 Uhr, Osnabrück, An der Bornau 2. Anmeldung bis 11. 3., Infos: www.baumev.de

Preiswürdige
Projekte

Zusammen mit den drei anderen „Regionalen Netzstellen Nachhaltigkeitsstrategien“ (Renn) – und in Kooperation mit dem „Rat für Nachhaltige Entwicklung“ – vergibt auch Renn Nord einmal mehr das Siegel „Projekt Nachhaltigkeit“: Gesucht werden Projekte, die sich auf „innovativ für eine nachhaltige Entwicklung engagieren und einen Beitrag zur Umsetzung der 17 Ziele für nachhaltige Entwicklung leisten“. Online können Vorschläge noch bis Ende Februar eingereicht werden: www.projektnachhaltigkeit.renn-netzwerk.de.

Fairer
Kunsthandel

Seit zehn Jahren schon präsentiert (und verkauft) der Hamburger „Kunst Kiosk“ Arbeiten zahlreicher regionaler Künstlerinnen und Künstler – mit dem Anspruch, mit diesen fair umzugehen. Aus Anlass des Jubiläums gibt es nun eine Ausstellung. Eröffnung: Sa, 19. 1., 18 Uhr, Hamburg, Paul-Roosen-Straße 5, Hamburg. Infos: www.kunstkiosk-hamburg.de

Ein Date mit
dem Windmüller

Kein Fußbreit den Konzernen? Das Hamburger Unternehmen Enyway will die Produzent*innen von Ökostrom mit den Verbraucher*innen direkt in Verbindung bringen – ganz im Sinne der Sharing Economy, wie sie in anderen Branchen floriert. Das soll nicht zuletzt den Energiemarkt transparenter machen

Von Florian Maier

Eon, RWE, EnBW und Vattenfall: Den deutschen Energiemarkt dominieren nach wie vor einige wenige große Konzerne. Sie machen über 80 Prozent des Stromhandels aus. Kleine Produzenten haben dabei kaum eine Chance. Und doch versucht ein Hamburger Unternehmen auf diesem Spielfeld mitzumischen – mit einem beachtenswerten Konzept.

„Enyway“ heißt die Firma, die seit November 2017 den unübersichtlichen Energiemarkt demokratisieren will – mit einer Art Online-Marktplatz für Ökostrom versucht es Erzeuger*innen und Verbraucher*innen zu verknüpfen. „Windrad-Betreiber Jan von der Nordsee“, heißt es in einem älteren Werbeslogan, „kann ab sofort seinen Windstrom an Lisa nach Berlin verkaufen.“ Das Ziel: die klassischen Energieversorger überflüssig zu machen – und gleich noch den deutschen Energiemarkt transparenter. Auf der Online-Plattform kann sich nicht Ulf mit seinem Kohlekraftwerk vorstellen und schon gar nicht Sabine mit ihrem Atomeiler: Das können nur Ökostromanbieter*innen.

Die drei Enyway-

Gründer*innen – Heiko von Tschischwitz, Varena Junge und Andreas Rieckhoff – arbeiteten zuvor beim Hamburger Stromanbieter Lichtblick. Der formulierte bereits 1998 den Anspruch, ein „Ökostromanbieter für den Massenmarkt“ zu sein. Nach eigenen Angaben hat Lichtblick, seit Kurzem komplett im Besitz der niederländischen Eneco-Gruppe, heute eine Million Kunden und 460 Mitarbeiter*innen. Eneco übrigens gehört derzeit noch mehreren niederländischen Kommunen, ist aber auf der Suche nach einem Investor. Und Enyway, um so viel jünger, beziffert die Zahl seiner Mitarbeiter*innen bereits auf immerhin mehr als 50.

Ausfälle soll es
keine geben

Angst vor Stromausfall müssen die Verbraucher*innen dem Unternehmen nach angeblich auch nicht haben: Steht Jans Windkraftwerk mal still, verpflichtet Enyway ihn dazu, stattdessen gekauften Ökostrom bereit zu stellen. Dabei ist der angebotene Ökostrom nicht einmal signifikant teurer als der herkömmlicher Anbieter*innen.

Ökostrom von den Stadtwerken Bremen beispielsweise bewegt sich im gleichen Preisspektrum: Die Preise der Enyway-Stromverkäufer*innen, sagt Mitgründerin Varena Junge,

seien selbst unter Berücksichtigung eine „Enyway-Beitrags“ – in Höhe von 3,99 Euro – „voll wettbewerbsfähig, weil die Verwaltungskosten der Energieversorger wegfallen“. Vergleicht man es mit Eon, der nur konventionell erzeugten Strom monatlich kündbar anbietet, ist dieser sogar teurer als die meisten Angebote bei Enyway. Nur Angebote mit langer Vertragslaufzeit schaffen es hier, Enyway zu unterbieten – dessen Stromverträge aber sind monatlich kündbar. „Es gibt Anbieter, die vier Wochen Erstvertragslaufzeit anbieten. Das ist vorbildlich“, so die Bremer Verbraucherzentrale. „Sechs Monate sind akzeptabel. Von darüber hinausgehenden Angeboten raten wir ab.“

Niedrige Preise und persönliche Beziehungen zwischen Anbieter*innen und Nutzer*innen: Das sind die Versprechungen der Sharing Economy, mitunter auch bezeichnet als „kollaborativer Konsum“. Dabei wollen Netzwerke von Menschen und Gruppierungen die Produktion, den Konsum, die Bildung und die Finanzierung von Gütern und Dienstleistungen auf möglichst viele Individuen verlagern, anstatt Konzerne oder politischen Institutionen die alleinige Gewalt darüber zu lassen.

Klingt kompliziert? Mit dem Internet steigt die Zahl von Beispielen stetig (auch wenn

es nicht durchweg Erfolgsgeschichten sind). Nehmen wir Ebay – freilich längst zu einem nicht eben kleinen Konzern geworden – und die Idee, nicht mehr gebrauchte Dinge abseits klassischer Auktionshäuser zu versteigern. Wer heute die eigene Wohnung kurzzeitig vermieten möchte, kann dies via Airbnb machen; in Städten mit angespanntem Mietmarkt aber zieht der Erfolg dieser Plattform auch erste Regulierung nach sich. Suche ich indes eine günstige Fahrt quer durch Deutschland, ist Bla Bla Car oft billiger als die Deutsche Bahn. Und wer gut im Nähen ist, kann selbstgemachte Kleidung auf Plattformen wie Dawanda – im vergangenen Jahr eingestellt – oder Etsy verkaufen; gezielt auf den Umschlag gebrauchter Kleidung richtet sich derweil Kleiderkreisel. Und diese Liste ist längst nicht vollständig.

Diese Plattformen beanspruchen, persönlicher zu sein als die traditionellen Alternativen: Das Roadtrip-Gespräch bei der Mitfahrgelegenheit ergibt sich selten so im Zug oder Fernbus. Eine persönlich eingerichtete Wohnung fühlt sich anders an als ein Hotel. Die Geschichte hinter dem selbst gemachten Stirnband gibt es so nicht bei H&M. In diese Kerbe schlagen auch die Geschichten hinter den Stromanbieter*innen bei Enyway: Man bezieht demnach nicht einfach nur Strom, sondern bekommt gleich ein ganzes Paket. Bei Stromanbieter Jan kann man beispielsweise eine alte Mühle besichtigen. Die persönliche Beziehung zu den Anbieter*innen scheint schon fast im Vordergrund zu sein.

Ideen für
die Wende

Dabei ist Enyway nicht der einzige Anbieter von Strom – und Lösungen für die Energiewende. Beim Münchner Unternehmen Buzzn etwa würde Windradbetreiber Jan seinen Strom in eine „Energiegruppe“ abgeben, die ihn weiter an die Endnutzer*innen verteilt. Weitere Anbieter wie Sonnen-Community oder Beegy arbeiten mit ähnlichen Konzepten.

Enyway scheint für die direkte Konkurrenz gewappnet zu sein: Mit einem neuen Projekt wollen die Hamburger die Energiewende beschleunigen. Für einmalig 39 Euro kann man sich an einer Photovoltaikanlage in Sachsen-Anhalt beteiligen. Dafür liefert Enyway mindestens zwei Jahre lang Strom zum Einkaufspreis. Der jährliche Ausschüttungsbetrag der Anlage beläuft sich allerdings nur auf 65 Cent.

Derzeit steckt diese Energiewende noch in den sprichwörtlichen Kinderschuhen. Das existierende Stromnetz dominieren – neben der öffentlichen Hand – große Konzerne. Firmen wie Enyway bringen Ideen ein. Bis sich eine Sharing Economy bei der Energie für ganz Deutschland umsetzen lässt, sind wir wohl noch angewiesen auf Ulf's Kohle- und Sabines Atomkraftwerk.

Frühjahrstagung des Netzwerks Solidarische Landwirtschaft
„Lebendige Strukturen entwickeln“
8.-10.2.2019 im Schloss Tempelhof bei Crailsheim
Infos und Anmeldung unter:
www.solidarische-landwirtschaft.org/aktuelles/netzwerktreffen



Geh' richtig ran!
Mobilfunk jetzt nachhaltig
Crowdfunding ab dem 15.02.
wetell-change.de



PUR PUR
WOLLE & NATURTEXTILIEN
Schlussverkauf!
Handstrickmodelle,
Wolle, Wintertextilien...
...jetzt reduziert!



Heußweg 41 b • 20255 Hamburg • Mo-Fr 10-19 Uhr • Sa 10-16 Uhr
Tel. (040)4904579 • Fax 4912656 • E-Mail: info@purpurwolle.de



TOXFOX
DER PRODUKTCHECK

Hormone im Duschgel?
Weichmacher im Kinderwagen?

Jetzt mit der neuen
TOXFOX-App Schadstoffe
erkennen oder Herstellern
die „Giffrage“ stellen.



JETZT RUNTERLADEN
KOSTENLOS IM ITUNES
APP- UND GOOGLE
PLAY-STORE



www.bund.net/toxfox





Von „vier Wänden“ sang einst Rio Reiser: „Eine Wand für mein Klavier, eine Wand für ein Bild von dir, eine Wand für eine Tür, sonst kommst du ja nicht zu mir.“ Handwerker bauen in einer Messehalle in Hannover an einem Fertighaus aus Holz
Foto: Wolfgang Weihs/dpa

Fertighäuser aus Holz werden immer beliebter

Holz Häuser in Fertigbauweise sollen ein besonders angenehmes Raumklima haben und genau so lange halten wie massiv gebaute Gebäude. Baudauer: drei Monate

Von Joachim Göres

Holz-Fertighäuser sind für die einen wegen des schnellen Aufbaus bis heute ein Wunder der Technik, für andere dagegen eher ein fragwürdiges Unternehmen. Skeptisch wird an die dünnen Wände geklopft und die Qualität infrage gestellt. Und doch erfreuen sie sich wachsender Beliebtheit: Im ersten Halbjahr 2018 entfielen mehr als 19 Prozent aller Bauanträge für Ein- und Zweifamilienhäuser in Deutschland auf Häuser in Holz-Fertigbauweise. Damit wurde der Rekordanteil aus dem Vorjahr wieder erreicht. Die Hersteller hoffen durch das neue Baukindergeld auf neue Kunden und weitere Steigerungen.

„Die Möglichkeiten zur individuellen Gestaltung eines Fertighauses sind grenzenlos, die Bauzeit ist kurz und die Planbarkeit groß, zudem sind fast alle Fertighäuser Niedrigenergiehäuser, was gut für die Umwelt ist und Kosten spart“, sagt Achim Hannott, Geschäftsführer des Bundesverbandes Deutscher Fertigbau (BDF). Wegen der großen Nachfrage müsse man derzeit allerdings bei Herstellern zum Teil mit mehrmonatigen Wartezeiten rechnen, bevor die Fertigung beginnt.

Holz-Fertighäuser werden meist in der Holz-Tafelbauweise errichtet. Dabei werden großformatige Holzelemente vorgefertigt und in ein bis zwei Tagen regendicht als Fertighaus aufgebaut. Die Decken bestehen aus Holz beziehungsweise einer Kombination aus Holz und Beton. Innerhalb von drei Monaten ist die Übergabe eines komplett eingerichteten Hauses möglich.

Die Lebensdauer entspricht laut BDF dem eines Massivhauses. Der Verband wirbt zudem mit einem ausgeglichenen Raumklima, das durch die Fähigkeit des Holzes zur Aufnahme und Abgabe von Wasserdampf entsteht. Holz ist traditionell als Baustoff in Süddeutschland wesentlich beliebter als in anderen Regionen. Bei den Holz-Fertighäusern liegt Baden-Württemberg in diesem Jahr mit einem Anteil von 35,7 Prozent an den Baugenehmigungen an der Spitze, gefolgt von Bremen mit 32,8 Prozent. In Schleswig-Holstein waren es 14,6 Prozent, in Hamburg 10,7 Prozent. Schlusslicht ist Niedersachsen mit 8,6 Prozent.

Das durchschnittliche Einfamilien-Fertighaus aus Holz ist 140 Quadratmeter groß und kostet gut 270.000 Euro. In Ostdeutschland sind die Ausbau-

modelle beliebter, die es für unter 100.000 Euro gibt – bei ihnen kann man durch Eigenarbeit Geld sparen. Die Hersteller haben aber auch schlüsselfertige Luxushäuser für 800.000 Euro im Angebot.

Experten raten, sich von einem Besuch eines der bundesweit rund 600 Musterhäuser oder einer der 19 Musterhausparcs – unter anderem in Langenhagen bei Hannover – nicht blenden zu lassen, da die Musterhäuser häufiger besser ausgestattet und auch größer seien als die Standardausführungen. Extras wie Balkon, Dachgaube oder Erker sind meist nicht im Festpreis erhalten. Im Vertrag sollte außerdem genau geregelt werden, von welchen Firmen Fliesen oder Heizungen geliefert werden. Bei der Bauabnahme ist ein unabhängiger Sachverständiger zu empfehlen. Die meisten, aber nicht alle Firmen räumen bei

„Die Möglichkeiten zur individuellen Gestaltung sind grenzenlos“

Achim Hannott, Bundesverband Deutscher Fertigbau (BDF)

Bauschäden eine Gewährleistungsfrist von fünf Jahren ein.

Auch bei der Vertragsgestaltung bleibt Vorsicht geboten, um für alle Eventualitäten gerüstet zu sein: Das traditionsreiche Fertigbauunternehmen Haacke Haus aus dem niedersächsischen Celle, das mehrfach für seine energieeffizienten Gebäude ausgezeichnet wurde, hat im Sommer Insolvenz angemeldet und ist inzwischen an einen anderen Fertighaushersteller in Süddeutschland verkauft worden. Der Standort Celle wurde aufgegeben, zahlreiche Beschäftigte haben ihre Arbeit verloren.

Auch rund 40 Bauherren wurden davon überrascht: Nach der Insolvenz wurden ihre zum Großteil bezahlten Häuser nicht mehr weitergebaut. Um nicht auf einem Rohbau sitzenzubleiben, mussten sie andere Firmen mit dem Weiterbau beauftragen und dafür zusätzlich zahlen. Die Schadenssumme liegt teilweise in sechsstelliger Höhe. Als Grund für die wirtschaftlichen Probleme hatte Haacke unter anderem die insgesamt gesunkene Zahl der Baugenehmigungen genannt – sie ging im ersten Halbjahr 2018 im Vergleich zum Vorjahr bei den Ein- und Zweifamilienhäusern bundesweit um 1,7 Prozent zurück.

kurz und gut

Baukindergeld wird nachgefragt

Drei Monate nach dem Programmstart haben in Niedersachsen und Bremen insgesamt 6.458 Familien Baukindergeld beantragt. Das geht aus Zahlen der zuständigen KfW-Bankengruppe und des Bundesbauministeriums hervor. Dabei entfallen auf Niedersachsen 6.039 Anträge, auf Bremen 419. Bundesweit sind es 47.741 Familien.

Gefördert werden Familien, die zwischen dem 1. Januar 2018 und dem 31.12.2020 ihren Kaufvertrag unterzeichnet beziehungsweise die Baugenehmigung erhalten haben. Pro Jahr erhält eine Familie 1.200 Euro pro Kind. Das Baukindergeld wird zehn Jahre lang gezahlt, so dass insgesamt 12.000 Euro an Förderung fließen. Die meisten Familien haben ein oder zwei Kinder. (dpa)

Dänisches Design in Bremer Museum

Design aus Dänemark steht im Mittelpunkt einer Ausstellung im Bremer Wilhelm Wagenfeld Haus. Bis zum 22. April fragt das Museum, warum dänisches Design so populär ist: „Wie wurde es zu einer Marke, die heute als cool gilt? Was bedeutet das Ideal des Handwerks in einer industrialisierten Welt?“ Antworten darauf sollen Objekte wie Möbel, Leuchten und Wasserfilter geben.

Der erste Teil stellt die 1950er- und 1960er-Jahre vor: Damals habe Design eine zentrale Rolle im Konzept des Wohlfahrtsstaates gespielt, viele Gestalter*innen hätten einfache, aber qualitätsvolle Möbel für das Volk entwickelt. Der zweite Teil dreht sich um die Jahre 1968 bis 1990, als sich industrielle Fertigungsmethoden und neue Materialien durchsetzten. Und der dritte Ausstellungsteil zeigt, wie Gestalter*innen die Möbel-Tradition heute neu interpretieren. (dpa)

Torsten Mey Sachverständiger für Erdstrahlen u. Elektromog

Sachverständiger für Erdstrahlung und Elektromog
Messung von Elektromog, Wasseradern und Erdstrahlung
Grundstücks-, Wohnungs-, und Hausuntersuchung.

Seminarweg 4, 23795 Bad Segeberg, www.torstenmey.de, Tel. 04551 9082677

Verkauf • Vermietung

Für unsere Kunden suchen wir Eigentumswohnungen, Mehrfamilienhäuser und Grundstücke (Wohnen und Gewerbe) zum Ankauf.

KURWAN IMMOBILIEN IVD

Immobilienkompetenz seit 1993
Inhaber: Dipl.-Volkswirt H.-J. Kurwan

Tel.: 040 - 31 79 45 40 • Fax: 040 - 31 79 46 06
www.kurwan.de • info@kurwan.de



Heizkostenhals?
Unser Rat zählt.

Jetzt Mitglied werden

Mieterverein zu Hamburg

im Deutschen Mieterbund DMB

879 79-0

mieterverein-hamburg.de

Extra Beratung

Nebenkosten
15. Januar 2019
von 10 bis 16 Uhr in
der MhM-Zentrale
Bartelsstraße 30

Mieter helfen Mietern
Hamburger Mieterverein e.V.
www.mhmhamburg.de
040 / 431 39 40

impuls 21
baugesellschaft

Maurer- und Stahlbetonarbeiten
Fliesenarbeiten + Trockenbau
bei Neubau, Umbau, Sanierungen

☎ 040-22 85 39 78 0
mail@impuls21.eu
www.impuls21-bau.eu
Weitere Infos:
www.impuls21.eu



Eve Raatschen
Der Miethai

Neues Jahr, neues Modernisierungsrecht

Zum 1. Januar 2019 sind bundesweit einige Neuregelungen zur Mieterhöhung nach einer Modernisierung in Kraft getreten. Sie gelten für alle Ankündigungen, die ab dem neuen Jahr zugestellt werden. Auf den Zeitpunkt des Beginns der Arbeiten kommt es nicht an.

Eine Mieterhöhung wegen Modernisierungsmaßnahmen wird zukünftig nur noch in Höhe von acht Prozent der Modernisierungskosten berechnet werden dürfen – bisher waren es elf Prozent. Und: Innerhalb von sechs Jahren darf sich die monatliche Miete aufgrund von Modernisierungen um nicht mehr als drei Euro pro Quadratmeter erhöhen.

Beträgt die monatliche Miete vorher weniger als sieben Euro pro Quadratmeter, darf sie innerhalb von sechs Jahren um nicht mehr als zwei Euro pro Quadratmeter erhöht werden. Dem Vermieter wird ein vereinfachtes Verfahren bei der Mieterhöhung zugestanden, wenn der Modernisierungsaufwand pro Wohnung nicht mehr als 10.000 Euro beträgt.

Der Vermieter kann ersparte Reparaturkosten pauschal mit 30 Prozent abziehen. Ein Härteeinwand des Mieters aufgrund unzumutbarer Kostenbelastung ist gegen eine solche Mieterhöhung nicht möglich. Eine Senkung der Mieterhöhungsquote ist aus unserer Sicht begrüßenswert. Besser

wäre es allerdings gewesen, diese Möglichkeit der Mieterhöhung komplett zu streichen.

Versuche des Vermieters, durch belastende, objektiv nicht notwendige bauliche Veränderungen Mieter zum Auszug zu bewegen, werden als Pflichtverletzung definiert und mit einem Bußgeld belegt. Ob diese Regelung praxistauglich ist, wird sich zeigen. Ein wichtiges Signal gegen das „Rausmodernisieren“ ist sie auf jeden Fall.

Eve Raatschen ist Juristin beim Mieterverein Mieter helfen (MhM), Bartelsstraße 30, Hamburg, ☎ Telefon 431 39 40; https://mhmhamburg.de

ad fontes

Solarwärme ■ Holzpellets ■ Bäder
Photovoltaik ■ Gasbrennwert



Elbe-Weser
Drangstedter Str. 37
27624 Geestland
Tel. 047 45 - 5162

Lüneburg
Südergellerser Str. 5
21394 Kirchgellersen
Tel. 04135 - 8333

Hamburg
Gaußstraße 158
22765 Hamburg
Tel. 040 - 430 60 41

www.adfontes.de



taz nord | Stresemannstraße 23 | 22769 Hamburg | briefe@taz-nord.de | www.taz.de

Die Redaktion behält sich Abdruck und Kürzen von Leserbriefen vor.
Die veröffentlichten Briefe geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

wochenschnack

Verbotenes Jauchzen

Unsere Autorin berichtete von ihrem behinderten Sohn, der gern das Weihnachtsoratorium hören möchte, aber meistens nicht darf

Ich hätte gerne die Wahl

„Ich persönlich finde, jeder hat Pech gehabt, der noch nie erlebt hat, wie hingerissen Willi sein kann bei Bachs Toccata und Fuge in d-Moll. Gerne würde ich viel mehr Menschen die Chance geben, das zu erleben.“

Und ich hätte gerne die Wahl, selber zu entscheiden, ob ich der Performance des Kindes oder der Musiker zuhöre. *Limits2Growth, taz.de*

Richtig abrocken

@Limits2Growth Ich finde ja, so Leute wie Sie sollten von solchen Konzerten ausgeschlossen werden.

Man kann bei klassischer Musik ruhig mal richtig abrocken. Wer sich ganz auf die Musik einlässt, kann das ja kaum verhindern. Diese typischen „Stock im Arsch“-Konzertbesucher haben keine Ahnung, was Musik wirklich ist und wie man sie mit allen Sinnen wahrnimmt. *magheinz, taz.de*

Natürlicher Störfaktor

@magheinz Leider muss ich attestieren, dass Sie Musik als Hör- und

Sehgehnuss mit der Komplexität von Instrumentalität auch überhaupt nicht verstanden haben, weil Sie abgelenkt von solchen Fällen hier sind und Political Correctness vorgeben müssen. Und ich bezweifle, dass Sie wissen, wie der Junge Musik mit seinen Sinnen wahrnimmt. Sie sind Sie und nicht der Junge.

Wenn bei einer Klaviersonate jemand wild und laut gestikuliert, dann ist das nun mal ein natürlicher Störfaktor. Bei Rockkonzerten wäre der Junge weitaus besser aufgehoben. Nun mag er jedoch Klassik und das als ganz andere Wahrnehmung als 99 Prozent der Anderen. Ja, in der Tat doof. Den Königsweg gibt es für Menschen mit Behinderungen fast nie. Gesellschaftliche Normen bleiben wandelbar. Aber eben meist extrem langsam. Ob ein Junge da als Einzelkämpfer etwas bewirken kann? *Akula, taz.de*

Geräuschgenießer

@Limits2Growth Unser Sohn ist genau so. Ein „Geräuschgenießer“, der Musik liebt und laut jubelt, wenn's ihm gefällt. Zum Glück haben wir immer wieder Konzerte, wo er willkommen ist. Gestern waren wir in einem Weihnachts-Benefiz-Konzert. Hat ihm

sehr gefallen, was deutlich zu hören war. Ich halte mich mit ihm eher hinten, auf der Seite auf, da fällt er nicht so auf. Da er sehr gut hört und sehr schlecht sieht, ist ihm das recht und die Leute sind nicht so gestört. So haben alle was vom Konzert. *Roland Ebner, taz.de*

Kein Problem

In UK ist das kein Problem. Bei der Last Night of the Proms tanzen sowieso alle herum. Hier gibt es ja wohl auch jetzt so was. Keine Ahnung, wie die Dinge ablaufen.

Hier muss wirklich einmal irgendeine Organisation, die sich für die Belange von Behinderten einsetzt, sich mit Konzerthäusern kurzschließen und Ähnliches in Deutschland ermöglichen. Wichtig ist meines Erachtens nur, dass auch die anderen Konzertbesucher erfahren, wie das Konzert konzipiert ist. Ich muss auch sagen, dass, wenn ich eine Oper erleben will, ich zumindest vorher wissen will, ob ich sie in der klassischen Form oder als Event mit Publikumsbeteiligung erleben werde. Es gibt ja auch Menschen, die nicht mal behindert sein müssen, die aber in Panik geraten, wenn zu viel Action um sie herum passiert. *Age Krüger, taz.de*

Etwas über den Noten

... „Irgendwann“, sagte Charlie Parker, „habe ich erkannt, da ist mehr, da gibt es noch etwas ‚über‘ den Noten.“

Und ich denke, Willi hat es auch erkannt. *Virilio, taz.de*

Heischen nach Aufmerksamkeit

Ehrlich gesagt, ich sitze sehr gespannt in klassischen Konzerten, aber ich mag es schon, wenn in der Zuhörerschaft Schweigen und Stille herrscht. Wenn ich Lust habe zu einer klassischen Aufführung zu tanzen, oder mitzusingen, dann schau ich mir das Konzert zu Hause auf meinem großen Fernseher an, mach' die 5.1-Surround-Anlage etwas lauter und ab geht's. Ansonsten gibt es vor jeder Aufführung eine Generalprobe, zu der man nach Absprache oft auch mal zum Zuhören kommen darf.

Ich hab schon einiges mit Menschen mit Behinderung musiziert und gearbeitet und schätze deren Gefühlsausbrüche und Performances durchaus. Bloß, wenn ich 25 Euro für ein Ticket Weihnachtsoratorium be-

zahlt habe, dann möchte ich bitte jedes Detail der Aufführung mitbekommen und keine überlagernden Geräusche hören. Ich möchte, dass die Musik im Mittelpunkt steht und nicht irgendein Zuhörer, egal ob mit oder ohne Behinderung. Das gehört nämlich auch zur Wahrheit, dass manche der emotionalen Reaktionen auch als Heischen nach öffentlicher Aufmerksamkeit verstanden werden können. *Wolfgang Neumann, taz.de*

Jahrelanges Üben

Als klassischer Musiker möchte ich bei allem Verständnis darauf hinweisen, dass die Ruhe in solchen Konzerten aus zwei Gründen wichtig ist. Zum einen, weil die Schönheit klassischer Musik oftmals im Detail liegt, das sich erst entfaltet, wenn eine Fokussierung des Hörers auf die Musik ermöglicht ist. Und zum anderen ist es für die Aufführenden eine enorme Konzentrationsaufgabe. Es verlangt jahre-, sogar jahrzehntelanges Üben, um die Schwierigkeiten technisch und musikalisch zu meistern und ist dennoch im Konzert immer ein Drahtseilakt. Somit ist die Stille im Publikum auch ein Zeichen des Respekts gegenüber den Musikern. *Christopher Bender, taz.de*

wohnungsmarkt

immobilien

Ginkgo, Walnüsse, Maroni, Obstwiese
Liebhaberobjekt von privat für kleines
Projekt oder Großfamilie: 2 Wohnhäuser
auf 3400 qm zwischen BS-HI-H-SZ VB
470.000,- Exposé unter gingkoetc@web.de

wohnen suche

WG oder Wohnprojekt in HH, gerne
Altona, gerne auch mit Kindern,
gesucht von m 61, berufstätig, NR,
reise- und bewegungsfreudig (Biodan-
za). Mail: Ulrich@schneider-umwelt.de, Tel 04131- 996 69 88 (AB)

wohnprojekte

Suchen Teilhaber/in an Freizeithaus
- Gemeinschaft im Wendland. Viel
Platz zum Chillen, Werkeln und Gärtnern. ☎030- 851 38 15 E-Mail: gerdmenning@yahoo.com



3-Zi-Rolli-Wohnung
im Wohnprojekt
frei.

Gen.-Anteile u. § 6-Schein
erforderlich. HH-Schnelsen.
Info: www.bravogeno.de

ADELANTE
UMZÜGE
KOLLEKTIV

Tel./Fax:
040/43 25 16 17
Bernstorffstr. 117
22767 Hamburg

BLACK-STAR-EXPRESS

Wohlwillstr. 23 | 20359 Hamburg

Umzüge
Kurierfahrten
Kleintransporte Nah und Fern
Entrümpelung / Haushaltsauflösung
Tel: 0172 / 5401928

zapf
umzüge

- Unverbindliche Beratung
- Nah - Fern - Übersee
- Beiladungen
- Kartonverkauf
- Lagerservice

040 - 85 33 39 0
Mo - Fr 8 - 18 Uhr - Sa 8 - 12 Uhr
hamburg@zapf.de www.zapf.de
Großmannstr. 129, 20539 Hamburg
FAX 040-851 51 50

Bei uns geht Ihre Spende
garantiert nicht unter.

www.seenotretter.de

nordwiese

kleinanzeigen schalten

Erscheinungsweise: jedes Wochenende
Private Kleinanzeigen: 5 Zeilen mit ca.
40 Zeichen pro Zeile kosten pro Erschei-
nen 6 €, jede weitere Zeile 1,20 €
Gewerbliche Kleinanzeigen: 5 Zeilen
mit ca. 40 Zeichen pro Zeile kosten pro
Erscheinen 21 €, jede weitere Zeile 4,20 €
Chiffregebühr: 5 € zusätzlich
Annahmeschluss: Dienstag 24.00 Uhr
Bezahlung per Abbuchung (IBAN,
Vor- und Nachnamen angeben) oder
Vorkasse. Rechnungsstellung nur für
gewerbliche Kleinanzeigen möglich.

Kleinanzeigenannahme unter
www.taz.de oder per E-Mail, Fax, Brief.
Hamburger Annahme:
kleinanzeigen@taz-hamburg.de
Fax (040) 38 90 17 - 10
taz hamburg | Kleinanzeigen,
Stresemannstraße 23, 22769 Hamburg
Bremer Annahme:
kleinanzeigen@taz-bremen.de
Fax (0421) 960 26 - 60
taz bremen | Kleinanzeigen
Pieperstraße 7, 28195 Bremen
Antworten auf Chiffre-Anzeigen bitte mit
Chiffre-Nummer per Post oder E-Mail an
eine der angegebenen Adressen senden.

WIR FÖRDERN ZUKUNFT

WIR ZEIGEN,
WO ES
LANGGEHT

ib
www.internationaler-bund.de

marktplatz

naturkost

Abakus- der Mitgliederladen im Stein-
tor Preiswerte Öko-Produkte durch die
Mitgliedschaft in unserer Service- Coop.
Naturkost, die sich rechnet! **Abakus**
Naturkost, Grundstr. 30, 28203 Bre-
men. ☎0421- 79 49 351

PROVIEH
respektiere leben.

Nutztierschutz ist nicht geschenkt.

Eine Mitgliedschaft bei uns
kann man verschenken,
ein artgerechtes Leben
für unsere Nutztiere
müssen wir erkämpfen.

**Für ein besseres Leben,
für Mensch und Tier.**

www.provieh.de

taz nord thema



ALLES, WAS RECHT IST

Die aktuelle Rechtsprechung in Norddeutschland wird auf diesen Sonderseiten begleitet, berücksichtigt werden verschiedenste Rechtsgebiete. Abgerundet werden die Seiten mit Kurzmeldungen.

Nutzen Sie das vielfältige redaktionelle Umfeld dieser Seiten, um sich den motivierten und interessierten LeserInnen der taz zu präsentieren, um deren Aufmerksamkeit für Ihre Kanzlei, Ihr Beratungsangebot anzuregen.

Anzeigenschluss: Dienstag, den 15. Januar
Erscheinungstermin: Samstag, den 19. Januar

Weitere Informationen und Leserschaftsdaten:
taz nord Anzeigenabteilung | anzeigen@taz-nord.de
Telefon: Bremen (04 21) 960 26 442 | Hamburg (0 40) 38 90 17 453

taz nord thema



Konfliktmanagement

In einer modernen Gesellschaft sind Ellbogenmentalität und autoritäres Durchsetzen eigener Ziele kaum Garant für Erfolg. Kommunikationsfähigkeit muss erlernt und Kompromisse erarbeitet werden. Über den Umgang mit Konflikten am Arbeitsplatz, in Vereinen, Beziehungen und Familie, über Vermeidung und Schlichtung wollen die Sonderseiten der taz nord informieren und verschiedene Wege der Lösung sowie Perspektiven aufzeigen. Nutzen Sie das vielfältige redaktionelle Umfeld dieser Seiten, um sich einer motivierten und interessierten Leserschaft sowie zahlreichen Multiplikatoren zu präsentieren und Ihre besonderen Angebote zu bewerben.

Anzeigenschluss: Dienstag 15. Januar 2019
Erscheinungstermin: Samstag 19. Januar 2019

Kontakt für Buchung und weitere Informationen:
taz nord Anzeigenabteilung | anzeigen@taz-nord.de
Telefon: Hamburg (0 40) 38 90 17-454 | Bremen (04 21) 9 60 26-442

taz nord thema



Kostprobe

Was wollen wir essen? Wo wollen wir dinieren?
Wer soll für uns kochen? Was gibt es zu trinken?
Fair gehandelt, Bio-Qualität, ökologisch einkaufen?
Die Verlagsseite der taz nord will Antworten geben.

Nutzen Sie das vielfältige redaktionelle Umfeld dieser Seiten, um sich einer motivierten und interessierten Leserschaft sowie zahlreichen Multiplikatoren zu präsentieren.

Anzeigenschluss: Dienstag, 22. Januar
Erscheinungstermin: Samstag, 26. Januar

Kontakt für Buchung und weitere Informationen:
taz nord Anzeigenabteilung | anzeigen@taz-nord.de
Telefon: Hamburg (0 40) 38 90 17-454 | Bremen (04 21) 9 60 26-442